

Heimattalender



Kreis Prenzlau

1933

Feder Sparer



ist Helfer aus der Krise, jede gesparte
Mark fließt der Wirtschaft zu und
Schafft Arbeit!

Sparen auch Sie bei Ihrer
Spartasse des Prenzlauer Kreises
mit den Zweigstellen in
Brüssow, Fürstenwerder und Zerrenthin

Heimatkalender für den Kreis Prenzlau

1933
8. Jahrgang

Herausgegeben vom Kreis Ausschuß des Kreises Prenzlau

Bearbeitet von
Kreis Ausschuß-Bürodirektor Ernst Fürstenau, Prenzlau

Wohin?

Von Erich Sendke, Prenzlau.

W
n einem Kreuzweg steht mein Volk nun wieder
Und späht, verirrt, nun suchend in die Weiten;
Du Volk der Kraft, des Geistes und der Lieder,
Wer beugte deinen starken Nacken nieder?
Du sollst und darfst nicht weiter abwärts schreiten.
Du hast gehofft, geharrt schicksalergeben,
Du hast geblutet, hast gezahlt, entbehrt,
Nun ist der Rest von deinem bisshen Leben
Bis auf die allerleesten Spelzen aufgezehrt.

Die große, weite Welt glaubt sich am Ziele,
Und schau, sie hat es herrlich weit gebracht,
Faul ist das Fundament, morsch sind die Stiele,
Dem Steueremann gehorchen nicht die Riele,
Der ganze Bau in allen Fugen kracht.
Rühn hat die Technik manches überwunden,
Sie überschlägt sich fast in dem Triumph,
Die Masse Mensch jedoch kann nicht gefunden,
Sie vegetiert nur noch verbittert, dumpf und stumpf.

Die Transmission, die einst des Schöpfers Walten
Klug um den Kreislauf aller Dinge wand,
Die Transmission, sie will nun nicht mehr halten,
Seitdem der Mensch begann sich auszuschalten,
Und die Maschine schafft statt Menschenhand.
Der Menschen Geist hat Menschen Hand gefesselt,
- Die halbe Menschheit steht herum und feiert -
Des Menschen List hat Kräfte eingefesselt,
- Die andere Hälfte aber schuftet, schimpft und steuert.-

Auf, deutsches Volk, noch bist du nicht am Ende,
Du kannst bewahren dich vor letztem Schaden.
Was retten kann, das ist nicht Dividende,
Stark wirst du durch die Arbeit deiner Hande
Und nicht von Mammons- und von Motors Gnaden.
Dein Schicksal und dein Schiff ist deine Scholle,
Gesegnet Jahr um Jahr mit Frucht und Fracht:
Darum, getrost ans Steuer! Und Gott wolle
Seleiten gnädig deinen Kurs aus Not und Nacht.

Bergiß das Beste nicht!

Ein Wort zum Geleit.

Eine alte Sage erzählt von der blauen Wunderblume. Die fand der Schäfer, als er mit seiner Herde am Bergeshang weidete, und sie bewies ihre geheimnisvolle Kraft, den Schoß der Erde aufzuschließen und Einlaß zu gewähren zu den Schatzkammern in der Tiefe. Er stieg mit ihr hinunter und konnte von den Perlen und Edelsteinen nehmen, was nur irgend er wollte. Er legte die blaue Wunderblume aus der Hand und griff gierig mit beiden Händen zu. Plötzlich erklang eine Stimme: „Bergiß das Beste nicht!“ Da warf er manches weg von dem, was er an sich gerafft, und griff nach anderen Steinen, weil er meinte, sie könnten vielleicht noch wertvoller sein. Aber wieder erklang die Stimme: „Bergiß das Beste nicht!“ Das machte ihn unsicher, und als er den Berg, schwer beladen, verließ, da kam noch einmal der warnende Ton. Die Reichtümer verbrauchte er. Aber wie er dann wieder zurück wollte in den Schoß des Berges, da merkte er endlich, daß er das Beste vergessen. Denn die blaue Wunderblume, die das Tor öffnete zu allen Schätzen, hatte er liegen gelassen in der Tiefe. Da merkte er — zu spät —, daß er das Beste vergessen hatte.

„Bergiß das Beste nicht!“ Diese Mahnung jener alten besinnlichen Sage möchte man heute auch unserem Volke zurufen. Was nützt es uns, wenn wir alles zusammensuchen, was die Schatzkammern der Welt uns darbieten und das Beste wird dabei vergessen. Was ist das Beste? Wir nennen es herkömmlich die Seele. Es steht davon in der Bibel das Heilandswort: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Dieses Wort gewinnt heute wieder einen neuen Glanz, nachdem es lange schien, als wüßten die Menschen nichts mehr damit anzufangen. Wir haben die ganze Welt gewonnen, wir haben ihre Kräfte uns untertan gemacht, wir haben eine Kultur aufgebaut, die ganz beruhen wollte auf den äußeren Kräften dieser Erde und von der Seele nichts mehr wissen wollte. Die Wirtschaft, das Geld, die Technik, die Maschinen; das alles haben wir für das Wichtigste gehalten und haben darüber die Seele vergessen. Und nun kommt über diese laut gepriesene Kultur eine ungeheure Krisis, die das ganze Abendland in eine unerhörte Not hineinstößt, in die wir alle mit hineinverflochten sind. Weh dem Volk, daß seine Seele vergift! Wenn aber unsere Seele wieder stark und gesund sein wird, dann werden wir wieder ein neues Leben bauen.

Wieder geht dieser Kreislander hinaus und wird einkehren in vielen Häusern unserer Heimat. Er kommt als ein lieber Gast, der viel zu erzählen hat. Von unserer Heimat will er reden, Heimatkunde verbreiten, Heimatstolz wecken, Heimatliebe pflegen. Auch das ist ein Dienst an der Seele unseres Volkes. Denn ein Volk lebt auf die Dauer nur von den inneren Kräften, die in ihm sind. So mag dieses Buch wiederum hinausgehen in unsere Heimat und dazu helfen, daß innere Kräfte wachsen in ihr, daß unsere Seele gesunde. Sie ist das Beste, vergiß es nicht!

Superintendent Dr. Nagel.

	Seite		Seite
Was Kronprinz Friedrich Wilhelm in Prenzlau erlebte. Von Amtsgerichtsrat a. D. Schulz, Goslar	145	Vör Wihnachten. Erzähl. von Max Lindow	182
Volksheilkunde und sympathetische Rezepte aus alter Zeit. Von R. Sendke-Prenzlau	146	Inhöden. Erzählung von W. Groß	183
Uns' Pütten. Von Max Lindow. Bild von Jacob, Nechlin	150	Gedichte von Willy Groß	166
Das Laubenhaus in der Uckermark. Von Dr. Rudolph. Dazu 5 Abbildungen	151	24, 42, 130, 145,	166
De Döschel. Von Max Lindow. Zeichnung von Leo Wiese	156	" " Max Lindow	156
Der alte Reiterdeggen. Erzählung von Gustav Metscher	157	12, 32, 67, 76, 150,	156
Der Gänsebraten von Kraasch. Sage, nach- erzählt von Pfarrer Peters	158	" " Wilhelm Melech	89
Winterhilfe der vereinigten Noten-Kreuz- Verbände. Von Frau v. Lettow-Vorbeck. Mit 2 Abbildungen	159	Sprüche von Adolf Meineke	64
Professor Dr. Weber, Bremen. Von Maria Schäfer, Zeichnung von Leo Wiese	161	Gedichte von Gustav Metscher	44
Heimaträtsel von Bernhard Mähke	164	10, 14, 22, 37,	44
Es steht ein Pflug im Felde. Es steht ein Bursch am Wege. Gedicht von E. Ziemendorf	165	" " Emil Reichert	163
Am Meer. Gedichte und Zeichnung von W. Groß	166	" " Maria Schäfer	18
Eine Alpenblume im Kreise Prenzlau. Von Dr. Effenberger. Mit einem Bild, Aufnahme vom Verfasser	167	" " G. Schulz, Wilhelmsburg	141
Frühlingsmusik. Gedicht von Ernst Ziemendorf	168	80, 127,	141
Pucks. Sage von Max Lindow	169	" " Erich Sendke . 2, 8, 28,	55
50 Jahre Strasburger Zuckerrabrik. Von Ernst Fürstenau. Mit 5 Abbildungen	170	" " R. Sendke	53, 136
Der märkische Eulenspiegel und der Prenz- lauer Schneider. Erzählung von Gustav Metscher	174	" " Emmy von Winterfeld-War- now	26
Der Hammerherr. Sage v. Pfarrer Peters	176	" " Joachim von Winterfeld,	115
Buck oder Hommel. Erzählung von Erich Sendke	177	Damerow . . 16, 20, 60,	115
Siedlung tut not! Von Dr. Wolfwig. Mit 8 Abbildungen	178	" " Traute Wittmann	6, 118
Worüber man sich in der Familie freut	181	" " Ernst Ziemendorf	168
		75, 107, 142, 165,	168
		Kunstdruckbeilagen:	
		Pfarrer Christoph Süring, Aufnahme von R. Bertuch	80/81
		Das Maiglöckchen, Aufnahme von Dr. Effenberger	80/81
		Marienkirche in Strasburg Am. (Aus: Kunstdenkmäler d. Kreises Prenzlau)	96/97
		Inneres der Marienkirche in Stras- burg Am. (Aus: Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlau)	96/97
		Zeichnungen:	
		von Willy Groß	166
		" Wilhelm Keding 68, 69, 70, 71, 73	73
		" Walter Schulz	56
		" Ernst Vogel Um Schlag, 7—29	29
		" Leo Wiese 32, 50, 51, 52,	156
		96, 127, 128, 129, 130,	156
		Messen und Märkte Anzeigenteil S. IV	IV
		Erhaltet das Vermögen. Verhütet Brände. Anzeigenteil S. II	II
		Inserate Anzeigenteil	Anzeigenteil

Pfinstgen.

W. Groß.

Wenn quellend aus dem Morgen neues Leben fließt
Und spätes Abendgold die Saaten übergießt,
Weht eine heil'ge Macht aus dunklen Tiefen
Sieghafte Kräfte, die bisher noch schliefen.

Dann lauschst du stiller, tiefer in dich selbst hinein.
Und nie kann eines Maientags Entseßelstsein
Wohl stärker seine frohen Schwingen spüren,
Als wenn die Pfinstgen alle Glocken rühren.

Schneemonat Januar Hartung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1. Woche	Gv. Der Jesusname. Luk. 2, 21; Ep. Gal. 3, 23-29. — Luk. 4, 16-21; Röm. 8, 24-32; Pf. 90, 1-17; Pf. 121. Kath. Die Beschneidung Jesu. Luk. 2, 21; Ep. Tit. 2, 11-15.					
1	Neujahr	Neuj. Weichn. Chr.	8 11	15 56	10 50	22 25
2	Abel, Seth	Namen-Jesu Fest	8 11	15 57	11 1 23	39
3	Enoch	Genovefa	8 11	15 58	11 10	—
4	Methusalem	Titus	8 10	16 0 11 20	0 53	
5	Simeon	Telephorus	8 10	16 1 11 30	2 7	
6	Epiphania	Ersch d Herrn (Hl. Lucian 3 Könige)	8 10	16 2 11 46	3 20	
7	Julian		8 9	16 3 12 6	4 35	
2. Woche	Gv. Der zwölfjährige Jesus. Luk. 2, 41-52; Ep. Röm. 12, 1-6. — Joh. 1, 35-42; 2. Kor. 6, 14-7, 1; Pf. 122. Kath. Text wie vor. Luk. 2, 42-52; Ep. Röm. 12, 1-5.					
8	1. n. Gp. Erhard	1. n. Ersch. Severin.	8 9	16 5 12 35	5 47	
9	Beatus	Julian	8 8	16 6 13 15	6 53	
10	Paulus Einl.	Agathon	8 8	16 8 14 10	7 46	
11	Inginus	Inginus	8 7	16 9 15 19	8 27	
12	Reinhold	Ariadius	8 6	16 11 16 37	8 56	
13	Hilarius	Gottfried	8 5	16 12 17 58	9 16	
14	Relix	Relix	8 5	16 14 19 19	9 31	
3. Woche	Gv. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11; Ep. Röm. 12, 7-16. — Joh. 1, 43-51; 1. Kor. 2, 6-16; Jes. 61, 1-6. Kath. Text wie vor. Joh. 2, 1-11; Ep. Röm. 12, 6-16.					
15	2. n. Gp. Maurus	2. n. Ersch. Maurus	8 4	16 15 20 39	9 43	
16	Marcellus	Marcellus	8 3	16 17 22 0	9 55	
17	Antonius	Antonius	8 2	16 19 23 23	10 5	
18	Priska	Petri Stuhl.	8 1	16 20	— 10 15	
19	Sara	Kanut	8 0	16 22 0 47	10 28	
20	Fabian, Sebastian	Fabian, Sebastian	7 59	16 23 2 16	10 47	
21	Agnès	Agnès	7 58	16 25 3 48	11 12	
4. Woche	Gv. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1-13; Ep. Röm. 12, 17-21. — Joh. 4, 5-14; Röm. 1, 13-20; 2. Kön. 5, 1-19a. Kath. Text wie vor. Matth. 8, 1-13; Ep. Röm. 12, 16-21.					
22	3. n. Gp. Vincentius	3. n. Ersch. Vincenti.	7 57	16 27 5 18	11 50	
23	Emerentiana	Emerentiana	7 56	16 29 6 33	12 50	
24	Timotheus	Timotheus	7 54	16 30 7 28	14 8	
25	Pauli Belehrung	Pauli Belehrung	7 53	16 32 8 5	15 39	
26	Polystarp	Polystarp	7 52	16 34 8 27	17 10	
27	Joh. Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7 51	16 36 8 43	18 37	
28	Karl	Karl der Große	7 49	16 38 8 56	20 0	
5. Woche	Gv. Die Stillung des Sturmes. Matth. 8, 23-27; Ep. Röm. 13, 1-10. — Joh. 4, 31-42; Röm. 7, 7-16; Pf. 93. Kath. Text wie vor. Matth. 8, 23-27; Ep. Röm. 13, 1-10.					
29	4. n. Gp. Valerius	4. n. Ersch. Franz	7 48	16 39 9 7	21 18	
30	Adelgund	Martina v. Sales	7 46	16 41 9 17	22 34	
31	Basilius	Petrus Nolascus	7 45	16 43 9 26	23 48	

Am 3. Januar Sonne in Erdnähe.

Junges Jahr.

Ein junges Jahr wirbt um Vertrauen —
 Wir stehen zögernd erst am Rand;
 Der leere Raum, in den wir schauen,
 Gleicht unbebautem Ackerland.

Es gilt den Freundschaftsbund zu schließen
 Mit jemand, der uns jetzt noch fremd.
 Es gilt die Lebensform zu gießen,
 Auch wenn uns Kampf die Arme hemmt!

Nach wolkentrüben Wintertagen
 Wird einmal doch der Himmel licht.
 Nach endlos scheinendem Entfagen
 Kommt Sonne, die das Werde spricht.

Ein junges Jahr pocht an die Türen . . .
 Wir geben ihm die Wege frei —
 Und während wir's zu Tische führen,
 Flieht alte Not an uns vorbei.

Traute Wittmann.



Stückschweinchen.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.

Fastenmonat Februar Hornung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 M	Brigitte	Ignatius	7 43	16 45	9 36	—
2 D	Mariä Reinigung ☉	Mariä Lichtmeß	7 41	16 47	9 50	1 4
3 F	Blasius	Blasius	7 40	16 48	10 8	2 19
4 S	Beronika	Andr. Corfinius	7 38	16 50	10 33	3 32
6. Woche	Ev. Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30; Ep. Kol. 3, 12—17. — Matth. 7, 24—29; Röm. 8, 1—9; Hefef. 33, 10—16. Kath. Text wie vor. Matth. 13, 24—30; Ep. Kol. 3, 12—17.					
5 S	5. n. Ep.	5. n. Ersch.	7 36	16 52	11 8	4 41
6 M	Dorothea	Dorothea	7 34	16 54	11 58	5 40
7 D	Richard	Romuald	7 32	16 56	13 1	6 25
8 M	Salomon	Zoh. v. Mattha	7 31	16 58	14 17	6 58
9 D	Apollonia	Apollonia	7 29	17 0	15 39	7 21
10 F	Scholastika ☽	Scholastika	7 27	17 2	17 1	7 38
11 S	Euphrosyna	Desiderius	7 25	17 4	18 24	7 51
7. Woche	Ev. Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1—16; Ep. 1. Kor. 9, 24—27. — Luf. 10, 38—42; Psil. 1, 27—2, 4; Jer. 9, 23—24. Kath. Text wie vor. Matth. 20, 1—16; Ep. 1. Kor. 9, 24—27; 10, 1—5.					
12 S	Septuagesimä	Septuagesimä	7 23	17 6	19 46	8 2
13 M	Benignus	Benignus	7 21	17 8	21 9	8 14
14 D	Valentinus	Valentinus	7 19	17 10	22 33	8 23
15 M	Faustinus	Faustinus	7 17	17 12	—	8 36
16 D	Juliana	Juliana	7 15	17 14	0 2	8 52
17 F	Konstantia ☾	Donatus	7 13	17 16	1 34	9 15
18 S	Konfordia	Simeon	7 11	17 17	3 4	9 47
8. Woche	Ev. Vom Säemann. Luf. 8, 4—15; Ep. 2. Kor. 12, 1—10. — Joh. 11, 20—27; Psil. 1, 12—21; Amos 8, 11—12. Kath. Text wie vor. Luf. 8, 4—15; Ep. 2. Kor. 11, 19—33; 12, 1—9.					
19 S	Sexages. Eufanna	Sexages. Gabinus	7 9	17 19	4 22	10 37
20 M	Eucherius	Eleutherius	7 7	17 21	5 23	11 48
21 D	Eleonora	Eleonora	7 5	17 23	6 4	13 12
22 M	Petri Stuhl.	Petri Stuhl.	7 3	17 25	6 31	14 42
23 D	Serenus	Petr. Dam.	7 1	17 27	6 49	16 9
24 F	Matthias ☽	Matthias	6 59	17 29	7 2	17 34
25 S	Viktorinus	Walburga	6 57	17 31	7 14	18 54
9. Woche	Ev. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luf. 18, 31—43; Ep. 1. Kor. 13. — Mark. 10, 35—45; Joh. 11, 47—57; 1. Kor. 1, 21—31; Jer. 8, 4—9. Kath. Text wie vor. Luf. 18, 31—43; Ep. 1. Kor. 13, 1—13.					
26 S	Quinquag. Nestor	Quinquag. Alexander	6 55	17 33	7 24	20 11
27 M	Veander	Veander	6 53	17 35	7 33	21 28
28 D	Fastnacht	Fastnacht	6 50	17 36	7 43	22 44

Am 24. Februar ringförmige Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.

Eislauf.

„Geh nicht auf das Eis, es hält nicht mehr“,
 So bittet die Mutter den Knaben sehr;
 Doch Knaben sind wild und naseweis
 Und gehen so gerne auf brüchiges Eis.

Hohl heult der Wind, die Decke brüllt;
 Der Knabe, wie von der Sehre geschneit,
 Auf stählernen Schienen zieht Dahn um
 Bahn.

Da grinst der Tod auf gläsernem Plan.

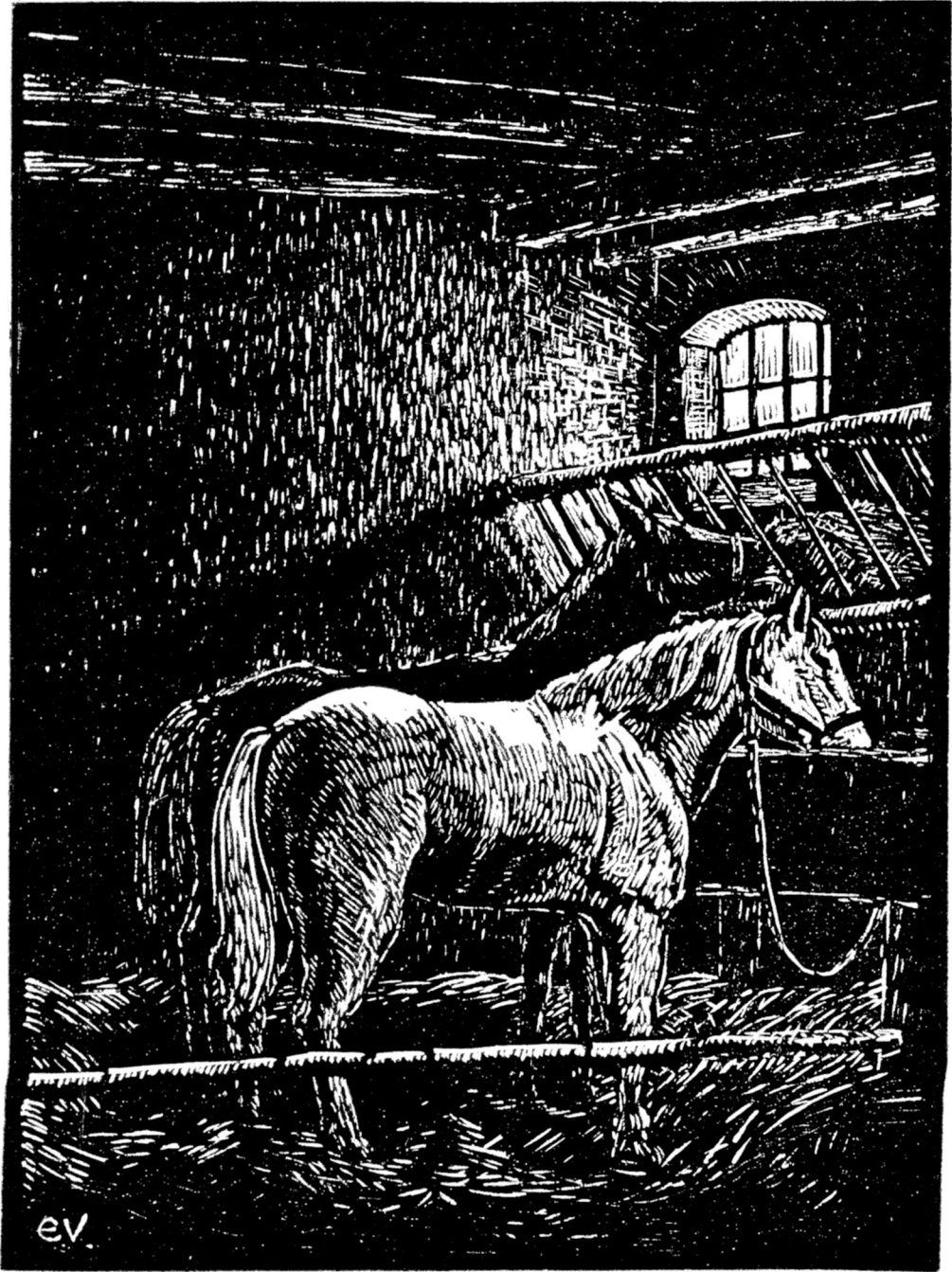
Die Lume, sie sperrt den Rachen auf,
 Amsonst brems er den rasenden Lauf,
 Amsonst! Und ob er sich stemmt und duckt,
 Die Lume hat den Knaben verschluckt.

Und als der Tag versinkt in der Nacht,
 Da hat man der Mutter den Jungen
 gebracht.

Den Jungen, um den sie sich bangt in
 Sorgen, —

Man hat ihn nur als Leiche geborgen.

E. Sendte.



An der Futterkrippe.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.

Frühlingsmonat März Lenzing

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 M	Aschermittwoch	Aschermittwoch	†	6 48 17 38	7 55 23 59	
2 D	Simplicius	Simplicius		6 46 17 40	8 11 —	
3 F	Kunigunde	Kunigunde	†	6 44 17 42	8 33 1 14	
4 S	Adrianus	Rafimir		6 41 17 44	9 3 2 26	
10. Woche	Ev. Christi Versuchung. Matth. 4, 1–11; Ep. 2. Kor. 6, 1–10. — Matth. 16, 21–26; Luk. 22, 39–46; Hebr. 4, 15–16; 1. Mose 22, 1–14. Kath. Text wie vor. Matth. 4, 1–11; Ep. 2. Kor. 6, 1–10.					
5 S	1. Invokavit	1. Fastensonntag		6 39 17 45	9 47 3 29	
6 M	Fridolin	Perpetua		6 36 17 47	10 44 4 19	
7 D	Felicitas	Thomas v. Aquino		6 34 17 49	11 54 4 58	
8 M	Philemon (Quat.)	Johann de Deo (Quat.)		6 32 17 51	13 13 5 24	
9 D	Franziska	Franziska		6 30 17 53	14 35 5 43	
10 F	Henriette	40 Märtyrer	†	6 27 17 54	15 59 5 57	
11 S	Kofina	Eulogius		6 25 17 56	17 23 6 10	
11. Woche	Ev. Das kananäische Weib. Matth. 15, 21–28; Ep. 1. Theß. 4, 1–12. — Luk. 10, 17–20; Luk. 22, 54–62; 1. Joh. 2, 12–17; 2. Mose 33, 17–23. Kath. Von der Verkürzung Christi. Matth. 17, 1–9; Ep. 1. Theß. 4, 1–7.					
12 S	2. Remin. ☽	2. Fastenf. Greg. d. Gr.		6 23 17 58	18 46 6 21	
13 M	Ernst (Greg. d. Gr.)	Euphrasia		6 21 18 0	20 13 6 32	
14 D	Zacharias	Mathilde		6 18 18 2	21 44 6 44	
15 M	Christoph	Longinus		6 16 18 3	23 17 6 59	
16 D	Cyriacus	Heribert		6 13 18 5	— 7 19	
17 F	Gertrud	Gertrud	†	6 11 18 7	0 49 7 49	
18 S	Anselmus	Cyriillus		6 9 18 9	2 13 8 34	
12. Woche	Ev. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Luk. 11, 14–23; Ep. Eph. 5, 1–9. Luk. 9, 51–56; Luk. 22, 63–71; 1. Petri 1, 13–16; Jer. 26, 1–15. Kath. Text wie vor. Luk. 11, 14–28; Ep. Eph. 5, 1–9.					
19 S	3. Eruli Joseph	3. Fastenf. Joseph		6 7 18 11	3 19 9 38	
20 M	Hubert	Joachim		6 4 18 12	4 5 0 58	
21 D	Benediktus	Benediktus		6 2 18 14	4 36 12 24	
22 M	Rafimir	Octavian		6 0 18 16	4 55 13 50	
23 D	Eberhard	Etto		5 58 18 18	5 10 15 15	
24 F	Gabriel	Gabriel	†	5 55 18 19	5 23 16 35	
25 S	Maria Verk.	Maria Verk.		5 53 18 21	5 32 17 52	
13. Woche	Ev. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1–15; Ep. Röm. 5, 1–11. Joh. 6, 47–57; Matth. 27, 15–31; 2. Kor. 7, 4–10; Jes. 52, 7–10. Kath. Text wie vor. Joh. 6, 1–15; Ep. Gal. 4, 22–31.					
26 S	4. Yät. Emanuel ☽	4. Fastenf. Ludger		5 50 18 22	5 42 19 8	
27 M	Rupert	Rupert		5 48 18 24	5 52 20 24	
28 D	Matthias	Guntram		5 46 18 26	6 2 21 40	
29 M	Eustasius	Eustasius		5 43 18 28	6 17 22 56	
30 D	Guido	Quirinus		5 41 18 29	6 37 —	
31 F	Amos	Valbina	†	5 38 18 31	7 3 0 10	

Am 21. März Frühlingsanfang, Tag und Nacht gleich.

Kleinstadtf Frühling.

Ein Leierkasten läßt sein Lied

Die Gasse lang erklingen,

Viel bunte Kreisel flott und flint

Am Kinderpeitschen springen.

Ihr Jüngstes wiegt im warmen Arm

Die Mutter voller Wonne,

Des franken Nachbars blaß Gesicht

Rüßt sanft die milde Frühlingssonne.

Vom Zaun her dringt ein schrill Getreisch

Von Späßen und von Staren.

Dann kommt vom Turm das Zwölfgeläut,

Mit ihm ein Schwarm Scholaren.

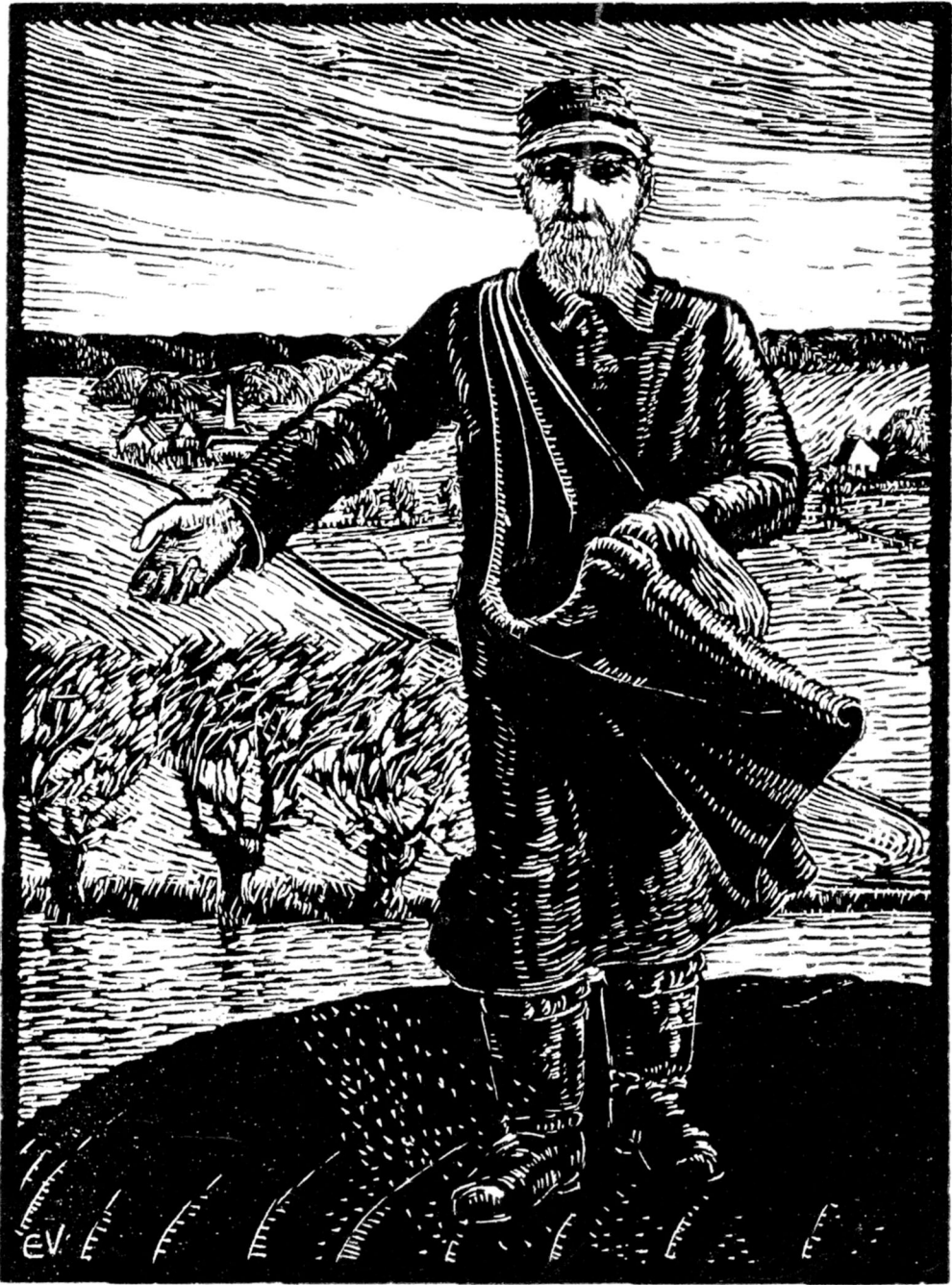
Gleich wird die Gasse wie ein Strom,

Auf dessen Wellen wiegen

Sich froher Jugend Boote viel,

Die in den Frühling fliegen.

Gustav Metzger.



Sämann.

Original-Linolschnitt von Ernst Wegel.

Ostermonat April Ostermond

Table with columns for Day, Festival (Protestants/Catholics), Sunrise, Sunset, Moonrise, Moonset. Includes weekly liturgical information (Ev., Ep., Kath.) and specific feast days like Palm Sunday, Good Friday, Easter Sunday, Ascension, Pentecost, and Whit Sunday.

1) bis Mittag. *) Die Juden feiern ihr Passahfest am 11. und 12. April, das siebente Passahfest am 17. April und Passahende am 18. April.

No stüpen.

Heini is al früh ufstohn; Heini will no stüpen gohn. Osterstüpen in de Just - Riekt mol, wo uns' Heini lust! Heini, Heini, spood di man, Fäng man gliest bi'n Schulten an. Schultenmudder heft in't Schapp Höhnereier - nich to knapp. Oiftern freeg se achsteihn Stüd! Heini, dor versöf dien Glüd. Schultenmudder, de is good, Leggt di Eier in den Hood! Heini is den Tridd al rup! Heini ritt de Stuw'ndör up! Heini jucht: „Juchhe, juchhei! Etüp, stüp, stüp, stüp Ofterei!“

Mar Lindow.



Im Hausgarten.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.

Blütenmonat **Mai** Wonnemond

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 M	Philipp., Jak.	Philipp., Jak.	4 30	19 25	8 34	1 24
2 D	Sigismund ☾	Athanasius	4 28	19 27	9 56	1 49
3 M	Kreuz, Erfind.	Kreuz, Erfind.	4 26	19 29	11 8	2 7
4 D	Florian	Monica	4 24	19 30	12 28	2 20
5 F	Gotthard	Pius V.	4 22	19 32	13 49	2 34
6 S	Dietrich	Joh. v. d. Fiorte	4 20	19 34	15 11	2 44
19. Woche	Ev. Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—23a; Ep. 1. Petri 2, 11—20. — Joh. 12, 20—26; 1. Joh. 4, 9-14; Jes. 40, 26-31.		Kath. Text wie vor. Joh. 16, 16—22; Ep. 1. Petri 2, 11—19.			
7 S	3. Jubilate Gottfried	3. u. Ostern Stanisl.	4 18	19 36	16 38	2 55
8 M	Stanislaus	Michaels Fisch.	4 16	19 37	18 10	3 7
9 D	Hiob ☽	Gregor	4 15	19 39	19 47	3 24
10 M	Gordian	Antonius	4 13	19 40	21 24	3 47
11 D	Marertus	Marertus	4 11	19 42	22 50	4 20
12 F	Pankratius	Pankratius	4 9	19 44	23 55	5 13
13 S	Servatius	Servatius	4 8	19 45	—	6 27
20. Woche	Ev. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—15; Ep. Jak. 1, 16—21. — Joh. 6, 60—69; 2. Tim. 2, 8—13; Ps. 98.		Kath. Text wie vor. Joh. 16, 5—14; Ep. Jak. 1, 17—21.			
14 S	4. Cantate Christian	4. u. Ost. Bonifazius	4 6	19 47	0 38	7 53
15 M	Sophia	Sophia	4 5	19 48	1 6	9 23
16 D	Peregrinus ☾	Johann v. Nep.	4 3	19 50	1 24	10 50
17 M	Nodokus	Ubalduß	4 2	19 51	1 38	12 12
18 D	Erich	Benantius	4 0	19 53	1 49	13 29
19 F	Potentiana	Petr. Colestin	3 59	19 54	1 59	14 44
20 S	Ananias	Bernhardin	3 57	19 56	2 9	15 58
21. Woche	Ev. Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23b—33; Ep. Jak. 1, 22—27. — Luf. 11, 5—13; 1. Tim. 2, 1—6; Jes. 55, 6—11.		Kath. Text wie vor. Joh. 16, 23—30; Ep. Jak. 1, 22—27.			
21 S	5. Rogate Prudens	5. u. Ostern Felix	3 56	19 57	2 19	17 13
22 M	Helena	Julia	3 55	19 58	2 31	18 27
23 D	Desiderius	Desiderius	3 54	20 0	2 48	19 42
24 M	Either ☽	Johanna	3 52	20 1	3 10	20 53
25 D	Himmelf. Chr.	Himmelf. Chr.	3 51	20 3	3 39	21 56
26 F	Eduard	Philipp Mart	3 50	20 4	4 22	22 47
27 S	Ludolf	Beda	3 49	20 5	5 17	23 25
22. Woche	Ev. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16, 4; Ep. 1. Petri 4, 8—11. — Joh. 7, 33—39; Eph. 1, 15—23; Ps. 42.		Kath. Text wie vor. Joh. 15, 26—16, 4; Ep. 1. Petri 4, 7—11.			
28 S	6. Grandi Wilhelm	6. u. Ostern Wilhelm	3 48	20 7	6 24	23 52
29 M	Maximin	Maximus	3 46	20 8	7 37	—
30 D	Wigand	Felix	3 45	20 10	8 54	0 11
31 M	Petronilla	Petronilla	3 44	20 11	10 12	0 26

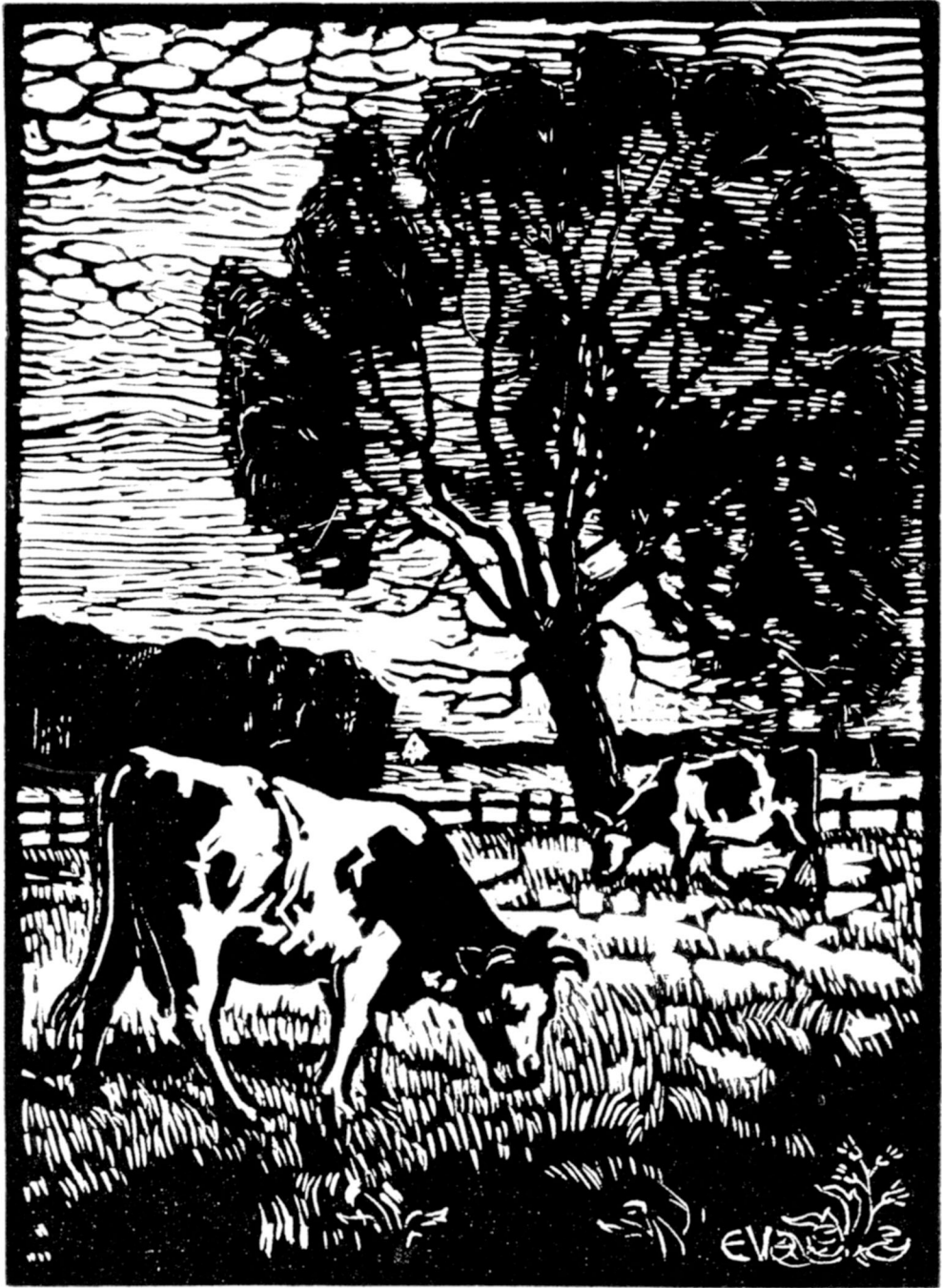
*) Die Juden feiern ihr Wochenfest am 31. Mai.

Felder im Mai.

Das ist ein fröhlich Schreiten
 Jetzt durch die Felder weit,
 Wo auf besonnten Breiten
 Ein frisches Leben mait.

Wie in Smaragd geschlagen
 Liegt taubeneckt die Flur;
 Ernst steht und klanggetragen
 In Andacht die Natur.

Gott hebt in Vatergüte
 Zum Segen seine Hand,
 Es prangt in Duft und Blüte
 Das weite, weite Land.



Auf der Weide.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.

Rosenmonat Juni Brachmond

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1* D	Nikomedes ☉	Juvenius	3 43	20 12	11 29	0 38
2 F	Marcellinus	Erasmus	3 42	20 13	12 48	0 50
3 S	Erasmus	Klotilde	3 42	20 15	14 9	1 1
23. Woche	Ev. Der Tröpier. Joh. 14, 23-31; Ep. Apostelgeschichte 2, 1-13. — Joh. 14, 15-21; Eph. 2, 19-22; Hej. 36, 22-28. Kath. Text wie vor. Joh. 14, 23-31; Ep. Apostelgeschichte 2, 1-11.					
4 S	Pfingstsonntag	Pfingstsonntag	3 41	20 16	15 36	1 12
5 M	Pfingstmontag	Pfingstmontag	3 40	20 17	17 9	1 26
6 D	Benignus	Robert	3 39	20 18	18 45	1 45
7 M	Lukretia (Quat.)	Robert (Quat.)	3 39	20 19	20 18	2 12
8 D	Medardus ☉	Medardus	3 38	20 19	21 30	2 56
9 F	Primus	Primus †	3 38	20 20	22 30	4 1
10 S	Enphrius	Marqareta	3 37	20 21	23 5	5 24
24. Woche	Ev. Gepräch mit Nikodemus. Joh. 3, 1-15; Ep. Röm. 11, 33-36. — Matth. 28, 16-20; Eph. 1, 3-14; 2. Kor. 13, 11-13; Jef. 6, 1-8; 4. Mose 6, 22-27. Kath. Der Taufbefehl. Matth. 28, 18-20; Ep. Röm. 11, 33-36.					
11 S	Trinitat. Barnabas	Dreif.-Fest Barnab.	3 37	20 22	23 28	6 57
12 M	Basilides	Basilides	3 37	20 22	23 43	8 28
13 D	Tobias	Anton von Padua	3 36	20 23	23 56	9 55
14 M	Elifäus	Fafilius	3 36	20 23	—	11 17
15 D	Vitus ☉	Ironleichnam	3 36	20 24	0 7	12 33
16 F	Justina	Benno	3 36	20 24	0 17	13 48
17 S	Wolfmar	Adolf	3 36	20 25	0 28	15 2
25. Woche	Ev. Der reiche Mann und der arme Lazarus. Luk. 16, 19-31; Ep. 1. Joh. 4, 16-21. — Matth. 13, 31-35; Apostelgeschichte 4, 32-35; 5. Mose 6, 4-13. Kath. Das große Abendmahl. Luk. 14, 16-24; Ep. 1. Joh. 3, 13-18.					
18 S	1. n. Trin. Aenuif	2. n. Pf. Mark. u. Marc.	3 36	20 25	0 38	16 17
19 M	Gervaf., Protaf.	Gervaf., Protaf.	3 36	20 26	0 54	17 32
20 D	Silverius	Silverius	3 36	20 26	1 14	18 44
21 M	Albanus	Aloufius	3 36	20 26	1 41	19 50
22 D	Achatius	Pautinus	3 36	20 26	2 20	20 44
23 F	Bafilus ☉	Herz-Jefu-Fest	3 37	20 27	3 13	21 25
24 S	Johannes d. T.	Johannes d. T.	3 37	20 27	4 15	21 56
26. Woche	Ev. Das große Abendmahl. Luk. 14, 16-24; Ep. 1. Joh. 3, 13-18. — Matth. 9, 9-13; Röm. 10, 1-15; Epr. Gal. 9, 1-10. Kath. Jefus nimmt die Sünder an. Luk. 15, 1-10; Ep. 1. Petri 5, 6-11.					
25 S	2. n. Trin. Elogius	3. n. Pf. Profper	3 37	20 27	5 27	22 17
26 M	Jeremias	Johann u. Paul	3 38	20 27	6 44	22 34
27 D	Sieben-Schläfer	Ladiflaus	3 38	20 27	8 0	22 46
28 M	Leo	Leo II. P.	3 39	20 27	9 17	22 58
29 D	Peter u. Paul	Peter u. Paul	3 39	20 27	10 34	23 8
30 F	Pauli Gedächtnis ☉	Pauli Gedächtnis	3 40	20 27	11 52	23 18

*) Die Juden feiern das zweite Wochenfest am 1. Juni.
Am 21. Juni Sommeraufgang, längster Tag.

Junimorgen.

In lauen Lüften strömte Morgenfrische
Und süßer Duft von erster Wiesenmahd,
Unendlich schimmernd über Baum und
 Büfche

Die frühe Sonne ihren Glanz vertat.

Wie ich fo ging, glitt filbern auf den
 feuchten

Grashalmen neben mir am Koppelrain
Um meines Hauptes Schatten her ein
 Leuchten,

Seitfam geformt juft wie ein Heiligen-
 fchein.

Ich nahm's als Sinnbild dieser lichten
 Stunde,

Die fo voll Seligfeit und Weihe war,
So rein die Welt in feierfchiller Runde
Wie neu erfchaffen, aller Fehle bar.

Daß ich in tiefaufatmendem Entzücken,
Ein Kind, vor lauter Wundern fand,
Und langverwehter Freude Himmels-
 brücken

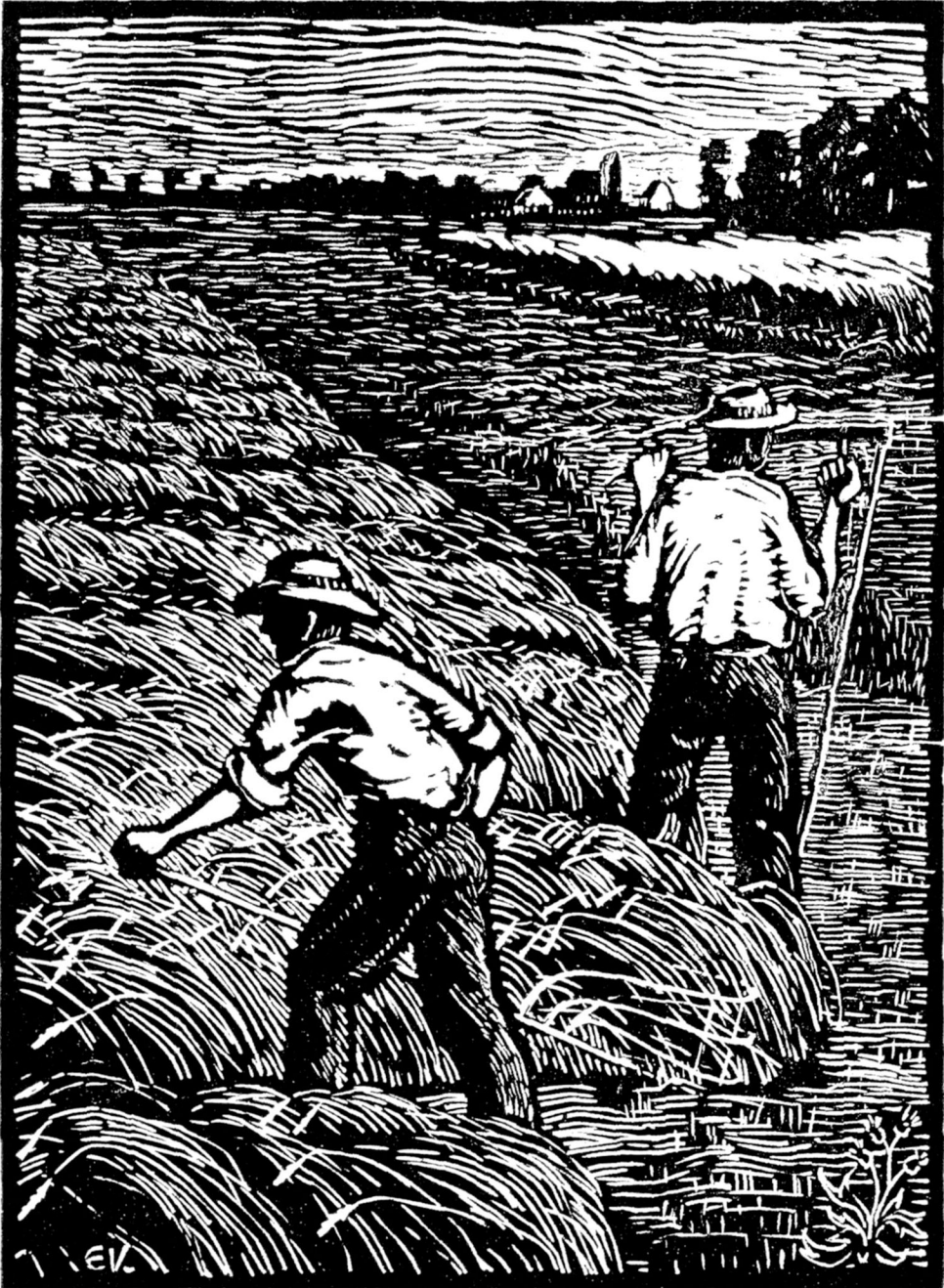
In dieses Morgens Gnade wieder fand.

Joachim v. Winterfeld-Damerow.



Feierabend.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.



Ernte.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.

Erntemonat August Ernting

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 D	Petri Kettenfest	Petri Kettenfest	4 18	19 53	16 49	23 21
2 M	Gustav	Portiunkula	4 20	19 51	18 1	—
3 D	August	Stephan Erfind.	4 21	19 50	18 54	0 24
4 F	Dominikus	Dominikus	4 23	19 48	19 28	1 47
5 S	Oswald ^(☉)	Maria Schnee	4 25	19 46	19 50	3 20
32. Woche	Gv. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 13-23; Ep. Röm. 8, 12-17. - Matth. 12, 46-50; Apostelgesch. 16, 16-32; Jerem. 23, 16-29. Kath. Der Herr weint über Jerusalem. Luf. 19, 41-47; Ep. 1. Kor. 10, 6-13.					
6 S	8. n. Trin. Verkl. Cajetanus	9. n. Pf. Verkl. Christi	4 26	19 44	20 6	4 54
7 M	Donatus [Christi]	Cajetanus	4 28	19 43	20 19	6 24
8 D	Cyriakus	Cyriakus	4 29	19 41	20 31	7 50
9 M	Romanus	Romanus	4 31	19 39	20 41	9 10
10 D	Laurentius	Laurentius	4 33	19 37	20 52	10 29
11 F	Hermann	Tiburtius	4 34	19 35	21 5	11 47
12 S	Klara	Klara	4 36	19 33	21 21	13 3
33. Woche	Gv. Der ungerechte Haushalter. Luf. 16, 1-12; Ep. 1. Kor. 10, 1-13. Matth. 13, 44-46; Apostelgesch. 17, 16-34; Spr. Sal. 16, 1-9. Kath. Phariseer und Zöllner. Luf. 18, 9-14; Ep. 1. Kor. 12, 2-11.					
13 S	9. n. Trin. Hippo- C	10. n. Pf. Hippolytus	4 37	19 31	21 44	14 19
14 M	Eusebius Ilytus	Eusebius	4 39	19 29	22 14	15 30
15 D	Maria Heimgang	Maria Himmelfahrt	4 41	19 27	22 57	16 33
16 M	Isaak	Kochus	4 43	19 25	23 52	17 23
17 D	Bisibald	Liberatus	4 44	19 22	—	18 2
18 F	Agapetus	Helena	4 46	19 20	1 0	18 29
19 S	Sebald	Sebald	4 48	19 18	2 15	18 47
34. Woche	Gv. Der Herr weint über Jerusalem. Luf. 19, 41-48; Ep. 1. Kor. 12, 1-11. - Matth. 23, 34-39; Apostelgesch. 20, 17-38; Jer. 7, 1-11. Kath. Saphata! Mark. 7, 31-37; Ep. 1. Kor. 15, 1-10.					
20 S	10. n. Tr. Bernhard	11. n. Pf. Bernhard	4 50	19 16	3 33	19 2
21 M	Hartwig ^(☉)	Anastasius	4 51	19 14	4 52	19 14
22 D	Philibert	Timotheus	4 53	19 11	6 10	19 26
23 M	Zachäus	Philipp Benit	4 54	19 9	7 29	19 36
24 D	Bartholomäus	Bartholomäus	4 56	19 7	8 49	19 46
25 F	Ludwig	Ludwig	4 58	19 5	10 11	19 59
26 S	Samuel	Zephyrinus	4 59	19 3	11 38	20 17
35. Woche	Gv. Phariseer und Zöllner. Luf. 18, 9-14; Ep. 1. Kor. 15, 1-10. - Luf. 7, 36-50; Röm. 8, 33-39; Dan. 9, 15-18. Kath. Der barmherzige Samariter. Luf. 10, 23-37; Ep. 2. Kor. 3, 4-9.					
27 S	11. n. Trin. Gebhard	12. n. Pf. Rufus	5 1	19 0	13 7	20 41
28 M	Augustinus ^(☉)	Augustinus	5 2	18 58	14 35	21 16
29 D	Zoh. Enthauptung	Zoh. Enthauptung	5 4	18 56	15 50	22 11
30 M	Benjamin	Nofa	5 6	18 54	16 48	23 25
31 D	Paulinus	Raimund	5 8	18 52	17 28	—

Am 21. August ringförmige Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa als partielle Finsternis sichtbar.

Wald im Gewitter.

Der Wald wird eng — kein Lufthauch ist zu spüren —

Wie ein Gerichtssaal schwül, gewölbeschwer,

Voll Angeflagter, streng zu überführen;
Und keiner wagt im Warten sich zu rühren,
Denn ferne schattend naht der Richter her.

Bisweilen ist ein jäh Zusammenfahren
Und Hin- und-widerhaften im Geäst,
Wie rascher Hände hehlendes Gedaren
Verbotenes Gut verschohlen zu verwahren,
Bis sie die blasse Furcht erstarren läßt.

Nun halten sich die Aechzenden um-
schlungen,

Und Wipfel birgt an Wipfel sich bewegt,
Als Büffel Sturm, die Geißel hoch-
geschwungen,

Mitten hinein in ihre Angst gesprungen,
Und der Donner die dumpfe Gerichts-
trommel schlägt.

Da werden in den dunkelnden Gestellen
Verkörten Schreckens hohle Laute wach.

Ershauernd hört der Wald das Urteil
fällen:

Knirschenden Aufschrei — splittern des
Zerschellen ...

Und rauschert löst dem großen Richter nach.

Joachim v. Winterfeld-Damerow.



Am Schälplug.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.

Herbstmonat September Scheidung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Unteraufgang	Aufgang	Unteraufgang
1 ♂	Agidius	Agidius	5 9	18 49	17 53	0 53
2 ☾	Abjalon	Stephan	5 11	18 47	18 11	2 25
36. Woche	Ev. Hephata! Mark. 7, 31-37; Ep. 2. Kor. 3, 4-9. — Joh. 8, 31-36; Apokalypse 16, 9-15; Jes. 29, 18-21. Kath. Die zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11-19; Ep. Gal. 3, 16-22.					
3 ☾	12. n. Trin. Mansuet.	Schutzengel Mansuetus	5 13	18 45	18 25	3 55
4 M	Moses ☽	Rosalie	5 15	18 43	18 36	5 21
5 D	Herkules	Laurentius	5 16	18 40	18 49	6 44
6 M	Magnus	Magnus	5 18	18 38	18 58	8 5
7 D	Regina	Regina	5 19	18 35	19 11	9 23
8 ♂	Maria Geburt	Maria Geburt	5 21	18 33	19 26	10 42
9 ☾	Bruno	Goronius	5 23	18 31	19 46	12 0
37. Woche	Ev. Der barmherzige Samariter. Luk. 10, 23-37; Ep. Röm. 3, 21-28. — Mark. 12, 41-44; 1. Petri 2, 1-10; Sach. 7, 4-10. Kath. Sorget nicht. Matth. 6, 24-33; Ep. Gal. 5, 16-24.					
10 ☾	13. n. Trin. Sofien.	14. n. Pf. Nikolaus	5 24	18 28	20 13	13 14
11 M	Protus ☾	Protus [v. Tol.]	5 26	18 26	20 50	14 21
12 D	Enriß	Maria Namensfest	5 27	18 23	21 42	15 17
13 M	Amatus	Maternus	5 29	18 21	22 44	15 59
14 D	Kreuzes Erhöhh.	Kreuzes Erhöhh.	5 31	18 19	23 56	16 30
15 ♂	Nikomedes	Nikomedes	5 33	18 16	—	16 52
16 ☾	Euphemia	Kornelius	5 34	18 14	1 14	17 9
38. Woche	Ev. Die zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11-19; Ep. Gal. 5, 16-24. — Joh. 5, 1-14; 1. Tim. 1, 12-17; Ps. 50, 14-23. Kath. Weine nicht. Luk. 7, 11-16; Ep. Gal. 5, 25-6, 10.					
17 ☾	14. n. Trin. Lambert.	15. n. Pf. Lambertus	5 36	18 11	2 32	17 22
18 M	Titus	Thom. v. Willan.	5 38	18 9	3 50	17 34
19 D	Januarius ☽	Januarius	5 40	18 7	5 10	17 45
20 M	Fausta (Quat.)	Eustachius (Quat.)	5 41	18 5	6 31	17 54
21* D	Matth. Ev.	Matth. Ev.	5 43	18 2	7 54	18 8
22* ♂	Moriz	Moriz †	5 44	18 0	9 21	18 24
23 ☾	Soles	Thella	5 46	17 58	10 52	18 44
39. Woche	Ev. Sorget nicht. Matth. 6, 24-34; Ep. Gal. 5, 25-6, 10. — Joh. 11, 1-11; 2. Thess. 3, 6-13; 1. Kön. 17, 8-16. Kath. Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luk. 14, 1-11; Ep. Eph. 3, 13-21.					
24 ☾	15. n. Trin. Johann.	16. n. Pf. Johann.	5 48	17 56	12 22	19 17
25 M	Kleophas [Empf.]	Kleophas [Empf.]	5 49	17 53	13 41	20 7
26 D	Cyprianus ☽	Cyprianus	5 51	17 51	14 44	21 14
27 M	Kosmas, Dam.	Kosmas, Dam.	5 52	17 48	15 27	22 36
28 D	Wenzeslaus	Wenzeslaus	5 54	17 46	15 58	—
29 ♂	Michaelis	Michaelis	5 56	17 44	16 17	0 5
30* ☾	Hieronymus	Hieronymus	5 58	17 41	16 32	1 33

*) Die Juden feiern den Anfang ihres 5694. Jahres am 21. September, das zweite Neujahrsest am 22. September und das Verlöbningsest am 30. September.

Am 23. September Herbstanfang, Tag und Nacht gleich.

Kartoffelbuddler.

In langen Reihen hocken sie stumm
Vor den Furchen im Feld ...

Den Rücken krumm.

Die Hand die raffende Hacke hält,

Und wurfweit ist der Korb gestellt.

Viel pralle Säcke türmen sich rings ...

Und Krautfener loh'n.

Himmelher dringt's

Mit heiserem, krächzendem Ton:

Bildgänse rüsten zur Reise schon.

Ein Schauer durchschüttelt, frostigkalt,

Die Buddler auf einmal

Mit Allgewalt.

Sie hörten läuten — ganz deutlich

war's! —

Das Esterbealöcklein des Erntejahrs.

Gustav Meischer.



Höhenförderer.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.



Kartoffelbündeln.

Original-Druck von Ernst Peas.

Windmonat November Nebelung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Aufgang	Untergang	Aufgang	Untergang
1 M	Allerheiligen	Allerheiligen	6 55	16 31	15 38	6 1
2 D	Allerseeleu	Allerseeleu	6 57	16 29	15 55	7 19
3 F	Gottlieb	Hubertus	6 59	16 27	16 17	8 36
4 S	Charlotte	Karl Borromäus	7 1	16 25	16 46	9 50
45. Woche	Ev. Die Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12; Ep. Gal. 5, 1-15. — Joh. 2, 13-17; 1. Kor. 3, 11-23; Ps. 46.					
	Kath. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15-21; Ep. Phil. 1, 6-11.					
5 S	21. n. Trin. Ref.	22. n. Pf. Emmerich	7 3	16 24	17 27	10 55
6 M	Leonhard	Leonhard	7 5	16 22	18 21	11 47
7 D	Engelbert	Engelbert	7 7	16 20	19 25	12 27
8 M	Gottfried	4 Sekr. Mäct.	7 9	16 18	20 36	12 56
9 D	Theodorus	Theodorus	7 11	16 17	21 51	13 15
10 F	Martin Luther	Andreas Avellin	7 12	16 15	23 6	13 32
11 S	Martin Bischof	Martin Bischof	7 14	16 14	—	13 45
46. Woche	Ev. Der Schalksknecht. Matth. 18, 21-35; Ep. Phil. 1, 3-11. — Luk. 9, 57-62; Hebr. 13, 1-9; Epr. Gal. 24, 14-20.					
	Kath. Zairi Töchterlein. Matth. 9, 18-26; Ep. Phil. 3, 17-4, 3.					
12 S	22. n. Tr. Jonas	23. n. Pf. Martin P.	7 16	16 12	0 22	13 56
13 M	Briccius	Stanislaus K.	7 18	16 11	1 39	14 7
14 D	Levinus	Zufundus	7 19	16 9	2 58	14 18
15 M	Leopold	Leopold	7 21	16 8	4 22	14 32
16 D	Ottomar	Edmund	7 22	16 6	5 51	14 49
17 F	Hugo	Gregor Thaum.	7 24	16 5	7 25	15 15
18 S	Gelasius	Otto, Eugen	7 26	16 4	8 58	15 52
47. Woche	Ev. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15-22; Ep. Phil. 3, 17-21. — Matth. 10, 24-33; 1. Thim. 4, 4-11; Ps. 85, 9-14.					
	Kath. Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteig. Matth. 13, 31-35; Ep. 1. Theß. 1, 2-10.					
19 S	23. n. Tr. Elisabeth	24. n. Pf. Elisabeth	7 28	16 3	10 19	16 49
20 M	Amos	Felix v. Balois	7 29	16 1	11 20	18 6
21 D	Maria Opfer	Maria Opfer	7 31	16 0	12 1	19 35
22 M	Busz- u. Wettag	Cäcilia	7 33	15 59	12 27	21 6
23 D	Klemens	Klemens	7 35	15 58	12 45	22 33
24 F	Chryzogonus	Chryzogonus	7 36	15 57	12 59	23 57
25 S	Katharina	Katharina	7 38	15 55	13 11	—
48. Woche	Ev. Gleichnis von den 10 Jungfrauen. Matth. 25, 1-13; Ep. 2. Petri 3, 3-14. — Luk. 12, 35-43; Offenb. Joh. 7, 9-17; Jes. 35, 3-10.					
	Kath. Vom Breuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35; Ep. Kol. 1, 9-14.					
26 S	24. n. Tr. Totenfest	25. n. Pf. Konrad	7 39	15 54	13 23	1 16
27 M	Otto	Virgilius	7 41	15 53	13 33	2 33
28 D	Günther	Sofibenes	7 42	15 52	13 46	3 49
29 M	Eberhard	Saturnin	7 44	15 51	14 1	5 6
30 D	Andreas	Andreas	7 45	15 51	14 20	6 23

Künstler Schnee.

So lautlos bist du gefallen heut Nacht, Gefallen vom Himmel so leise und sacht, Und hülltest die Welt in glühende Pracht, So fein wie ein Epheuschleier.

Jetzt liegst du so rein und still und weiß Auf Bäumen und Dächern und jedem Reis,

So kühl und frisch wie schimmernd Eis - - - Eines Wintertags blendende Feier.

Ein Mückchen hat jeder Schornstein auf, Die liegt es auf Mauern und Dach zu Fuß auf, Am Turme schmückte sich jeder Knauf Zum seligen Winterfeste.

Drei hohe Lebensbäume, die stolz Dem Himmel trugen ihr festes Holz, Sie beugen in Demut die Äste.

Der König Winter die Losung gab, Er fuhr im Schlitten vom Berg herab, Seine Sonnenpferde im tausenden Trab, Sie stürmten wie feurige Füllen.

Der Junker Reis, sein Adjutant, Der malte mit blinkendem Pinsel das Land,

Und den Schnee hat die gute Frau Helle gesandt,

Die Saaten weich zu verhüllen.

So sollt ihr schlafen, bis einst der März Die Augen öffnet zu Lust und Scherz, Wo alles sich richtet himmelwärts, Und das Leben erwacht in den Zweigen.

Wir loben des Winters Herrlichkeit,

Doch harren wir stille der fernern Zeit, Und scheint sie heute auch noch so weit - - -

Vom Leben- und Lenzesreigen.

Emmy v. Winterfeld-Barnow.



Rübenernte.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.

Christmonat Dezember Jul

Da- tum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage		Sonnen-		Mond-	
	Protestanten	Katholiken	Auf- gang	Unter- gang	Auf- gang	Unter- gang
1 \bar{N}	Arnold	Eligius	7 47	15 50	14 48	7 36
2 \odot	Candidus \odot	Vibiana	7 48	15 49	15 24	8 44
49. Woche	Ev. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Matth. 21, 1-9; Ep. Röm. 13, 11-14. — Luf. 1, 68-79; Hebr. 10, 19-25; Jerem. 31, 31-34.					
	Kath. Die Zukunft des Herrn. Luf. 21, 25-33; Ep. Röm. 13, 11-14.					
	3 \odot	1. Advent Cassian	1. Advents. Franz	7 49	15 49	16 14
4 \bar{M}	Barbara	Barbara [Kaver]	7 51	15 48	17 14	10 25
5 \bar{D}	Abigail	Sabbas	7 52	15 48	18 24	10 57
6 \bar{M}	Nikolaus	Nikolaus	7 54	15 47	19 38	11 20
7 \bar{D}	Agathon	Ambrosius	7 55	15 47	20 51	11 37
8 \bar{N}	Maria Empf.	Maria Empf.	7 56	15 47	22 5	11 50
9 \odot	Joachim	Leofadia	7 58	15 47	23 20	12 3
50. Woche	Ev. Die Zukunft des Herrn. Luf. 21, 25-36; Ep. Röm. 15, 4-13. — Luf. 17, 20-30; 2. Petri 1, 3-11; Mat. 3, 19-24.					
	Kath. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2-10; Ep. Röm. 15, 4-13.					
	10 \odot	2. Advent Judith \odot	2. Advents. Melchias	7 59	15 46	—
11 \bar{M}	Damianus	Damianus [des]	8 1	15 46	0 35	12 24
12 \bar{D}	Epimachus	Epimachus	8 2	15 46	1 55	12 36
13 \bar{M}	Lucia	Lucia	8 3	15 46	3 18	12 50
14 \bar{D}	Nikajus	Nikajus	8 4	15 46	4 47	13 11
15 \bar{N}	Johanna	Eusebius	8 4	15 46	6 20	13 41
16 \odot	Ananias	Adelheid	8 5	15 46	7 49	14 28
51. Woche	Ev. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2-10; Ep. 1. Kor. 4, 1-5. Matth. 3, 1-11; 2. Tim. 4, 5-8; Jes. 40, 1-8.					
	Kath. Das Zeugnis Johannes des Täufers. Joh. 1, 19-28; Ep. Phil. 4, 4-7.					
	17 \odot	3. Adv. Lazarus \odot	3. Advents. Lazarus	8 6	15 46	9 2
18 \bar{M}	Christoph	Maria Erwart.	8 7	15 46	9 53	17 4
19 \bar{D}	Lot	Nemesius	8 7	15 47	10 27	18 38
20 \bar{M}	Abraham (Quat.)	Ammon (Quat.)	8 8	15 47	10 49	20 11
21 \bar{D}	Thomas	Thomas	8 8	15 48	11 5	21 39
22 \bar{N}	Beata	Flavian	8 9	15 48	11 17	23 3
23 \odot	Dagobert \odot	Viktoria	8 9	15 49	11 29	—
52. Woche	Ev. Das Zeugnis Johannes des Täufers. Joh. 1, 19-28; Ep. Phil. 4, 4-7. Joh. 1, 15-18; 1. Joh. 1, 1-4; 5. Mose 18, 15-19.					
	Kath. Bereitet den Weg des Herrn. Luf. 3, 1-6; Ep. 1. Kor. 4, 1-5.					
	24 \odot	4. Adv. Adam, Eva	4. Adv.-S. Adam, Eva	8 10	15 49	11 40
25 \bar{M}	Heiliges Christfest	Heiliges Christfest	8 10	15 50	11 53	1 39
26 \bar{D}	2. Christtag	Stephanus	8 11	15 50	12 7	2 56
27 \bar{M}	Johannes	Johannes	8 11	15 51	12 25	4 12
28 \bar{D}	Unsch. Kindlein	Unsch. Kindlein	8 11	15 52	12 50	5 26
29 \bar{N}	Jonathan	Thomas B.	8 11	15 53	13 23	6 36
30 \odot	David	David	8 11	15 54	14 9	7 37
53. Woche	Ev. Von Simeon und Hanna. Luf. 2, 33-40; Ep. Gal. 4, 1-7. Luf. 2, 25-32; Joh. 12, 35-41; 2. Kor. 5, 1-9; Jes. 63, 7-16.					
	Kath. Text wie vor. Luf. 2, 33-40; Ep. Gal. 4, 1-7.					
	31 \odot	S.n. Weihn. Sylv. \odot	S.n. Weihn. Sylvester	8 11	15 55	15 5

Am 22. Dezember Winteranfang, kürzester Tag.

Weihnachten.

Am die Weihnachtszeit
Ist das Herz bereit,
Und der Mund so voll vom Singen,
Klingen.
Am die Weihnachtszeit
Wird gelind das Leid,
Und der Seele wachsen Engelschwingen.
Am die Weihnachtszeit
Seht die Liebe weit,
Kom zu Menschen, die in Sünd verloren,
Und die Christenheit
Jauchzt zur Weihnachtszeit:
Heut ist uns das Jesuskind geboren.

G. Eendte.



Unter dem Tannenbaum.

Original-Linolschnitt von Ernst Vogel.

Linolschnitte aus der Umwelt des Landmannes.

Einführung in die Monatsbilder.

Von W. Groß.

Der Heimattalender betrachtet als eine seiner Aufgaben, die Umwelt der Heimatkinder im Bilde festzuhalten. Dabei sieht er es nicht auf die naturgetreue Wiedergabe an. Vielmehr soll das gebracht werden, was als wesentlich hervorsticht, was sich dem Gedächtnis leicht bildhaft einprägt und was die Vorstellung schnell noch einmal wiederholen kann. Deswegen ist auch nicht die Photographie, sondern die Zeichnung gewählt.

Zunächst seien die Themen der bisherigen Monatsbilder noch einmal wiederholt: 1926 Kirchen- und Wehrbauten der Stadt Prenzlau, 1927 Mühlen, 1928 Dorfkirchen, 1929 Landschaften, 1930 Dorfbilder, 1931 Städtebilder 1932 Heldengedenksteine.

In diesem Jahre hat die künstlerische Hand Ernst Vogels, die uns bisher alle Monatsbilder gab, eine ganz andere Art des Ausdrucks gewählt, den Linolschnitt. Er ist zwar unserm Kalender nicht ganz neu, wird aber in dieser Anordnung die Meinungen stärker auseinandergehen lassen als bisher. Bei früheren Schnitten waren dem einen die Linien zu hart und die Flächen zu schwer, dem anderen der Himmel zu wild und die Wiedergabe zu undeutlich. Bestritten wurde jedoch nie die starke Wirkung.

Unser bekannter Ausspruch: „Allens künmt up't Utleggen an“, soll in diesem Falle nicht in Anwendung kommen. Darum will ich nicht feststellen, welche Absichten den Künstler bei den einzelnen Bildern geleitet haben. Aber über die neue Technik, über das gewählte Gebiet, über die Gruppierung und die grundsätzliche Betrachtungsweise der Monatsbilder möchte ich einleitend folgendes sagen:

Linoleum besteht aus Harz, Korkpulver und Leinöl. Es ist mit geeigneten Messern leicht zu bearbeiten. In eine Linolplatte, die möglichst einfarbig sein muß, wird das darzustellende Bild als Spiegelbild eingeschnitten. Nachdem die fertige Platte mit geeigneter Druckfarbe überzogen ist, wird das zu bedruckende Papier darauf gelegt und abgedrückt. Die Einschnitte geben sich weiß, die Erhebungen in der Druckfarbe wieder.

Dem Linolschnitt stehen nur wenig Ausdrucksmittel zur Verfügung, dennoch soll eine

hohe künstlerische Wirkung erzielt werden. Das Schneiden gebietet an sich schon eine Vereinfachung der Linien und die Weglassung alles Nebenächlichen. Wer die Schönheit eines Schnittes erleben will, darf darum die Wiedergabe nicht mit der Wirklichkeit vergleichen, aus der Fülle der Merkmale hat der Künstler nur das Wesentliche zusammengefügt.

Der Stoff der diesjährigen Bilder ist aus der Umwelt des Landmannes genommen. Im Vordergrund steht die Arbeit. Sie ist schon unzählige Mal das Objekt der Kunst gewesen, wengleich sie nicht um ihrer selbst willen dargestellt wurde. Denn ursprünglich war sie dem Menschen sicher nicht etwas Willkommenes. Und doch wurde sie die Grundlage des Fortschrittes und führte zur Kultur der Völker. Mehr oder weniger sind die verschiedenen Kulturformen auf die verschiedenen Arbeitsformen zurückzuführen. Wegen ihrer Abhängigkeit von der Natur nimmt die Arbeit des Landmannes eine Sonderstellung ein. Sie führte zur Religion. Der Jahresring ländlicher Arbeit wurde zu Zeiten als wesentlicher Bestandteil des Gottesreiches auf Erden betrachtet. Die Bilder ländlicher Arbeit erhielten darum viel früher sinnbildlichen Wert als die des Handwerkes und der Zünfte, des Handels und Verkehrs. Ihr Bedeutungskreis erweiterte sich, und die Darstellungen der Arbeit wurden in religiöser, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht Sinnbilder wichtiger Kulturaufgaben.

Ursprünglich sind die menschlichen Organe die Werkzeuge für die Arbeit gewesen. Bald sind Hammer, Spaten, Sense u. a. Gerätschaften arbeitend dazwischengetreten, heute steht an ihrer Stelle gar die Maschine. Gaben einerseits die menschlichen Glieder der Arbeit besondere Bewegung, so daß ihre Bilder eine gewisse „Rhythmik der Arbeit“ zeigen können, so ist sie heute andererseits mechanisiert und durch die Maschine festgelegt.

Die beiden angedeuteten Wege der Arbeit in ihrer sinnbildlichen und technischen Form sind in unendlich vielen Bildern festgehalten und wiedergegeben worden. Ich erinnere in diesem Zusammenhange an die Monatsbilder alter häuslicher Andachtsbücher und Kalender, die durchweg die ländliche Arbeit berücksichtigten. Ich nenne im gleichen Gedankengange Millet

(Mehrenleiterinnen, Säemann), Herkomer (Streif), Meunier (Denkmal der Arbeit und Oelgemälde), Menzel (Auf dem Bau, Eisenwalzwerk), M. Liebermann (Gänserupferinnen, Konservenmacherrinnen, Flachscheuer in Laaren), Corinth (Fleischerei), Ekevogt (Am Webstuhl), S. Thoma (Säemann), Segantini (Pflüger), Hodler (Holzfäller), Egger-Linz (Säemann), Aley (Hochofen), A. Edener (Schwimmdock).

Beobachten wir diese und andere Bilder der Arbeit, so kommen wir auch zur ästhetischen Wertschätzung der Arbeitsvorgänge. Wir werden dann nicht mehr gedankenlos an dem Säemann oder dem Pflüger vorbeigehen, wir fassen ihre Leistung als einen bildlichen Ausdruck heimatlischen Handelns auf und geben dem Kreis unserer heimatlischen Beobachtung neue festumrissene Erinnerungsbilder.

Dazu sollen uns auch die diesmaligen Monatsbilder führen. Ist der Vorgang des Dargestellten durch unsere Seele hindurchgegangen, kommt er uns klar zum Bewußtsein durch die Bilder, so dürfen sie Anspruch auf Kunst erheben. Die Monatsbilder vom März, April, Juli, August, September, Oktober und November verfolgen besonders die oben dargestellte

Abßicht. Ich überlasse es jedem Leser, sie aus der Beobachtung der Schnitte zu erkennen. Die Arbeit ist fast überall monumental in den Vordergrund gerückt, so daß es nicht schwer fallen kann. Gelingt es beim ersten Male noch nicht, wiederhole man das Anschauen ohne Zergliedern des Einzelnen. Denn in wenigen Minuten kann sich niemand in die technisch neue Formsprache einleben und das Erlebnis des Künstlers nachfühlen.

Die Darstellungen von Januar, Februar und Mai versehen uns in die Tierwelt des Landmannes. Die Schweinefamilie gibt uns in symbolischer Abßicht viel Glück mit auf die Jahresreise. Die Gegenüberstellung von Alter und Jugend im Junibilde und die Weihnachtsfeierung lassen bestimmte Gedankengänge offen, deren Grundidee jeder Leser ebenfalls finden kann. Auch sie soll ihm nicht vorweggenommen werden.

Unsere Landwirtschaft ringt schwer. Sollten die Bilder auch dazu beitragen, ihren grundlegenden starken Wert für Heimat und Vaterland allgemein erkennen zu helfen, so wäre außerdem eine weitere Abßicht des Heimatkalenders erfüllt.

Der Windreiter.

(Nacherzählt von Peters, Berlin-Schöneberg.)

Halbwegs zwischen Neuenlund und Rosenthal liegt dicht am Weg ein hoher Hügel. Mit diesem Hügel hat es seine Geschichte. Vor vielen Jahren, als die Schweden noch in der Mark waren, stand auf diesem Berg eine starke Ritterburg, in der sich die Räuber der ganzen Umgebung zusammengezogen hatten. Kein Mensch war seines Lebens sicher. Eines Tages fand sich bei den Räubern ein schöner junger Mensch ein, bat aufgenommen zu werden und tat sich bald so durch Grausamkeit und Klugheit hervor, daß ihn die Bande zu ihrem Hauptmann erkor. Dies alles geschah aber nur, weil der Fremde mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen hatte. Er sollte ihm nämlich alle Spießgesellen in die Hölle liefern, dann würde er seine Seele retten. Und wirklich, es gelang dem Hauptmann. Immer, wenn es zum Kampf kam, mußten einige der Räuber sterben, während ihr Anführer so schnell wie der Wind sich den Streichen der Gegner entzog. So nannten sie ihn denn den Windreiter. Aber wen der Teufel einmal in den Krallen hat, den läßt er so leicht nicht wieder los. Als der

Windreiter nur noch ganz allein übrig geblieben und mit seinem erbeuteten Geld auf der Burg ein neues Leben anfangen wollte, bemerkte er, daß ihm der Teufel noch immer nachging. Überall erblickte er, wohin er auch kam, die gelben Augen des Bösen. Selbst in die Fenster der Neuenlunder Kirche starrte er dann und wann, wenn der Windreiter dort den Gottesdienst besuchte. Da er ihm sonst nichts anhaben konnte, verfolgte er ihn bis an sein Ende und auch im Grabe hat er ihm keine Ruhe gelassen. — Manchmal, wenn die Mädchen am Fuß des Berges die Gänse hüten, oder der Schäfer mit seinen Schafen dort steht, sieht man plötzlich alle Tiere den Kopf nach einer Richtung drehen. Dann hört man am hellen Tage ein Gepolter und Rumoren. Langsam kommt der Lärm näher und näher, und er zieht immer im Kreise umher. Aber sehen kann man nichts, nur den Staub sieht man, der aufgewirbelt wird. Das ist dann der Windreiter, dessen Seele immer noch mit dem Teufel kämpft.

Vör Östern.

Van Max Lindow.

So kort vör Östern un noch Schnee un Jes
 Un acht Brod minus. — Un de Ebendhimmel
 Is fütterrood, dat ward to Nacht noch köller.
 De Sparlings weern al so vergnügt un lud,
 De dachten al an Hochfried un an Nesterbu'n.
 De schwiegen nu un plustern up de Fieren
 Un süen Warmnis in de Schün in 't Stroh.
 All Voter Bladd sogt an den Gewel Holt;
 De hett Fusthandschen an de kollen Knövel,
 Un Pitti, de quod Hund, de bi em sitt,
 De freert un biwert, man he mag nich wicken.
 Un Mudder Bladdsch, de is in Dufend Angst;
 Se hett in'n Stall siet gisteren negen Farken,
 Un nu, nu steiht de Wind so up de Wand.
 Dat is so kolt, se wett sich nich to helpen,
 Se hett al jerer Rit mit Stroh tostoppt.
 Wer hett of so wat dacht, nu kort vör Östern.
 Doch dat is nich ehr Kummer ganz alleen,
 Ehr beiden Zicken müdd'n neegstens höken,
 Un de oll Zickenfall is of nich dicht.
 Se hett al dacht, se müdd' s' rein utquarteeren.
 De Hühner is de Küll of nich to Kopp,
 De krieg'n dat farig un hör'n up to leggen.
 Un Mudder Bladdsch, de süzt un treckt de Stärn
 in Schumpeln, geiht un fielt in d' Röhr no Kaffee.

Bi'n Schulten hett klein Heini of sien Not;
 He hett noch immer gor keen Osterstüpen.
 Sien Voter, kümmt de obends van dat Feld,
 So seggt he: „Heini, werrer mol vergeten!“
 Un Heini treckt een Schipp. Dat helpt of nich,
 He darf nich rut, he hett so'n dullen Hooften,
 Den hett he legt sich van den Jespohl holt.
 Nu pakt sien Mudder up, und he müdd lufchen.
 Et mit dat Östernest, dat geiht em dörch den Kopp:
 Bi Schnee un Jes, ward Östernhoos dor tomen???

Bi Discher Bruks ligg'n in de gode Stuw
 Up 't Sofa Anna Bruks ehr Inseg'n'skleeder,
 Een schwartet Dookkleed, dat is för de Kirch,
 Un noch een düstergrünnet, dit is noch apartig.
 Un Anna fielt — un jriekt mit sachte Hand
 De weete Pracht un höllt mit spise Fingern
 De golden Redd, de Tante al hett schickt.
 Un of de Gaatschob nimmt s' un lött ehr blinkern.
 Denn süzt se up, grod, as oll Bladdsch hett süzt.
 Ehr Mudder hett al seggt, un Voter pflicht ehr bi,
 Se müdd no d' Kirch sich noch wat öwertrecken —
 Un of wat unner! Süß kinn up den Dood
 Se sich verfüllen. — Se fängt an to hülen,
 Ehr schwart Schafett, dat is al gor to schlecht,

To 'n niet hett 't nich langt in disse Tieden.
 Wat unner, jo, dat will se gärn woll doon,
 Wat öwer, nä, dat is nich to verlangen,
 Dat fön ehr Dellen of nich will'n up so 'n Dag.
 Müdd of de Küll nu grod to Östern komen,
 As 't Tied weer, was keen Jes un Frost. —
 „Wo büst du, Anna?“ röppt dat ut de Köfen.
 Un Anna wischt sich fix de Ögen ut.
 Ehr Mudder is bi 't Köfenbaden buten,
 De fall nüsch marken, ach, se is so good.

De Herrgott bowen fielt in den Kottenner,
 Em pakt dat Werer jüst in sienem Kroom.
 He is de Minschen immer gärn to Willen,
 Doch müdd'n se Örrer, meent he, of pareern!
 Wenn Östern tiedig is, kann't of ees schuien —
 Un denn, wer wett, wo dat noch kümmt un ward!?

Hort, wo de griesen Sparlings buten piepen!
 De hebb'n al anner Werer in den Kopp.
 De He's un Se's, de fäng'n sich an to jogen,
 Nu ward dat warm, dat is al anner Lust.

Un Mudder Bladdsch ehr een Zick hett al höfent,
 Twee Zickenlämmer — un so witt un glatt.
 Wat is 't för'n Freuen, un wat is 't för'n Wunnern,
 Dat giwot dennooften düchtig Melk in d' Müdd.
 All Voter Bladd, de steiht mit sienem Pitti
 Un fielt in d' Dör un lacht sich richtig wat.
 „Nä“ seggt he, „is dat spoßig mit so'n Krensch,
 De Sort hett nu al düchtig Wind in'n Kopp!“

Quod Schultenheini hett sien Stüpen kregen,
 Sien Voter hett nu schlieslich doch an dacht.
 Un 't Östernest, dat will he of noch buen,
 Bet Östern ward dat jo noch warm un schön;
 Un mit den Hooften is dat al veel beter,
 De heete Sirup, de hett richtig Wunner doon.

Bi Bruks, dor is nu of al werrer Lachen,
 De Wind, de hett to rechte Tied sich drehgt;
 Wenn dat Palmünndag grod nich schuiet un hogelt,
 Noost ward dat of woll ohn Schafett ees gohn.

De Hühner kofeln ludhals un spektokeln;
 Se leggen jerer Dag een schieret Ei.
 To Östern will doch jerer Eier eten,
 Un ward'n dat mehr, so sind se licht verköfft.

De Herrgott grient. Wat sind doch bloß de Minschen
 För grote Kinner! Jo, dat weent un lacht
 Un süzt un jammert. He müdd öfters stüpen
 Un müdd denn schenken, dat of jerer man
 Sien Östernest mit Östernfreud deit kriegen.
 So schickt den Frühjohrswind he öwer Nacht
 Un molst den Himmel schön mit bloge Farwen,
 Un wo sien Östernun am warmsten schient,
 Dor ward'n to Östern Östernblomen lachen.



Der Grenzstreit

zwischen dem adligen Gute Neuensund (Uckermark) und dem Amte Torgelow (Pommern) von 1550—1750.

Nach den Akten des Staatsarchivs zu Stettin. / D. Bruchwiz, Gewerbeoberlehrer, Stettin. Mit einer Kartenskizze, gezeichnet vom Verfasser.

Der hier dargestellte Grenzstreit, der über zwei Jahrhunderte dauerte, ist ein wichtiger Ausschnitt aus der großen Zahl der Grenzprozesse zwischen Pommern einerseits und Brandenburg und Mecklenburg andererseits. Er gibt interessante Einblicke in die politischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse vergangener Zeiten und vermittelt wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der beiden, nur wenige Kilometer auseinanderliegenden Grenz-dörfer Neuensund und Rothemühl. Während Neuensund schon 1322 erstmalig in den Akten erwähnt wird (Rihensund, Nowa Sund), gibt es ein Dorf Rothemühl erst um 1700. Ferner treffen wir auf zahlreiche Flurnamen, die vielfach noch erhalten, teilweise nicht mehr gebräuchlich sind. Das streitige Gebiet umfaßte etwa 1200 Morgen; es lohnte sich also, darum zu kämpfen. Die auf der beigegebenen Skizze angedeutete Verteilung von Wald, Wiese, Bruch und Acker stellt die Verhältnisse um 1700 dar. Das miteingezeichnete Dorf Heinrichswalde bestand noch nicht. Die Pommern hatten sich allmählich so weit nach der Uckermark hineingedrängt, daß ungefähr die Grenze um diese Zeit in ziemlich gerader Linie vom Galenbecker-See dicht an Neuensund vorbei auf den Neuensunder-See zulief, durch diesen hindurch und von hier aus in gerader Linie auf die Westseite des Burgwalles zu. Dieser hieß im Mittelalter der Karrenberg, an welchem am 25. November 1399 die Prenzlauer von den mecklenburgischen Herzögen Johann und Ulrich geschlagen und gefangen genommen wurden.

Für den Uckermärker sei kurz die Geschichte des Amtes Torgelow angegeben. Es umfaßte das ganze Waldgebiet zwischen der Ucker, der Sarow, der Friedländischen Gr. Wiese und der uckermärkischen Grenze. Außer den pommer-schen Dörfern Torgelow, Liepe, Zehnitz, Schönwalde, Dargitz, Stolzenburg, den Vorwerken Müggenburg, Hammer, Hammelstall, 5 Heide-reitereien, einigen Teeröfen und Wassermühlen gehörten noch teilweise die uckermärkischen Dörfer Groß-Ludow, Briehzig, Blumenhagen, Trebe-now, Malchow, Damerow und Polzow dazu, deren Bauern abgaben- oder dienstpflichtig waren. Alle angrenzenden Dörfer und adeligen

Güter waren auf die Heide angewiesen, die den Holzbedarf lieferte, in der Heu geworben wurde, in der im Sommer Rühe und Tausende von Schafen weideten und in die zur Zeit der Mast weit aus der Uckermark her die Schweine ge-trieben wurden. Früher ein Teil der Uckermark selber, wurde das Amt 1452 dem Geschlechte der Muckerwize verliehen; der letzte Muckerwiz starb 1585 und Torgelow fiel wieder an das pommer-sche Fürstenhaus zurück; es blieb Domäne bis 1650, als Königin Christina von Schweden es dem Feldmarschall de la Gardie schenkte. 1694 wurde das Gut infolge der „Domänen-Reduktion“ (die verschleuderten Staatsgüter wurden gegen eine Entschädigung in den Staatsbesitz zurückgeführt) wieder Domäne und ging mit Vorpommern bis zur Peene 1720 in preußischen Besitz über. Unter Friedrich Wilhelm I. begann bald nach 1720 die Kolonisation des Waldgebietes; es ent-stand Ferdinands-hof mit den umliegen-den Dörfern, das sogen. Königsholland.

Aus der Heide führte durch das Bruch ein Damm, der aus Pommern kommend bei Neuensund in die alte Landstraße Friedland—Pasewalk mündete. Dieser Damm hatte da-mals eine wichtige Bedeutung; denn er stellte die Verbindung zwischen Uckermünde und Torgelow mit der Uckermark und Mecklen-burg her. An diesem Damme lag eine Heide-reiterei, wegen der Nähe des Gutes Neuensund die Neuensundische genannt, ob-wohl sie pommer-sch war. Diese Heidereiterei war der südlichste Grenzposten des Waldgebietes. In der Nähe der heutigen pommer-schen Försterei Nettelgrund an der Brunnen-wiese lag eine Wassermühle „Zum Roden“ oder „Roden Born“, später „Rothemühlle“ genannt, erstmalig 1505 in den Akten erwähnt, 1630 zerstört und nicht wieder auf-gebaut. Diese Mühle hat dem späteren Dorf Rothemühl den Namen gegeben. Um 1700 befanden sich dort, wo das heutige Dorf steht, ein Teerofen und ein kleines Vorwerk.

Der genaue Verlauf der streitigen Grenze.

Nicht weit vom Galenbecker-See und dem Dorfe Heinrichswalde liegt die Markgrafen-Wätering, wo Pommern, Uckermark und

Mecklenburg zusammenstoßen, wo man, wie es in einem Altenstück heißt „Dreier Herren Länd der mit einem Mantel bedecken konnte“. (Heinrichswalde ist um 1730 aus dem Vorwerk Mückenhorst entstanden; es erhielt am 27. Juli 1737, nachdem Friedrich Wilhelm I. das neue Kolonisationsgebiet besichtigt hatte, den neuen Namen dem Kolonifator dieses Gebietes Heinric zu Ehren.) Woher der Name Marktgrafen-Wäterung stammt, ist zweifelhaft. Es war eine Viehtränke für das in der Torgelowischen Heide weidende Vieh. Die Mecklenburger wollten ihre Grenze einige 100 Meter südlich von diesem Punkte führen, während die Neuenjunder noch einen Teil vom Birkenbruch beanspruchten; sie begründeten es damit, daß dieser Punkt brandenburgisch sein müsse, weil nur Brandenburg einen Marktgrafen hätte. „Aber billig und von rechts wegen gehört Kläger (Neuenjund) bis auf Marktgrafen-Wäterung, weil in den pommerischen Akten von 1551 zu finden, daß, wenn der Uckermärker auf der Marktgrafen-Wäterung steht, so gehöre ihm noch soviel von der Heide, als man mit einem Pflug (Wurf) Kolter abwerfen kann“ (Kolter = Armbrust, also mit der Armbrust schießen kann). Die Schreibweise ist in der Regel Marggrafen-Wäterung; der Familienname Marggraff war damals im Torgelowischen Amte sehr häufig. Sedenfalls hat ein Viehhüter dieses Namens diese Tränke geschaffen. Hier soll früher ein Stein mit den Hoheitszeichen der drei Länder gelegen haben; angeblich hat ihn nach den Akten ein Galenbecker Fischer schon vor 1600 im Galenbecker-See versenkt und konnte nicht wieder aufgefunden werden. Wegen des hohen märkischen Kornzollses, der die früher sehr lebhafteste Kornausfuhr der Mecklenburger nach Pasewalk und Stettin fast unterband, machten 1580 die Mecklenburger den Vorschlag, die alte Landstraße bei Gehren umzulegen und sie über den Werder und der Marktgrafen-Wäterung nach Sahnick zu führen, um den Zollkrug bei Neuenjund vermeiden zu können. Es wurde aber nichts daraus. Der Flurname Marktgrafen-Wäterung ist nicht mehr gebräuchlich.

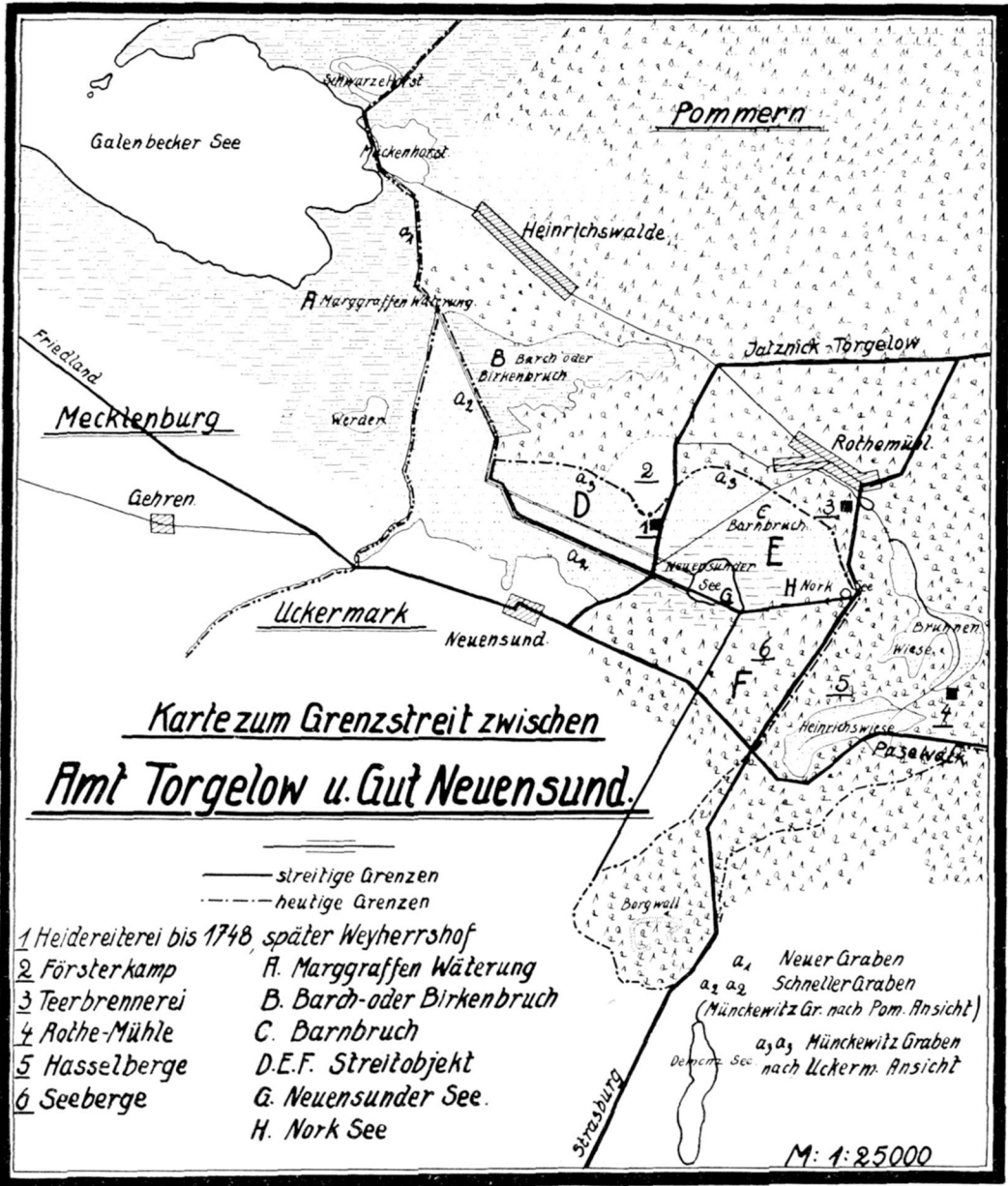
Von diesem Punkte aus bis zum Galenbecker-See bildet ein Graben zwischen Mecklenburg und Pommern die Grenze, von den Mecklenburgern in den Akten der Neuenjunder Graben genannt, der sein Wasser aus verschiedenen Wasserläufen erhält (aus dem Rothemühler Waldgebiet, Heinrichs- und Brunnenwiese, ferner aus dem Neuenjunder-See und dem Grenzflusse zwischen Mecklenburg und der Uckermark). Eine große Rolle spielt in den Prozessen der Münderwischsche Graben,

verdorben aus Muckerwisch. Die Pommern nannten nämlich den Abfluß des Neuenjunder-Sees, der dicht an Neuenjund vorbeigeht, den Münderwischsche-Graben und behaupteten, dies sei die Grenze. Die Neuenjunder bezeichnen diesen Graben in den Akten als den Schnellengraben und jagten aus, der Münderwischsche-Graben sei kein natürlicher Wasserlauf, sondern ein an der hohen Heide (der heutigen Grenze) entlang künstlich geschaffener Graben, von den Torgelowern auch Kuh- oder Viehgraben genannt. Dies sei die Grenze. „Die Pommerischen mögen auch den Graben nennen, wie sie wollen, so bleibt er doch der Münderwischsche-Graben, weil Münderwisch auf der pommerischen Heide für Geld soviel Vieh gehabt und also durch Vorziehung eines Grabens verhindert werden müssen, daß es Neuenjundischerseits nicht hat gepfändet werden können.“ (Aus „Deductio Herrn Cord Coelestin von Sternbach, Obristleutnant, Kläger an einem, contra das Vorpommersche Amt Torgelow, Beklagten am andern, wie auch der Heidereiter Johann Georg Peters, Mitbeklagten am dritten Teil, 1730“.) Das ganze Wiesengelände zwischen Neuenjund und der heutigen Rothemühler Dorfgrenze hieß damals das Barnbruch (heute nicht mehr gebräuchlich), nicht zu verwechseln mit dem Bark- oder Birkenbruch bei Heinrichswalde. Die Pommern beanspruchten also das Barnbruch (Barnbruch wohl Bärenbruch, bis 1550 hat es hier noch Bären gegeben).

Heute verläuft die Grenze im wesentlichen an der Strasburger Landstraße entlang von der Rörk (Rork-See auf den schwedischen Karten von 1693) bis zur alten Friedland-Pasewalkischen Landstraße, um dann auf die Westseite des Burgwalles abzubiegen. Während die Pommern noch das Waldgebiet westlich von dieser Straße beanspruchten (die Seeberge), wollten im Gegenteil die Neuenjunder noch einen großen Teil der heutigen Rothemühler Forst östlich dieser Straße (die Saffelberge) haben. Bemerkenswert ist, daß bei der endgültigen Grenzregulierung 1748 diese Landstraße im wesentlichen Neuenjund zugesprochen wurde und daß das ganze Waldgebiet, welches heute ungefähr die pommerische Försterei Mettelgrund umfaßt, noch lange nach 1750 amtlich die Neuenjundische Heide genannt wurde.

Die geschichtliche Darstellung der Grenzstreitigkeiten.

Der erste Versuch einer Grenzregulierung hat 1551 stattgefunden; leider konnte ich die darauf bezüglichen Original-Akten bis jetzt nicht entdecken. Der eigentliche Streit begann 1575 damit, daß das Heidereiterhaus, welches zuerst



an dem Nordende des Dammes an oder in der Seite gelegen hatte, nach Neuensund zu verlegt wurde, auf das Gelände, welches heute Weyherrshof heißt. Das Haus mit Garten lag weitlich von dem Damme, also auf heutigem Neuensunder Gebiet, der Heidereiter aber auf pommerschem Boden (heute Försterkamp, Rothemühler Gemeindeacker, teilweise

auch noch Forstdienstland). „Nun ist daraus zu ersehen, daß der Holzvogt Blasius, welcher in der Münckewitz Diensten gestanden, der erste Urheber des Streites von anno 1575 gewesen, weil derselbe auf uckermärkischem unstrittigen Grund und Boden am Felde des über das Bruch gehenden Dammes ein Heidereiterhaus hingesezt.“ Der damalige Besitzer von Neuens-

jund, Herr v. Nieben, dem auch Gehren und Galendeck gehörte, beschwerte sich und es wurde eine Untersuchung angeordnet, hatte aber keinen Erfolg.

Am Nordende des Dammes an der hohen Heide lag nach Aussage der Neuenjunder ein Grenzstein; diesen entfernte einige Jahre vor 1600 der Rote Müller, wie der Müller vom „Roten Born“ in den Akten genannt wird, und wollte ihn bei seinem Backofen gebrauchen. Als er ihn wieder zurückbringen mußte, nahm angeblich der Heidereiter eine Verlegung des Steines zu Gunsten der Torgelower vor. Aus dieser Zeit werden auch die ersten Tätlichkeiten und Pfändungen berichtet. In dem sogenannten „Prenzlaue Vergleich“ auch „Prenzlaue Abscheidt“ vom Jahre 1623 zwischen dem Kurfürsten Georg Wilhelm und dem pommerischen Herzog Philipp Julius, in welchem besonders die Verhältnisse der oben genannten märkischen Dörfer zum Amte Torgelow geregelt wurden, kam auch der Neuenjunder Streit eingehend zur Erörterung. Eine Entscheidung wurde nicht getroffen, nur eine Untersuchung angeordnet, die auch stattfand, und der Heidereiter angewiesen, sich jeder Eigenmächtigkeit zu enthalten.

Es begann die Kriegszeit, von der Neuenjund im Jahre 1627 zum ersten Male betroffen wurde, als ein schwedisches Heer von einigen 1000 Mann sich den Durchzug trotz des hier noch herrschenden Friedenszustandes am 27. und 28. Februar von Friedland über Neuenjund bis nach Stolzenburg erzwang, um von da über Riden, Lödnitz, Schwedt nach dem polnischen Kriegsschauplatz zu marschieren. Es war der Auftakt zu dem großen Unglück, von dem auch diese einsame Heidegegend schwer getroffen wurde. Die „Mühle zum Roten Born“ wurde geplündert, der letzte Müller Westphal flüchtete 1630 nach Strasburg; dasselbe Unglück traf Neuenjund und das Heidereiterhaus, von dem eine mehrmalige Plünderung berichtet wird. Der Heidereiter Simon Loddig erschoss in der Notwehr einen schwedischen Marodeur, als er Backholz nach Neuenjund fahren wollte, und mußte sich infolgedessen wochenlang mit seiner Familie im Sumpfe verbergen. Dieser gemeinschaftlichen Großen Not gegenüber wurden die kleinen Streitereien begraben. Der Besitzer von Neuenjund war damals ein v. Berge, verwandt mit den v. Berge auf Spiegelberg.

Im Jahre 1682 wurde Henning v. Derken auf Neuenjund klagbar gegen Uebergriffe der Schweden und fand kräftige Unterstützung durch den Großen Kurfürsten. Es fand eine eidliche Befragung von Zeugen

über den Verlauf der Grenze statt, die zwar für v. Derken günstig ausfiel, aber praktisch ein negatives Resultat ergab. Der Streit sollte wieder einer Kommission übergeben werden.

Ungefähr 1690 beginnend wurde das Schwedische Pommern vermaßen, in der Karte von 1693 sind die streitigen Grenzen eingezeichnet. Durch diese Karte und der ihr beigegebenen Beschreibung erhält man eine genaue und anschauliche Darstellung der damaligen Verhältnisse. In dieser Zeit wurden die streitigen Teile gemeinsam benutzt; anscheinend ist es dabei friedlich zugegangen, denn es fehlen Berichte über Streitigkeiten.

Am 1. Juli 1715 sahen die Neuenjunder den König Friedrich Wilhelm I. mit seinem Heere von Stettin kommend, um über den Kavelpaß zur Belagerung nach Stralsund zu marschieren. Damit trat der Grenzstreit in ein neues Stadium. Denn noch während des Krieges kam das schwedische Gebiet unter preussische Verwaltung. Hatte solange der brandenburgische Kurfürst dem Neuenjunder seinen Schutz angezeihen lassen, wurde jetzt der preussische König sein Gegner, und dieser benutzte die Tatsache, daß sich der Schwede bisher in dem Streitlande behauptet hatte, als Beweis, es sei pommerisch. Ein richtiger 30jähriger Grenzrieg von 1715 bis 1745 entbrannte zwischen dem Heidereiter Peters und dem Obristleutnant v. Sternbach bezw. seinen Rechtsnachfolgern. Das Niedererschlagen von Bewehrungen, Pfändungen von Pferden, Wagen, Kühen, Netzen, Sägen, Kleidungsstücken beim Hüten, Heuen, Holzschlagen, Fischen und Krebsen waren an der Tagesordnung. Der Neuenjunder zog mit seinem Gesinde, dem Jäger und den Bauern aus, um Heu zu machen oder Holz zu schlagen; der Heidereiter wiederum holte aus Nothemühl Hilfsträfte zur Abwehr des feindlichen Einfalls heran. Als ein Vorfahr vom Verfasser dieses Aufsatzes, Buschwächter auf Burgwall, wo jetzt das bekannte Ausflugslokal ist, dem Obristleutnant wieder einmal einen der zahlreichen „Fehdebrieve“ zu überbringen hatte, zitierte der streitbare Herr den Götz von Berlichingen, wie mit umschreibenden Worten angedeutet wird, obgleich Goethe damals sein Schauspiel noch nicht gedichtet hatte. General-Major v. Weyher, Nachfolger in Neuenjund, schreibt 1742 an Friedrich den Großen „und ich dergleichen Tätlichkeit je länger je mehr befürchten muß, woraus endlich ein Unglück oder wohl Mord und Totschlag geschehen dürfte, bitte ich Ew. Kgl. Majestät um Verhaltensmaßregeln“. v. Weyher hatte jetzt einen Zweifrontenkrieg zu führen; denn in den Wiesen an der mecklenburgischen Grenze bedrängten ihn die Bauern

von Gehren und Maßdorf. Endlose Beschwerden, Verordnungen, strenge Befehle, Strafandrohungen, Kommissions- und Vermessungsberichte füllten dickeleibige Aktenbände, ohne daß es unter Friedrich Wilhelm I. zu einer Entscheidung kam. Die dickköpfigen Pommern fühlten sich sicher im königlichen Schutze, die ebenso starkköpfigen Udermärker handelten im Bewußtsein ihres Rechts. Für den Heimatforscher aber sind die Akten eine wertvolle Fundgrube.

In wahrhaft königlicher Weise befahl dann Friedrich der Große durch ein besonderes Handschreiben die Beendigung des Streites; es möge im genauen Wortlaut wiedergegeben werden. „Mein lieber Wirkl. Geheimter Stats-Ministre von Arnim. Ihr ersehnt aus dem copeylichen Anschluß, was die Witwe General-Majorin von Weyher, wegen ihres langwierigen Gränz-Processes zwischen dem pommerschen Amt Uckermünde und ihrem Gute Neuenjund, klagend vorgestellt und gebethen, Wie ich nun allezeit eine gütige Meinung habe das Land von der so zu reden recht verderblichen Pest derer verderblichen, und fast ewigen Proesse zu befreien, der Supplikantinn Gesuch wegen edition derer ihrer Septs, durch den Brand verlohrenen Urkunden: von welchem Unglück profitiren zu wollen eine wahre interessirte Grausamkeit wäre; aber ganz gerecht und billig finde und daher resultiret, Euch die völlige examinirung und Abmachung dieser Sache aus Königl. Gewalt zu übertragen und zu committiren, also habe ich nötig erachtet, die Abchristlich bekommende Ordre an die Pommersche Kriegs- und Domänen-Kammer ergehen zu lassen, und hegen zu Euch das Vertrauen, Ihr werdet hiebey in allen Stücken gerade durchgehen, und die Proceß unparthenisch und nach wahren Recht entscheiden. Ich bin Euer wohl affectionirter König. Berlin, den 11. January 1746. Friedrich.“

Die Grenzfestsetzung fand statt. Das **Barnebruch D. E.** wurde Neuenjund zugesprochen; aber die **Seeberge F** und der Waldstreifen westlich von der Strasburger Landstraße blieben zunächst bei Pommern. Neue Proteste gingen beim König ein. Man ließ sich auch nicht

abschrecken, als der König befahl (14. September 1747) „Da die Streitigkeit durch einen völligen Vergleich und vermalte Grenzen einmal geschlichtet und abgetan ist, so wollen wir, daß es dabei schlechterdings verbleiben und keine Aenderung deshalb vorgenommen werden soll.“ Die Antwort war eine neue Eingabe der Frau v. Weyherr. Am 20. Februar 1748 urteilte v. Cocceji: „Daß, wenn eine Sache dergestalt ungewiß ist, daß die Wahrheit nicht auszufinden ist, die streitige Sache geteilt werden solle.“ Da die Neuenjunder noch ein Stück des Waldes östlich der Landstraße (die **Hajjelberge**) beansprucht hatten, wurde die Straße als Grenze festgesetzt. Dabei ist es dann auch verblieben.

Die Heidereiterei wurde zurückverlegt auf pommersches Gebiet, aus ihr wurde die Försterei, später Oberförsterei **Nothemühl**. Das Gebäude blieb aber stehen, wofür Frau v. Weyherr eine Entschädigung zu zahlen hatte. Bis heute hat sich die Bezeichnung des Geländes, auf welchem die Heidereiterei lag, als **Weyherrs Hof** lebendig erhalten, wohl ein Zeichen für das Interesse, welches der Streit und sein Ausgang erregt haben, obgleich die Gebäude seit langer Zeit abgerissen sind und die Neuenjundische Gutsförsterei am See aufgebaut wurde.

Nach einer Mitteilung von Herrn Bürodirektor Fürstenau wurde nach dem Tode der Frau v. Weyherr das Rittergut Neuenjund subhastiert und am 2. Juli 1764 in der Versteigerung vom Landrat **Hans Ernst v. Arnim** für 72 500 Reichstaler gekauft. Bei dem Arnim, an den das Handschreiben des Königs gerichtet ist, wird es sich um **Georg Dietloff v. Arnim** auf **Boizenburg** und **Zichow** gehandelt haben, der Staats- und Kriegsminister war und am 20. Oktober 1753 in Berlin starb.

Daß die alten Rechte der Neuenjunder endlich zur Anerkennung kamen, ist vom Rechtsstandpunkt erfreulich, aber für die Nothemühler schmerzlich. Der Entscheid bedeutete eine schwere wirtschaftliche Einbuße; wurden ihnen doch bei der Knappheit der Wiesen und Weiden solche genommen, die unmittelbar vor der Tür lagen.

An den Landmann.

Von Gustav Mettcher.

Säen kann nur der und hoffen,
der den Pflug geführt zuvor,
ihm nur steh'n zur Ernte offen
seiner Scheune Tür und Tor.

Doch bei allem Fleiß und Mühen
bleib' er dessen wohl bedacht,
daß der Acker Aehren blühen
nur, wenn Gott sie blühend macht.

Gewitterluft.

Van Max Lindow.

Dat sünd wiet mehr as föftig Johr her, denn harr'n se in Dingkirchen un Uemgegend 'n scharpen Schoolinspekter. För den weer'n de Kösters keenen Dag sicher. He kennte all Koterstieg un Hinr'ümweg in de Dörper, keem Sommer un Winter to Foot un immer as de Deew in de Nacht. Lies' gieng de Dör up, un he weer dor.

Dat een Johr weer nu 'n bannig heeten Sommer. De Krähgen jappsten up'n Tun, de Scheeperhund'n hechelten, harr'n de Tung ut 'n Hals to häng'n un sötten Schatten, un de Schwien wöhlten sich köhle Löcher in de Erd un leggen dor as doot. Kort vor 'n Aujt harr de Sunn een paar Doog so jengt un brennt, dat de Dörppohl gänzlich utdrögt weer. As de Kinner morgens no de School müßten, stünd 'n schwart Gewitterwult an'n Himmel. De Jöhr'n dösten man so dörrch dat Dörp, schlufsten an de Hüjer lang, dat se man jo jerer Eck Schatten mitnehmen, denn de Sunn stök noch düller as süß de Doog. Sittferien geew 't dünn noch nich; jie müßten rin in de stückig Schoolstuw. All pusten s', un all wischten s' sich den Schweet van den Wörkopp. Nä, wat weer dat of för 'n grüligge Sitt. — Un diß Jülheit! De Köster harr al veel erlewt, awer ditt gieng öwer Kried un Roodsteen! Keener mücht dat Mul upmoken — he ok nich. De Tied süßbit weer akroot so ful, gieng nich van de Stell. Dor, Mina Klüten harr ewen ludhals hujohnt!

Dat Gewitter stünd as 'n schwart Wand up densüülwigen Pladen. Af un an grummelte dat, as wenn so'n Hund knurrt. De Sunn awer glupte ut so'n glöhnlidch Dgen, as wull se Schüenen in Brand steken. Willem Hühn harr mit de Hand dörrch dat Fenster langt, bloß mol to probeer'n, wo heet de Steener weer'n, un nu höl he sich de Finger an den Ohr'nzippel, so harr he sich verbrennt.

De Köster weer al ganz vertwiefelt. In de erst Stunn harr he doch noch 'n paar Antwoord'n kregen, awer de Refenstunn weer grootdo blösjünnig, keen eenmal wat richtig. Luter Quatsch weer rutkomen. Dat weer dünn gerod upkomen mit Kilometer un Meter un Centimeter, un Hanne Floog weer dorbi blewen; een Meter harr söb'nun'nhalwen Szantimeter! Dünn harr ehr de Köster dat all's noch ees ut'nännerpolkt, owjchonst sien Tung jo drög weer as de Kriedlappen. Rin süll dat in de Köpp! „Heinrich

Westphol, was ist ein Kilometer?“ Heinrich müßt sich erst besinn'n, wo he eegentlich weer. Sien bloog Dgen künn he man halv upkriegen. Sien Stärn kreeg fößteihn Schrumpeln, as he endlich rutstammerte: „Zwee Fund!“

Dünn weer 't utwest mit de Kunst un mit de Gedülligkeit of. De Jöhr'n müßten ehr Lesböker vörkriegen un dat Stück würd lest: „Schnee, Hagel, Graupeln.“ Awer dor föhlt sie sich ok keener bi af, un süßbit, as dat bannig Hogel geew, würd 't nich anners. Endlich Paus'. Weer of Tied; se künn'n alltohopen nich mehr den Kopp hochkriegen.

Süß weer dat in de Pausen immer 'n Larm, dat den Schulden sien Venus halv verrückt würd un an de Kedd rieten deer, as müßt he hen un Ordnung rinbring'n. As de Post gieng dat üm den Groosbrink riim, un de Mätens stünd'n an 't Schoolhus un speekten „Vogel, flieg aus, komm wieder in's Haus!“ Hüt awer weer keen Lud to hör'n. De Jung'ns hölen den Kopp an de köhle Huswand, un de Mätens seeten up de Kirchhoffsmuer in 'n Schatten van 'n Mulbeerboom un weern so rood as gekookte Krewt. De Paus' weer hüt länger; denn siet den Schoolinspekter nich to truen weer, gieng süß de oll Kösterkloß bannig priek. As de Paus' ut weer, wintke de Mann bloß mit de Hand, un de Kinner keemen as de diire Tied den Scholtridd rup, all plattbarft, Jung'ns un Mätens, un de Jung'ns mit upgeknotes Hemd un upgekrempele Hojen.

Dat Gewitter stünd immer noch up den ollen Pladen, kum, dat sich de Wand 'n beten högerschowen harr. De Jöhr'n awer harr'n doch seh'n, dat een poormol 'n gelen Bliß de Wand runtückt weer. Awer bet siefuntwintig harr'n se tellt, un dünn weer erst dat Brumm'n in de Färn angohn. Wenn dat rupkomen deer, würd't woll bannig knostern!

In de lezt Stunn harr'n se Schriewen. De Köster verdeekte de Schriewböker. Nä, wo schweeten em de Händ'n, jerer Boot kreeg foorts 'n Pladen. Dat grote „E“ weer an de Keeg. De ganz Sied süll dorvan vullmolt ward'n, un wer denn noch Tied harr, süll den Satz schriewen, de an de Wandtofel stünd: „Ein Eisbär auf dem Eise.“ — „In'n Sommer Jes!“ für Ludwig Purr, de an 'n köhlen Oden seet un de Dgen noch halwegs upkriegen künn. Mit de Tied keemen s' all in 'n Gangen, bloß Bern-

hard Klitmann müßt den Frieden noch ees störn un segg'n: „Herr Stodmann, mich is die Tint indrögt!“ De süll bi sienen Rower instippen. — De Ferern schroopten un rachten öwer dat Pa-peer. Süß weer dat still, as in de Kirch. Eenmol sár een Stimm: „Ach, mir schwíkt so!“ Köster Stodmann löt ihm schwízen. He seet up sien Katheder un harr de Hand in'n Kopp.

Den Wördenstieg hinner dat Dörp entlang geiht 'n Mann in'n schwarten Rock un mit schwarze Hosen un mit 'n groten witten Strohhood. An den Schulden sienen Backoben is 'n Plumenboom, dor steiht he still un drögt sich den Schweet af, de em van dat Gesicht kackt. Is dat awer of een Hitt un so schwöl, so windstill dorbi. De Fleege steken, un de Luft flimmert. He is allermeist fix gohn, hett de Wand, de dor in'n Westen as een Muer steiht, nich trugt. In den Widenweg is he meist in'n Schatten gohn. De oll Böm sind 'n poor Johr nich kröppt word'n un stohn dicht, awer hier in den Wördenweg steiht bloß de Plumenboom, un mit sienen Schatten is dat nich wiet her.

Den Schoolinspekter, denn dat is he, baect dat Hemd an'n Buckel, immer werrer müdd he sich dat heete un natte Gesicht afdrögen. Möd is he ok, am leewsten mücht he sich hier an den Backoben in dat gröne Krut legg'n, awer he will den Schoolmeister hüt öwerrafchen, de denkt gewiß nich an so'n Besöt bi de Gewitterluft. Bet nuher hett he em nich affoten künnt, awer dittmol kann't glicken. He kloppt sich den Stoww van de Stewel, drögt sich noch eenmol dat Gesicht af, geiht de Grenz entlang bet no den Schoofter sienen Hoff, glippt öwer de Stroot un steiht nu up den Schoolfloor. He hortt. Keen Lud is to hör'n. Sinner de Dör is dat müstenstill. „Süll he woll?“ denkt de Schoolinspekter, drögt sich schwinn den roten Kopp af un — klinkt vörfichtig un lies' de Schoolstuwendör up. Een Blick no dat Katheder — de Köster schlöppt; hett den Kopp in de Hand un — schlöppt wahrhaftig; de Gewitterluft hett em öwernomen. — De Kinner hebb'n erst nüsch markt, sehen den schwarten Kärl nu awer, as he vör ehr steiht. Se will'n upstohn, will'n, as ehr dat inpremt is, segg'n: „Gott — grü — ðe — ðe!“ De Schoolinspekter awer winkt mit beide Händ'n, se söln sitten bliwen, „pscht!“ möckt he un leggt den Finger up den Mund. Denn bedüdt he ehr, dat se wiererschriewen söln. Gegen de Dör steiht 'n Stohl, dor jett' sich de schwart Gestalt hen. De Mann is willens, dor solang to sitten un to löwen, bet de Köster up sien Katheder upwoken deiht — un wenn 't bet Obend duern süll.

Dat Gewitter hett sich doch neeger rauschouwen. De Sunn is ewen unner de schwart Wand krogen — as unner een Dook. Düster ward dat; dat Schoolhus liggt mit ees in'n Schatten. De Kinner schurreert dat den Buckel run. Ehr is so unheimlich; se moken bang Dgen. No den schwarten Mann kiek keener hen, dat wogen se nich; he hett ehr to grulig Dgen mooft.

Up sien Katheder sitt immer noch de Köster un — schlöppt. De Rekenstumm hett em doch hüt to sehr angreepen. Orrer is dat bloß die Gewitterluft?

Dor ward de Schoolstuw fíerhell! De Kinner tuken tohoop, holl'n de Luft an un tell'n: „Een, — twee, — drie, — veer, — fief, — söß!“ Nu bullert dat los, awer gliet so ärnsthast, as wenn eener up'n Disch trummelt un seggt: „Munter, munter, munter!“ Un grod, as ow de Köster up sien Katheder dat verstohn hett, ritt he de Dgen up! So, wat denn? Ligt he denn gor nich in sien Bedd? Is he denn? Wo kümmt he öwerhaupt in de Schoolstuw rin? Un wat söln de Kinner hier? Dat is jo al Obend, is al ganz düster! Em geiht de Schreck dörch de Knoken. Süll he den ganzen Dag verschlopen hebb'n? Dat weer doch —. He kiek no sien Taschenklock: een Viertel up Een! Nem Klock twölwen sall de School ut sind. Wenn de Kinner bloß nüsch markt hebb'n! He hett dat Les'book noch vör sich up dat Katheder to ligg'n. He blärert üm, as wenn he iewrig bi't Lesen is. Denn kiek he hoch un — süht sienen Schoolinspekter up den Stohl an de Dör. Nu is em awer doch, as wenn em eener an 't Mul schlogen hett. He will upspring'n, will — jo, wat will he? — Dor süht he, dat de Mann dor in sienen schwarten Rock de Dgen dicht tohett un schlöppt, den Kopp wiet hinn'öwer. Dit is doch awer — spökt dat nu al bi Doog! Een Bliß! De Schoolstuw is een Fíer. Dat bullert los, awer nu ganz argelich, al veel paziger! De Kinner moken groot Dgen, sitten mit ees piel in de Bänker. De Köster kiek den Schoolinspekter an. De hett nüsch markt van Bliß un Dunner, süht so to-freden ut, bloß dat em groote Schweetdruppen up de Stärn stohn un van de Näs drüppeln. De Köster richt' sich vörfichtig up, hett den Finger up den Mund, grod as de schwarte Mann vörhen. Up Tehen geiht he no de Dör, möckt se ganz, ganz sacht un lies up. Denn winkt he de Kinner, möckt „sch“ un draucht mit de Fust. Barstbeenig, sacht as de Katten, komen Mätens un Jung'ns ut de Bank, futschen öwer de Delen, glippen ut de Dör un rut ut dat Schoolhus, Meta Trüllhogens toleßt.

Gen'n Blick schmitt de Köster noch up den Schoolinspекter. De hett niischt markt, schlöppt jelig un sanft as een Kind. Dunn mödt de Köster vörchtig de Schooldör to un geiht up Tehgen röwer no sien Stuw, wo sien Fru al mit dat Middag töwt. — — —

De Gewitterwind fegt de Stroot rup! De Stoww warbelt hoch! Stroh- und Heuhalms fleegen dörch de Luft. De ersten Druppen fallen

up dat heete Daek. Bauz! knallt de Wind een Schoolfenster ran. — — —

Dat Gewitter hett sich uttownt. De Regenbogen steiht al an den Himmel. De Köster fiect in de Schoolstuw rin. Se is leddig. Dor grient he sich ees, geiht hen un mödt de Fenstern up, dat de frisch Luft rinkomen kann.

No Dingskirchen is de Schoolinspекter nich mehr komen; dat leeg em to sehr ut dekehr.

Die von Derken auf Gollmiz.

Von Arthur v. Derken, Potsdam. / Mit einem Wappenbild, gezeichnet vom Verfasser.

Die v. Derken treten urkundlich im Jahre 1575 zum ersten Male als angelesen in der Udermark auf. Das Geschlecht saß seit alters im benachbarten Lande Stargard, dem heutigen Mecklenburg-Strelitz, auf seinem Hauptgute Helpt, ehemals einer namhaften Burg, und war vielfach verflochten mit dem udermärkischen Adel. Aber auch weniger freundschaftliche Beziehungen hatten sich ergeben, so zu Ende des 16. Jahrhunderts die große Fehde mit den mächtigen und gewalttätigen Blantenburg auf Wolfshagen und Wüldenitz, die in endlosen Prozessen bis ans Reichskammergericht ging und schließlich, als die meisten Prozeßgegner nicht mehr lebten, nach 30 Jahren in den Wüden des großen Krieges sich tolltief. Dieser Prozeß, neben dem fast ungestört der Kleinkrieg mit Bauernaufgebot und Waffengewalt weiterging, mutet wie eine verspätete Erscheinung des mittelalterlichen Faustrechts an.

Hans v. Derken, ein jüngerer Sohn Jakobs auf Helpt, hatte sich in der Erbteilung mit Geld abfinden lassen und war nach Prenzlau gezogen. 1575 wird er als „zu Prenzlau in der Mark Brandenburg geseßen“ bezeugt. Er heiratete in 1. Ehe Barbara, die Tochter Joachims v. Lindstedt auf Bröllin. Die noch vorhandene Eheveredung d. d. Bröllin Pfingstmontag 1584, in welcher der Braut von ihrem Vater eine reiche Aussteuer zugesichert wird, ist mitunterzeichnet von Lindstedtscher Seite durch Jürgen Bröder zu Allerstorff, Matthias Arnstorff zu Wiltschow, Jürgen Ramin zu Bressow, Caspar Horn zu Tutow, „alle erbgeseßen“; von Derkenscher Seite durch des Bräutigams Brüder Lippold und Matthias zu Helpt, Bartold Schwicheldt zu Bresewitz, Hans Raven zu Großen-Ludow, alle erbgeseßen.

Hansens Sohn Lippold ist nun der erste Derken, der in der Udermark Landbesitz erwirbt. 14. 7. 1625 schuldet ihm Michel Sperrenwalde zu Sperrenwalde 350 Thl. Im nächsten Jahre sitzt Lippold bereits zu Kl.-Sperrenwalde und 1644 verpfändet ihm Michel Sperrenwalde einen Teil von Gollmiz auf 12 Jahre. Lippold hatte 2 Töchter, von denen die eine ihren Vetter Henning v. Derken auf Helpt heiratete, die andere Joachim Friedrich v. Stülpnagel; beide bekamen Besitzrechte an Gollmiz mit. Henning war wohlhabend, er besaß außer dem Stammgut noch Lübbertorf und in der Udermark Neuenjund; so war er in der Lage, seinem Schwager Stülpnagel, dessen Ansprüche an Gollmiz abzukaufen.

Gollmiz war ein altes Lehen des ehemals bedeutenden und ausgedehnten Geschlechts v. Kerkow (mit der Vogelkralle im Wappen); es befanden sich aber auch Anteile in den Händen der Sydow, Holzendorff, Sperrenwalde und Arnim. Die Kerkow und Sperrenwalde verarmten in den schrecklichen Zeiten des 30jährigen Krieges und starben schließlich aus. Der Besitz der Derken umfaßte zu Anfang des 18. Jahrhunderts Gollmiz mit Kl.-Sperrenwalde, Mittelsperrenwalde, Güstow Anteil (9 Bauern und 9 Kossäten), Vorwerk und (zuerst 1749 genannt) Derkendorf. Der letzte fremde Anteil von Gollmiz wurde im März 1756 dem Richard v. Arnim für 13 000 Thl. abgekauft, so daß die Derken endlich im Besitz des ganzen Gutes erscheinen.

Henning v. Derken hatte aus zwei Ehen 15 Kinder, von denen der älteste Sohn Hans Ernst (1670—1730) ein bedeutender Vertreter seines Hauses werden sollte. Er war ein wohlstudierter und rechtskundiger Mann, wurde Landrat und Quartalsgerichtsrat und hat in dieser wichtigen Stellung der engeren Heimat

wesentliche Dienste geleistet. Das zweite der genannten Aemter hatte er auszuüben als ständischer Beisitzer an dem sog. Quartalsgericht, welches zu Prenzlau in Gestalt einer „Delegation“ vom Berliner Kammergericht tagte. Später wurde er zum Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammer zu Halberstadt ernannt. Er war vermählt mit Benedicta Luise v. Schwicheldt aus Bresenitz. Sich und seiner Gattin hat er in der Gollmiker Kirche ein Denkmal gesetzt durch eine Ahnentafel mit gemalten Wappen im Patronatsstuhl nach dem Vorbilde seines Vaters in der Hinterpeter Kirche.

Von den beiden Söhnen dieses Ehepaares ist nur der ältere, Henning Ernst, bemerkenswert. Er war der letzte Derzen auf Gollmich, mit ihm sollte die ufermärkische Linie im Mannesstamme erlöschen, allerdings nicht ohne Ruhm.

Henning Ernst, geboren 1694, bezog die Universität Halle, wo er bei einer Gelegenheit dem Könige Friedrich Wilhelm I. wegen seiner Körpergröße auffiel. Der König bewog ihn, Soldat zu werden, worauf er 1714 bei dem berühmten Regiment Gensdarmen in Berlin eintrat. Henning Ernst machte die Schlacht bei Mollwitz mit (10. 4. 1741), 1743 wurde er Kommandeur des Regiments und als solcher focht er bei Hohenfriedberg 4. 6. 1745, wofür ihn der König zum Obersten ernannte. In der Schlacht bei Soor (30. 9. 1745), einer der interessantesten, die Friedrich der Große geschlagen, war von entscheidender Bedeutung die ruhmreiche Attacke der drei Kavalleriebrigaden Buddenbrod auf die Graner Koppe. Als vordeste stürmte die Brigade Golsz mit den Gensdarmen in erster Linie. Das Regiment erlitt einen Verlust von 8 Offizieren, 48 Unteroffizieren und 187 Gensdarmen. Der Regimentskommandeur Derzen wurde für diese Waffentat mit dem Pour le Merite ausgezeichnet.

Am 21. September 1752 wurde Henning Ernst als Generalmajor zum Chef des Dragoner-Regiments Nr. 4 (bisher v. Bonin) in Landsberg a. W. ernannt, welches fortan seinen Namen führte als Regiment Derzen-Dragoner. Mit diesem Regiment rückte er 4 Jahre später ins Feld. Bei Lwowitz 1. Oktober 1756, in der ersten Schlacht des 7jährigen Krieges, kommandierte er eine Brigade, bestehend aus seinem Regiment und den Truchseß-Dragonern. In dem hin und her wogenden Reiterkampfe erhielt Derzen an der Spitze seiner Truppen schwere Kopfhiebe, die am nächsten Tage seinen Tod herbeiführten. Kaiser Wilhelm II. hat diesen Helden, wie alle gefallenen preußischen Generale, durch eine Inschrift auf einem der Pfeiler in der

Berliner Ruhmeshalle geehrt. Derzen war ein älterer Regimentskamerad des unglücklichen Hans Hermann v. Katte, dessen Tragödie er aus nächster Nähe miterlebt hat. Unter Friedrich dem Großen ist er 11 Jahre Kommandeur der Gensdarmen gewesen und hat damit auch dem Hofe näher gestanden. Sein Biograph (C. F. Pauli in „Leben großer Helden“, Halle 1759/64) schreibt über ihn: „Unser Held war groß von Person und von sehr lebhafter Gemüthsart,



welche bei zunehmenden Jahren mit einem geistigen Verstande sich paarte. Er hatte in den Wissenschaften einen so guten Grund gelegt, daß man in seinem Umgange mehr davon bemerkte als einem Kriegsmann unentbehrlich ist. Er sprach latein und französisch, wußte die Geschichte und vieles von der Mathematik und Rechtsgelehrtheit. Es zeigten seine Handlungen eine reifliche Ueberlegung. Er war tapfer und schonte sein Leben zu wenig, um sich Ehre, seinen Mitsoldaten Mut und seinem Monarchen Vorbereren zu verschaffen. Sein Umgang war sicherhaft und gefällig, er liebte zärtlich ohne Eifersucht, seine Befehle waren gelassen und wohl überlegt, seine Taten hitzig und hurtig, sein Tod blutig und ehrenvoll. Er starb als evangelisch-lutherischer Christ.“

Verheiratet war Henning Ernst mit seiner Base Anna Margarete v. Derzen aus dem Hause Lübbertorf. Pauli schreibt von ihr: „Der Herr Generalmajor hatte sich mit einem der schönsten und gefälligsten Frauenzimmer vermählt. Die jetzt verwitwete Frau Generalin Hochwohlgeboren Gnaden sind Anna Margarete geborene

von Derzen, deren seliger Herr Vater am holsteinischen Hofe in gutem Ansehen gestanden, die Frau Mutter aber eine geborene von Dechow gewesen.“ Der Kammerherr der Königin Elisabeth Christine, Ernst Alhasverus Graf v. Lehndorff, berichtet in seinen Denkwürdigkeiten (Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen):

„1753, 20. Januar. Zum Diner bei der Königin mit dem Oberst Buddenbrock und dem General Winterfeld. Gegen Abend besuchte ich die Generalin Derzen, welche unverzüglich abreist, um mit ihrem Mann zusammenzutreffen, der ein Kavallerie-Regiment erhalten hat. Diese Frau ist eine Schönheit; sie zählt dreißig Jahre, sieht aber nach achtzehn aus. Sie ziert sich wie eine Kokette und hat sehr amüsante Eigenheiten. Wir sind sehr betrübt, sie zu verlieren, sie war im Grunde eine gute Frau.

1755, 25. Januar. Souper beim Prinzen Heinrich an verschiedenen kleinen Tischen. Ich bin an dem des Prinzen von Preußen mit der Platen, der Marschall, Frau von Derzen, dem Bischof, Cocceji von der Garde, dem Fürsten von Rötthen und dem Marschall Schwerin.“

Demnach hat die Generalin v. Derzen ihre Beziehungen zur Hofgesellschaft weiter gepflegt und ist des öfteren aus Landsberg herübergekommen. Unter alten Papieren befindet sich noch ein italienisch verfaßter Brief an sie, datiert Berlin 31. Januar 1756, mit einer feinen Signatur, unterzeichnet A. N. de Balby, wahrscheinlich einem Verwandten des bekannten Ingenieur-Obersten und Vertrauten Friedrichs d. Gr., Joh. Friedr. von Balby aus vornehmerem geneueser Geschlecht.

Dem Ehepaar Derzen war ein einziges Söhnchen bereits im zartesten Kindesalter verblieben, so daß ihm nur zwei Töchter verblieben. Mit Rücksicht darauf hatte der Vater noch bei Lebzeiten die Aufhebung der Lehenseigenschaft von Gollmitz erreicht, um den Besitz den Kindern zu erhalten. Nach dem Tode des Gatten trat nun die Generalin die Verwaltung der ausgedehnten Begüterung an und nahm zu Gollmitz ihren Wohnsitz. Sie hat dort 35 Witwenjahre verbracht und gewiß nicht ohne Glanz resi-

diert. Sie muß eine ungewöhnlich bedeutende Frau gewesen sein. Es wird von ihr überliefert, daß sie viel gereist, sprachgewandt und überhaupt eine Dame der großen Welt gewesen sei. Sie war auch bewandert in Geldgeschäften und hatte Beziehungen zu Hamburger Banken. Zu bedauern ist, daß sich über sie nur äußerst dürftige Nachrichten erhalten haben.

Von ihren Töchtern heiratete die ältere den Minister Freiherrn v. Hagen und die jüngere, Marianne Wilhelmine Eleonore, vermählte sich mit dem Reichsgrafen Hermann von Callenberg auf Mustau, dem letzten Mann seines Geschlechts. Auch sie wurde früh Witwe, wie ihre Mutter. Als die einzige Tochter ihres Mannes aus erster Ehe den Grafen Bückler heiratete und ihm die Standesherrschaft zubrachte, zog sie sich nach Gollmitz zurück, dessen alleiniger Besitz ihr nach dem Tode der Generalin zufiel.

Die Generalin v. Derzen hatte sich viel im kirchlichen Sinne betätigt und war sehr wohlthätig. So war es ihr Werk, daß Gollmitz eine eigene Pfarre erhielt und am 10. Januar 1790 der Pastor von Rhein eingeführt wurde. Die Gräfin Callenberg eiferte der Mutter nach, besonders hilfsbereit bewies sie sich gegen verarmte Verwandte. Bei dem Regiment Braunschweig-Dels in Prenzlau stand ein Leutnant Werner v. Derzen, früh verwaisst und auf Unterstützungen durch Verwandte angewiesen. Als dieser sich am 28. 2. 1800 mit der Tochter des Landeseinnehmers (später Landschaftssyndikus der Uckermark) Joh. Friedr. Müller verheiratete, versprach ihm „seine Ruhme“, die Gräfin Callenberg, einen jährlichen Zuschuß von 200 Thl.

Am 2. Mai 1815 ist die Gräfin Callenberg 69-jährig nach 20-jähriger Wittwenschaft gestorben. Sie ruht in Gollmitz in dem gemauerten Gewölbe neben der Kirche zwischen den Särgen ihrer Eltern. Sie wie ihre Schwester hatten keine leiblichen Nachkommen, und so haben entfernte Verwandte und Erben nach dem Tode der Gräfin ihre gesamten Güter verkauft. Damit endete das Geschlecht von Derzen des uckermärkischen Zweiges nach 240 Jahren seines Bestehens.

Einem Freunde. Von W. Groß.

Und ist die Arbeit frisch getan,
schlag in der Feierstunde
die schönsten Melodien an
mit lächelnd frohem Munde.

Die stillen Freuden sind's, die laut
im Herzen widerklingen.
Wer neben Pflicht auf Frohsinn baut,
ist Meister allen Dingen.

Der Schicksalsvogel von Milow.

Von Gustav Metfcher.

Zu dieser Geschichte, die ich hier erzählen will, bin ich ganz zufällig gekommen. Ich fuhr eines Tages nach Prenzlau. In meinem Abteil saß ich anfangs ganz mutterseelenallein. In Hasleben trug endlich ein älterer Mann zu mir, mit dem ich ins Gespräch kam. Wir unterhielten uns über dieses und jenes. Als unser Gespräch einen Augenblick stockte, fragte er mich: „Wie heißen Sie denn?“ Ich nannte meinen Namen. Darauf er: „Gustav Metfcher — sind Sie etwa de Geschichtenschrüwer?“ Ich lächelte. Darauf sagte er mir: „Weeten's, eene Geschichte hebb'n S' äwer doch noch nicht indrukten loaten!“ „Und die wäre?“, fragte ich darauf. „Na de Geschicht' von de Milower Bagel!“ „Die Geschichte von dem Milower Vogel? Die kenne ich gar nicht!“ „Sehen S', dat hebb' ick mi dacht! To uns' Muttern hebb' ick immer a' seggt, wenn ick den Geschichtenschrüwer ees trüssen künn, dann wull ick sin Gedanten oot up den Milower Bagel brengen!“ „Das paßt ja fein“, war meine Erwiderung; also erzählen Sie!“ Ich gab dem Manne eine Zigarre, ich steckte mir auch eine neue an und dann war ich ganz Ohr. Ich erhielt nun folgende Darstellung von dem „Milower Bagel“. Zuvor fragte er mich, ob ich denn auch wüßte, wo Milow läge. Als ich die Frage bejahte, legte er mit seiner Erzählung los.

Vor hundert Jahren und mehr ließ der reichste Milower Bauer sein Kind taufen. Das ganze Dorf war zur Taufe eingeladen. Nur die „oll Lindemannsche nich!“ Damit hatte es aber eine besondere Bewandnis. Sie hatte nämlich in ihren jungen Jahren dem Vater des „Kindtaufbauern“ aus Rache wegen verschmähter Liebe drei Jahre hintereinander die Strohmieten angesteckt. Sie mußte damals dafür zwei Sommer lang in Prenzlau still hinter eisernen Gardinen Bettklaken ausbessern und Kittel flicken. Der alte Milower Bauer hat ihr nie diese „brenzliche Angelegenheit“ verziehen, und auch der Sohn zeigte keine Miene, endlich einen Schlußstrich unter dieses Kapitel zu setzen. Die Milower meinten damals, — laut aussprechen taten sie es ja klugerweise nicht! — daß er der Alten einen Korb mit Kindelbierkuchen wohl hätte ins Haus tragen lassen; das wäre Christenpflicht gewesen. Mittlerweile hatte sich nun um die „oll Lindemannsche“ ein Kranz von Sagen und Anekdoten gebildet. Vor allen Dingen deutete man sie hinein in das Reich der Zauberei. Das Schicksal wollte es, daß der kleine

Sohn des reichen Bauern kurz nach der Taufe starb. Wie der Totengräber dem kleinen Erdenbürger das Bettchen für die himmlische Ruhe schaufelte, bemerkte er auf dem Gitter des benachbarten Grabes einen Vogel, der in seinem Aussehen einer Krähe glich, dabei aber dauernd die Farbe seines Gefieders wechselte. Bald sah das Gefieder quittegelb, bald feuerrot, bald giftiggrün aus. Dem Totengräber war diese Aufsicht bei seiner Arbeit unangenehm. Er nahm den Spaten und scheuchte damit den Vogel fort. Der kreiste ein paarmal um den Kirchhof herum, um sich dann aufs neue auf das Grabgitter niederzulassen. Der Totengräber, der zugleich der Nachtwächter des Dorfes war, beobachtete nun, daß derselbe Vogel mit seinem eigenartigen Gefieder des Nachts stets im Gebüsch am Hause der alten Lindemann sich aufhielt. Einmal dachte der Nachtwächter bei sich, du mußt doch mal versuchen, den Vogel fortzuschrecken aus seinem Gebüsch. Er nahm einen handgroßen Feldstein auf und warf ihn in den Hollunderbusch, in dem der Vogel saß. Es entstand darauf ein furchtbares Getöse, das sich anhörte, wie wenn ein Duzend Stimmen von schulflügge gewordenen Schulbuben anheben, die sich um Murrentel balgen. Ob dieses Geräusches bekam der Nachtwächter Angst. Der lieberliche Schmiedegeselle, der allabendlich spät aus dem Dorfwirtshaus nach Hause zu torteln die Gewohnheit hatte, kam auf den Nachtwächter zu und erfuhr von dessen Beobachtungen. Seinen Mut, den er aus der „Kornkrufe“ des Krügers geschöpft hatte, zeigte er nun dadurch, daß er es dem Nachtwächter gleichtat und auch einen Feldstein in den Busch dirigierte. Der aber ging fehl und schlug ins Fenster der alten Lindemann. Die erschien kurze Zeit darauf am Fenster und machte ein Mordspektakel. Nächsten Tages fand man den Schmiedegesellen tot in der Schmiede vor seinem Amboss. Die einen sagen, er habe sich tot geschossen, die andern meinen, der „Bagel“ hätte seine Seele unter seine Fittiche genommen, weil er der alten Lindemann das Fenster eingeworfen hätte; denn die Alte sei eine Hexe, und wehe dem, der ihr zu Leibe geht!

Nach längerer Pause machte der Vogel dann wieder von sich reden. In Milow hatte sich folgendes Ereignis abgespielt. Zwei Bauern hatten sich in Prenzlau vor dem Gericht verklagt. Einer von ihnen, sagten nachher die Milower, die die Verhandlungen miterlebt hat-

ten, hätte einen Meineid geleistet. Sie hüteten sich aber, einen Namen zu nennen; denn die Milower waren vorsichtige Leute. Als der eine Bauer eines Tages dem Gendarmen folgen mußte, hob er drohend die Faust, als sie vor dem Gehöft seines Prozeßgegners vorüberkamen und sagte: „Der Herrgott wird dich schon kriegen!“

Es vergingen Wochen. Ein lauer, warmer Spätherbstabend stand mit hellem klarem Sternhimmel über Milows Fluren. Der alte Nachtwächter hatte es sich bequem gemacht. Er saß vor der Tür auf der hölzernen Bank der Wiesenköstäten. Da auf einmal hörte er ein klatschendes Flügelschlagen. Er schreckte auf aus seinen Träumereien und sah auf dem Torwegpfeiler des einen Bauerngehöftes einen großen Vogel sitzen. Als er genauer hinsah, erkannte er in dem Tier denselben Vogel, den er einstmals auf dem Grabgitter gesehen hatte. Dauernd wechselte auch jetzt wieder das Gefieder des Vogels seine Farben. Bald leuchtete es in einem grellen, funkelnden Rot, dann wieder schillerte es wie smaragdne Wasserwellen oder es schrie in einem kraffen Grün. Das alles in einem Wechsel von Sekunden und Minuten. Der Nachtwächter blieb diesmal auf seiner Bank sitzen und rührte sich nicht vom Fleck. Nach einer kleinen Viertelstunde war auf einmal der seltsame Vogel wieder verschwunden. Gegen Morgen, als schon die Sterne anfangen zu verblässen, tat sich auf einmal das Tor jenes Bauerngehöftes auf und vom Hofe herab donnerte ein Kutschwagen mit dem Knecht auf dem Sitz. Dieser hieb wie wild auf die Pferde ein. Anscheinend trieb große Not das Gefährt zur Eile. Und tatsächlich hatte der Nachtwächter mit seiner Vermutung recht; denn der Bauer hatte urplötzlich seine alten Herzanfänge bekommen. Man jagte zum Arzt nach der Stadt, um Hilfe zu holen. Es war zu spät. Als der Medicus kam, lag der Bauer schon als Beute des Todes auf seinem Lager. Das Wort seines grimmigsten Gegners hatte sich erfüllt: „Der Herrgott wird dich schon kriegen!“

Und der Räuder des Todes? Der Vogel?!

Der saß wieder versteckt in dem Hollunderstrauch und hatte den Schnabel mit dem Kopf unter die Flügel gehohlet und schlief. Mit einem großen Bogen gingen fortan die Leute um das Haus der alten Lindemann herum. Scheu nur blickten sie mit flüchtigen Blicken nach dem Hollunderstrauch. Der Nachtwächter wagte nicht mehr, einen Stein aufzuheben, um nach dem geheimnisvollen Schicksalsvogel zu werfen. Und wer die alte Lindemann am Krückstock das Dorf hinunterwadeln sah, der wick ihr aus, und die Frauen riegelten schnell die Türen ab und die Kinder verkrochen sich hinter Mauern und Zäunen. Es wollte keiner etwas mit der Alten zu tun haben; denn die stand mit dem geheimnisvollen Totenvogel in Verbindung. War es da zu verwundern, daß die Alte manchmal des Nachts sich aufmachte und die Gärten der Bauern heimsuchte, um sich nach Lebensmitteln umzusehen?! Daß sie auch manchmal ein Huhn mit in die Schürze gehen ließ, war keine Seltenheit. Die Bauern wußten, daß die Alte wie ein Rabe stahl. Aber sie taten ihr kein Leid an, weil sie fürchteten, daß dann der sonderbare Vogel sich bei ihnen einfinden würde und dann war die Stunde da, wo sie ihre Rechnung mit dem Himmel machen konnten.

Soweit der Bericht meines Reisebegleiters.

„Und wie hat es nun sein Ende genommen mit dem seltsamen Schicksalsvogel? Ist er heut noch im Dorf?“

„Nein! Die Franzosen haben ihn feinerzeit, als sie hier im Lande waren, totgeschossen. Ein captain schoß ihn vom Hollunderbusch herunter. Und was soll ich Ihnen sagen? Am nächsten Tag fiel auch er in der Schlacht. Na, und wie es damals allen Franzosen erging, brauche ich Ihnen nicht erst zu erzählen. Die haben den Vogel auf ihrem Gewissen und konnten sich darum nicht wundern, daß es ihnen so schlecht ging, daß sie so mit Niederlagen endeten! Die Milower aber sind heilfroh, daß sie diesen schwarzen, roten, gelben und grünen Teufelsvogel los sind. Sie erzählen nicht gern davon. Daher mag es ja auch kommen, daß so vielen diese Geschichte nicht bekannt ist.“

Meinem Jungen ins Stammbuch.

Von Gustav Mettcher.

Mag auch das Leben noch so schwer
Dir den Tornister packen,
murr' nicht; hol' dir aus Sternen her
die Kraft für deinen Nacken.

Murr' nicht, wenn deine Wanderschuh
ansangen dir zu drücken,
schreit' unentwegt dem Ziele zu
aufrecht mit gradem Rücken.

Noch nie ging Sieg durch Rosen je,
nie durch Bequemlichkeiten,
er muß' durch Dorn- und Distelweh
sich seinen Weg bereiten!

Die preußische Grundsteuerbonifizierung im Kreise Prenzlau.

Von Katasterdirektor Dubberke.

Zwei Gründe waren es in der Hauptsache, die die Einführung der Grundsteuergesetze von 1861 notwendig machten. Einmal die ungleichmäßige Belastung der einzelnen Länder Preußens durch verschiedene Steuersysteme, dann die bestehende Steuerbefreiung und Bevorzugung der Rittergüter.

All den Gebietsteilen, die die preußischen Könige im Laufe der Zeit in Besitz genommen hatten, war auch nach ihrer Einverleibung mit Preußen die alte Steuerverfassung gelassen worden. So kam es, daß in Preußen die staatlichen Steuern nach über hundert verschiedenen Grundsteuerarten erhoben wurden, die sich in der Belastung des Grund und Bodens ganz verschieden auswirkten. Im Kreise Prenzlau galt, bis auf wenige Ausnahmen an der Löcknitzer Grenze, die kurmärkische Grundsteuerverfassung. Es wurden an Staatssteuern erhoben die Kontribution, das Kavalleriegeld und der Hufenschuß. Die Kontribution hatte Friedrich Wilhelm I. dem Bauernlande auferlegt, um die Bauern, die allgemein von dem Kriegsdienste befreit waren, zu den Kriegslasten heranzuziehen. In militärischen Gründen hatte auch das Kavalleriegeld seinen Ursprung. Früher lagen die Kavallerieregimenter auf den Dörfern im Quartier. Den Bauern lag die Unterbringung und Verpflegung von Roß und Reiter ob. Friedrich Wilhelm I. legte die Regimenter in die Städte. Für die Entlastung, die dadurch die Bauern hatten, wurde ihnen eine besondere Steuer, das Kavalleriegeld, auferlegt. Der Hufenschuß bestand von altersher und war eine Abgabe an den Landesherrn.

Die Rittergüter waren von diesen Steuern befreit, das Land war „ritterfrei“. Diese Steuerfreiheit hatte ihren Ursprung in der früheren Lehnspflicht der Ritter, im Kriegsfall mit Roß und Reifigen dem Landesherrn Dienste zu leisten. Durch die Einführung der Söldnertruppen und des stehenden Heeres wurden die Ritterheere überflüssig und damit die Lehnspflicht der Ritter hinfällig. Die Steuerfreiheit des Ritterlandes aber war bestehen geblieben bis auf eine geringe Belastung, die Friedrich Wilhelm I. dem Ritterlande durch das Lehnspferdgeld auferlegte. War bäuerliches Land mit einem Rittergut vereinigt, so blieb das Bauernland steuerpflichtig; andererseits brauchte der Bauer keine Steuern zu zahlen, wenn er ritterfreies Land erwarb. So war z. B. die Gemeinde Hindenburg grundsteuerfrei, da das Dorf vor seiner Befiedlung, die im Jahre

1763 erfolgte, ein Rittergut war. Im Kreise Prenzlau waren vorhanden 182 000 Morgen steuerpflichtige Liegenschaften, die rund 32 000 Taler Staatsgrundsteuern aufbrachten. Das war eine Belastung von rund 0,50 Mark auf den Morgen. Die Rittergüter im Kreise hatten 178 000 Morgen im Besitz, die steuerfrei oder steuerbevorzugt waren und zusammen nur 9270 Taler Staatsgrundsteuern aufbrachten. Das war eine durchschnittliche Belastung des Rittergutes von rund 0,15 Mark auf den Morgen. 8296 Morgen bäuerliches Land war ganz steuerfrei.

Diese ungerechte Steuerverteilung auf den ländlichen Grundbesitz sollte schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts beseitigt werden, denn durch das Gesetz von 1810 wurde eine baldige Grundsteuerreform in Aussicht gestellt. Doch 50 Jahre mußten noch dahingehen, ehe die Regierung eine neue Regelung der Steuern durchdrücken konnte. Die Stände und später das Herrenhaus brachten jede Gesetzesvorlage zu Fall. Im Jahre 1861 konnte die Regierung die Annahme der neuen Grundsteuergesetze erreichen, doch nur unter großen Zugeständnissen an die Rittergüter. Für die Aufhebung der Steuerbefreiung oder Steuerbevorzugung wurden sie entschädigt durch ein Kapital, dessen Höhe das 20fache beziehungsweise 13 $\frac{1}{2}$ fache des Betrages betrug, den sie nach den neuen Grundsteuergesetzen an Steuern mehr bezahlen mußten als vorher. Die verschiedene Höhe des Kapitals richtete sich nach der Art der Steuerbefreiung oder Steuerbevorzugung. Die Rittergutsbesitzer konnten also die neuen Steuern aus den Zinsen dieses Kapitals, das ihnen in barem Gelde oder Staatsschuldsscheinen gegeben wurde, entrichten. Als durch die Gesetzgebung von 1893 der Staat auf die Grundsteuer zugunsten der Gemeinden verzichtete, war es ein Gebot der Gerechtigkeit, das Entschädigungskapital von den Beteiligten wieder zurückzufordern. Es wurde deshalb den vor 1865 steuerfreien bzw. steuerbevorzugten Liegenschaften eine „Grundsteuerentschädigungsrente“ auferlegt. Im Jahre 1923 führte der Staat die Grundsteuer durch das jetzt noch gültige preußische Grundvermögensteuergesetz wieder als Staatssteuer ein. Es mußte deshalb folgerichtig von dieser Zeit an die Erhebung der Grundsteuerentschädigungsrente wieder ausgesetzt werden.

Diese geschichtliche Entwicklung mußte vorausgeschickt werden, um zu veritehen, daß die Regierung von den Steuerpflichtigen bei der Durch-

führung der Gesetze kein großes Entgegenkommen erwarten konnte. Die Rittergutsbesitzer empfanden die Aufhebung der Steuerfreiheit, des letzten adeligen Vorrechts, das ihnen nach der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung noch geblieben war, als einen Eingriff in wohlverworbene Rechte. Aber auch die Bauern standen der neuen Gesetzgebung mißtrauisch gegenüber, da sie ihnen keine Steuerminderung brachte.

Das Grundsteuergesetz vom 21. Mai 1861 sah für Preußen einen Steuerertrag von 10 000 000 Taler vor, der am 1. Januar 1865 fließen sollte. Die Steuer war also „fontingentiert“. Der Verteilungsschlüssel, nach dem das vorgesehene Steueraufkommen auf die einzelnen Provinzen, Kreise, Gemeinden und schließlich auf jedes einzelne Grundstück zu verteilen war, sollte der Reinertrag der Liegenschaften sein, also „der nach Abzug der Bewirtschaftungskosten vom Rohertrage verbleibende Ueberfluß, den der Landwirt von den nutzbaren Liegenschaften nachhaltig erzielen konnte“. Der Kulturzustand der Liegenschaften sollte dabei als gemeingewöhnlich angenommen werden. Vorübergehende Verbesserungen oder Verschlechterungen wurden nicht berücksichtigt. Der wirtschaftliche Zusammenhang der einzelnen Liegenschaften mit dem Gesamtgrundstück und dem Wirtschaftshof blieb außer Betracht.

Zur Ermittlung des Reinertrages war folgender Weg vorgeschrieben. Für jeden landrätlichen Kreis wurden die einzelnen Kulturarten, nach ihrer Ertragsfähigkeit abgestuft, in Klassen eingeteilt. Dort, wo in einem Kreise große Unterschiede vorhanden waren, Höhenland und Niederungsland, war eine Trennung in diese beiden Unterabteilungen zulässig. Mehr als 8 Klassen durften nicht gebildet werden. Für die einzelnen Klassen jeder Kulturart wurde dann der Reinertrag ermittelt, der in Silber Groschen für den Morgen (der Tariffuß) festgestellt wurde. Als Vorbereitung für die Veranlagung wurde für jeden Kreis eine eingehende Kreisbeschreibung aufgestellt, in der die wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse, die Zusammensetzung des Bodens der einzelnen Kulturarten, die Absatzmöglichkeiten der landwirtschaftlichen Produkte und ihre Preise, die Lohn- und Arbeiterverhältnisse, überhaupt alle die Umstände festgelegt wurden, die zur Feststellung der Ertragsfähigkeit der Liegenschaften nötig waren. Auf Grund dieser Kreisbeschreibung und der durch mehrfache Bereisung vertieften örtlichen Kenntnis stellte die Veranlagungskommission das „Klassifikationsprotokoll“ auf, in dem die einzelnen Klassen der Kulturarten genau beschrieben waren und die

Tariffüße für die einzelnen Klassen (Reinertrag in Silber Groschen für einen Morgen) festgelegt wurden. Es lagen der Veranlagungskommission also zwei Aufgaben ob:

1. die örtliche Einreihung der Liegenschaften in die einzelnen Klassen (die Bonitierung),
2. die Ermittlung der Tariffüße für die einzelnen Klassen jeder Kulturart im Kreise.

Betrachten wir zunächst einmal die Einschätzung des Aders. Im Kreise Prenzlau wurden 8 Klassen gebildet. Es gehörte zur 1. Klasse: bester Weizenboden; zur 2. Klasse: guter Weizenboden und Gerstboden I. Klasse; zur 3. Klasse: Weizenboden und Gerstboden II. Klasse; zur 4. Klasse: Haferboden I. Klasse; zur 5. Klasse: Haferboden II. Klasse; zur 6. Klasse: dreijähriges Roggenland; zur 7. Klasse: sechs- und neunjähriges Roggenland; zur 8. Klasse: neun- und zwölfjähriges Roggenland. Nach der physikalischen Zusammensetzung des Bodens stufte sich die einzelnen Klassen ab von dem humosen schwarzen Lehm der 1. und 2. Klasse über den humosen sandigen Lehm der 3. Klasse, den lehmigen bezw. schwach lehmigen Sand der 4. und 5. Klasse bis zu den Sandböden der 6., 7. und 8. Klasse. In anderen Kreisen, wo die Bodenzusammensetzung anders war, war die Einteilung in die einzelnen Klassen natürlich eine andere. In Kreisen, besonders Niederungskreisen, wo durchweg gleichmäßiger Boden vorhanden war, hatte man weniger, oft nur vier Klassen gebildet. Hieraus folgt, daß die einzelnen Klassen eines Kreises nicht mit den entsprechenden Klassen eines anderen Kreises zu vergleichen sind. Es ist z. B. nicht die Bodenzusammensetzung und damit die Ertragsfähigkeit des Aders der 4. Klasse im Kreise Prenzlau gleich der 4. Klasse im Kreise Uckermünde. Was im Kreise Prenzlau Ader 4. Klasse ist, ist im Kreise Uckermünde schon Ader 3. Klasse.

Ebenso wie der Ader wurden die anderen Kulturarten je nach ihrer Ertragsfähigkeit in 8 Klassen eingeteilt. Als weitere Kulturarten gelten: Gärten (G), Wiesen (W), Viehweiden (V), Holzungen (H), Weingärten (Wg), mit Wasser bedeckte Flächen, die einen Ertrag abwerfen (Wa) und Dedland (Ö). Die Gärten wurden im Ansgleich an den Ader, die Wiesen und Weiden unter besonderer Berücksichtigung des Heu- und Grasertrages, dessen Güte und der Vorflutverhältnisse in die einzelnen Klassen eingeteilt, der Waldboden (Holzungen) nach der Ertragsfähigkeit des Bodens und der vorherrschenden Holzart ohne Rücksicht auf den Wert des zur Zeit der Abschätzung vorhandenen Holzbestandes. Unland

wurde nicht bewertet, ebenso nicht die unter einem Morgen großen Hausgärten, deren Ertrag durch die Gebäudesteuer der zugehörigen Gebäude erfaßt wurde.

Um die gleichmäßige Einreihung der Kulturarten in die einzelnen Klassen zu ermöglichen, wurde der ganze Kreis mit einem dichten Netz von „Musterstücken“ überzogen. Für jede Klasse jeder Kulturart wurden, über den ganzen Kreis verteilt, Flächen in der Größe von einigen Morgen herausgesucht, die die Merkmale der Bodenzusammensetzung und der Ertragsfähigkeit der betreffenden Klasse trugen. Diese Musterstücke wurden örtlich auf die Mutterkrume und den Untergrund hin genau untersucht und mit ihren Merkmalen unter eingehender Beschreibung in ein Verzeichnis eingetragen. Im Kreise Prenzlau sind 661 Musterstücke festgelegt worden. Im Vergleich zu diesen Musterstücken erfolgte dann die örtliche Bonitierung der Liegenschaften, das heißt also die Einreihung der Liegenschaften in die festgesetzten Klassen. Ertragsmindernde örtliche Umstände, wie schlechte Grundwasserhältnisse usw., wurden dabei berücksichtigt.

Es lag der Gedanke nahe, bei der örtlichen Einschätzung die Bonitierungen der Separationen zu benutzen. Diese Bonitierungen, die im Kreise Prenzlau etwa zwei Jahrzehnte vorher erfolgt waren, waren mit großer Gewissenhaftigkeit und auch unter Anerkennung der Beteiligten durchgeführt, da sie die Grundlage für die Verteilung des Landes bei der Separation bildeten. Dieser Gedanke wurde allgemein, auch von der Veranlagungskommission Prenzlau, verworfen. Die Einschätzungsdeputierten sollten durch keinerlei vorherige Einschätzung beeinflusst werden, sondern die Einschätzung lediglich im Anhalt an die Musterstücke durchführen. Aus demselben Grunde wurde auch die zwecks Beileihung von der Ritterschaft durchgeführte Bonitierung nicht verwendet. Zur praktischen Durchführung der Einschätzung war folgendes vorgeschrieben. Kulturmassen in Größe von weniger als einem Morgen wurden nicht besonders eingeschätzt, sondern der sie umgebenden Kulturart zugerechnet. Hierdurch kommt es, daß die für den Kreis Prenzlau typischen unzähligen kleinen Wasserlöcher und Brüche aus der Ackerfläche nicht herausgenommen und nicht besonders bewertet worden sind. Klassenabschnitte von einer geringeren Größe als drei Morgen wurden innerhalb einer Kulturart nicht gebildet, sondern der anliegenden Klasse zugeschlagen.

Zur örtlichen Bestimmung der Bonitätsklassen waren drei Wege offen gelassen:

a) Die Grenzen zwischen den einzelnen Bonitätsklassen wurden örtlich ermittelt, aufgemessen und in die Karten eingetragen.

b) Der ganze Flächeninhalt einer Kulturart wurde in eine Bonitätsklasse eingereiht unter Kompensation des Wertes der darin enthaltenen Flächen von abweichender Bonität.

c) Der ganze Flächeninhalt einer Kulturart wurde nach dem Verhältnis der in ihm vorkommenden Bonitätsklassen ohne besonderes Aufsuchen und Einmessen der einzelnen Bonitätsgrenzen eingereiht.

Welcher Weg zu wählen war, blieb den Einschätzungsdeputierten überlassen. Jedoch sollte überall hauptsächlich das Verfahren zu a) durchgeführt werden, was auch im Kreise Prenzlau geschehen ist.

Das Verfahren zu b), das sogenannte Kompensieren, ist dort angewandt worden, wo mehrere Bonitäten im Gemenge lagen. Wenn z. B. bei der örtlichen Einschätzung festgestellt wurde, daß von einer Ackerfläche 20 % zur 3. Klasse, 20 % zur 4. Klasse, 40 % zur 5. Klasse und 20 % zur 6. Klasse gehörten, so errechnete sich unter Anwendung des Tariffalles auf die einzelnen Klassen, daß die ganze Ackerfläche in die 4. Klasse eingereiht werden mußte.

Das Verfahren zu c), das sogenannte Quotieren, wurde dort angewendet, wo die Abzweigung der einen Bonität von der andern nicht zu erkennen war. Man schätzte dann beispielsweise eine Ackerfläche folgendermaßen ein: $\frac{1}{3} A_3$; $\frac{2}{3} A_4$.

Die Bonitierung, das ist die örtliche Einreihung der Liegenschaften in bestimmte Bonitätsklassen, hatte zunächst nichts mit der Feststellung des Reinertrages, der ja neben der Ertragsfähigkeit des Bodens auch noch von anderen wirtschaftlichen Faktoren abhängig ist, zu tun. Wenn die Grundsteuerbonitierung damals richtig war, muß sie im allgemeinen auch heute noch richtig sein. Was seinerzeit bei der örtlichen Untersuchung zum Beispiel als humoser sandiger Lehm, die hauptsächlichsten Merkmale der 3. Ackerklasse im Kreise Prenzlau, angesprochen wurde, ist heute auch noch derselbe Boden.

Die zweite Aufgabe der Veranlagungskommission war die Festsetzung der Tariffälle für die einzelnen Klassen der Kulturarten, das ist der Reinertrag, ausgedrückt in Silber Groschen für einen Morgen. Da dieser Reinertrag der Verteilungsmaßstab der Steuerfumme von 10 000 000 Talern für das ganze Staatsgebiet war, mußte versucht werden, ihn so zu ermitteln, daß alle Grundstücke im Staate ihrem Ertrage

nach steuerlich gerecht belastet wurden. Der Reinertrag einer landwirtschaftlich genutzten Fläche ist in der Hauptsache bedingt durch die Menge und die Preise der landwirtschaftlichen Produkte und durch die Kosten der Bewirtschaftung. Als Preise wurden nach den Bestimmungen des Gesetzes die Martinipreise eingelezt, die im Durchschnitt der Jahre 1837 bis 1860 unter Hinweglassung der zwei teuersten und zwei wohlfeilsten Jahre an den Kreismarkttorten erzielt worden waren. Hierdurch wurden die Unterschiede in den Preis- und Absatzverhältnissen der einzelnen Kreise erfasst. Die Bewirtschaftungskosten wurden nach den Lohn- und Arbeiterverhältnissen der einzelnen Kreise und nach den Unkosten für Bespannung und Bestellung, die für die einzelnen Bodenarten verschieden waren, berechnet. Es ist nun natürlich nicht für jede einzelne Klasse jeder Kulturart eine theoretische zahlenmäßige Berechnung des Reinertrages erfolgt, sondern die Veranlagungskommissionen haben auf Grund ihrer Erfahrungen die Werte der einzelnen Klassen gegeneinander abgewogen. Die Tariffätze wurden in mehreren Verfahren in bezug auf ihre Angemessenheit zu den Nachbarkreisen geprüft. Hierzu wurden die Reinerträge einzelner Güter zusammengestellt und mit Pachtpreisen, Kaufpreisen, Buchführungsergebnissen und anderen Taxen verglichen. Wegen die Festsetzung der Tariffätze hatte der Kreisstag ein Einspruchsrecht.

Im Kreise sind um die Tariffätze heftige Kämpfe geführt worden. Diese Kämpfe geben lehrreiche Aufschlüsse über die damaligen Wirtschaftsbedingungen des Kreises Prenzlau und seiner Nachbarkreise. Jedoch verbietet hier der Raum, darauf näher einzugehen. Der endgültig von den Aufsichtsinstanzen festgesetzte Tarif ist von der Veranlagungskommission Prenzlau einstimmig anerkannt worden.

Nach Festsetzung der Tariffätze fand man den Reinertrag der einzelnen Liegenschaften, indem man die Flächen der einzelnen Kulturartklassen mit dem entsprechenden Tariffätze multiplizierte. So wurde der Reinertrag für jede Liegenschaft nach Talern festgestellt und die Steuer berechnet. Die Grundsteuer betrug nach Verteilung des Gesamtsteuerfolls von 10 000 000 Talern rund 9 % des Reinertrages. Für den Kreis Prenzlau ergab sich eine steuerliche Belastung von 5 Silbergroschen für den Morgen. Im ganzen mußte der Kreis aufbringen 67 000 Taler gegen 41 000 Taler alter Grundsteuern. Als später die Grundsteuer in Mark erhoben wurde, behielt man den Ausdruck des Reinertrages in Talern bei, da

der Reinertrag nach wie vor der Verteilungsmaßstab blieb.

Nachstehend sind die Tariffätze des Kreises Prenzlau und zum Vergleich die seiner Nachbarkreise für den Acker angegeben. Die Tariffätze für die andern Kulturarten sind der geringeren Bedeutung wegen fortgelassen.

Kreis	K l a s s e							
	1	2	3	4	5	6	7	8
Prenzlau . . .	180	135	90	66	42	24	12	3
Angermünde								
Bruch . . .	210	180	135	108	81	48	18	6
Höhe . . .	180	135	90	66	42	24	12	3
Templin . . .	135	108	72	54	36	24	12	3
Uckermünde .	120	99	66	42	24	15	9	3
Randow . . .	165	135	90	66	42	21	9	3

5 Silbergroschen auf einen Morgen

Heute ist der Grundsteuerreinertrag natürlich kein Vergleichsmaßstab mehr für die tatsächlichen Reinerträge der einzelnen Provinzen und Kreise zueinander. Durch Verschiebung der Absatzgebiete, Preis- und Lohnverhältnisse u. a. m. sind auch die Reinerträge verschieden geworden. Auch zum Vergleich innerhalb eines Kreises ist der Grundsteuerreinertrag nur noch bedingt zu verwenden, denn durch die Aufschließung durch Bahnen und Chausseen haben sich die wirtschaftlichen Bedingungen auch innerhalb der Kreise verschoben. In der Gemeinde selbst aber ist der Grundsteuerreinertrag auch heute noch ein wertvoller Maßstab für die Beurteilung der Ertragsfähigkeit der einzelnen Liegenschaften und damit der einzelnen Betriebe zueinander. Ausnahmen sind natürlich die Fälle, wo durch Meliorationen usw., dies trifft besonders bei Wiesen und Weiden zu, die Verhältnisse sich so verschoben haben, daß die Einreihung der Kulturarten in die einzelnen Klassen nicht mehr zutreffend ist. Dagegen ist überall das Verhältnis des Ertragswertes der einzelnen Klassen zueinander, wie die Tariffätze es ausdrücken, nicht mehr haltbar. Durch die Wandlung der Bewirtschaftungsweise haben die geringeren Böden an Ertragsfähigkeit gewonnen, und die Abstufung der Ertragsfähigkeit der besseren Böden zu der der mittleren Böden ist nicht mehr so kraß wie zur Zeit der Grundsteuergesetzgebung.

Die Grundsteuerbonitierung, das ist die örtliche Zuweisung der Liegenschaften in einzelne Klassen, ist aber heute noch zutreffend.

Zur Durchführung des ganzen Veranlagungs-geschäftes wurde in jedem Kreise eine Veran-lagungskommission von zehn, teils gewählten, teils ernannten Mitgliedern gebildet unter dem Vorsitz des vom Finanzminister ernannten Ver-anlagungskommissars. Unser Kreis wurde außer dem Randowbruch und dem Uckerbruch, die be-sondere Bezirke bildeten, in fünf Bezirke ein-geteilt. Jeder Bezirk wurde von je zwei Mit-gliedern der Veranlagungskommission, den Ein-schätzungsdeputierten, eingeschätzt. Die nächst-höhere Instanz war die Bezirkskommission an dem Sitz der Regierung unter dem Vorsitz des Bezirkskommissars. Je zwei Mitglieder dieser Kommission hatten die Aufsicht über die einzel-nen Kreise. Prenzlau, Angermünde und Templin bildeten einen Aufsichtsbezirk. Die höchste In-stanz war die Zentralkommission unter dem Vor-sitz des Finanzministers. Die Aufsicht über die einzelnen Provinzen führten Generalkommissare, die Mitglieder der Zentralkommission waren.

Die grundlegenden Arbeiten, wie Festlegung der Musterstücke und Festsetzung der Tariffätze, erfolgte durch sämtliche Mitglieder der Veran-lagungskommission unter Mitwirkung der Auf-sichtsinstanzen. Durch gemeinschaftliche Ein-schätzung ganzer Feldmarken wurden die Ein-schätzungsdeputierten im Bonitieren geschult. Die Einschätzung begann grundsätzlich an den Randgebieten des Kreises, und zwar unter Zu-ziehung der Einschätzungsdeputierten der Nach-barkreise. Die aufsichtführenden Mitglieder der Bezirkskommission und der Zentralkommission haben während des Veranlagungsgeschäftes ihre Kreise bereist und häufig der Einschätzung bei-gewohnt. Im Kreise Prenzlau ist die Ein-schätzung hauptsächlich bewirkt worden von: Rittergutsbesitzer Herz-Schmarow, Ritterguts-bezüger Stowaß-Bröllin, Oberamtmann Säng-er-Schmölln, Gutsbesitzer Reibel-Ludwigsburg, Rit-tergutsbesitzer Eichmann-Schenkenberg, Schulze Fulbrecht-Trebenow, Rittergutsbesitzer Reibel-Al-Luckow, Rentier Köpfe-Strasburg, Stadtrat William-Prenzlau und Rentier Riebe-Prenzlau. Die Einschätzung ist erfolgt an 504 Tagen. Auf den Tag kamen durchschnittlich 870 Morgen. Da diese Tagesleistung weit über dem Durchschnitt anderer Kreise lag, sandte die Zentralinstanz in der Befürchtung, daß die Einschätzung nicht gründlich erfolge, einen besonderen Kommissar zur Nachprüfung in den Kreis Prenzlau. Dieser Kommissar sprach den Einschätzungsdeputierten das höchste Lob aus. Er konnte berichten, daß die Einschätzung sorgfältig und gründlich erfolgt sei.

Es ist eine ungeheure Arbeit bei der Durch-führung der Grundsteuergesetze geleistet worden.

Die Steuer sollte am 1. Januar 1865 fließen. Bei der Vorlage der Gesetze war es zweifelhaft, ob sie von den Parlamenten angenommen wür-den. Die Staatsregierung konnte deshalb keine Vorbereitungen für die Ausführung treffen. Es stand für das ganze Veranlagungsgeschäft nur eine Zeit von 4½ Jahren zur Verfügung. Ein Kataster mit Karten und Flächennachweis war nicht vorhanden und mußte erst geschaffen wer-den. Nur durch die hervorragende Organisation des ganzen Geschäftes und die außerordentliche Hingabe sämtlicher Beteiligten war es möglich, das Werk in der festgesetzten Zeit zu vollenden. Die Einschätzungsdeputierten haben unter Zu-rückstellung ihrer eigenen wirtschaftlichen Pflich-ten, aber auch unter großen Strapazen und Auf-gabe aller Bequemlichkeit die Arbeit geleistet. Man muß sich dabei die damaligen Verkehrsver-hältnisse vor Augen halten und berücksichtigen, daß, wie berichtet wurde, außer in Prenzlau, Brüssow, Pasewalk, Strasburg und Wolfshagen nirgends, auch in Fürstenwerder nicht, ein an-ständiges Nachtquartier zu haben war.

„Kein anständiger Landwirt wird die Mit-gliedschaft zur Veranlagungskommission anneh-men. Nur bankerotte Landwirte und Pächter werden sich des Verdienstes wegen zur Ein-schätzung melden, und ein Heer von 5000 zweifel-haften Existenzen (500 Kreise \times 10) wird das Land überschwemmen. Und dieses Heer wird, wenn die Arbeiten beendet sein werden und keine Verdienstmöglichkeiten mehr vorhanden sind, auf dem Lande wie eine Plage lasten, ähn-lich wie früher die Söldner nach Auflösung der Truppe“ sagte man im Herrenhaus bei Beratung der Steuergesetze. Aber überall hat gerade die Landwirtschaft, trotz der verständlichen Abnei-gung gegen die neuen Steuergesetze, ihre her-vorragendsten Mitglieder zur Verfügung gestellt aus der Erkenntnis heraus, daß nur dadurch eine gerechte Bonitierung und damit eine gleich-mäßige Verteilung der Steuerlast gewährleistet werde.

Wie wenig noch in neuerer Zeit die unge-heure Leistung der preussischen Grundsteuer-bonitierung anerkannt ist, zeigt ein Ausspruch eines Vertreters des Reichsfinanzministers nach Beendigung der Reichseinheitsbewertung für 1925: „Preußen hat zu seiner Veranlagung fünf Jahre gebraucht, das Reich nur ein Jahr“. Wir wissen aber, daß jetzt nach zwei weiteren Veran-lagungen, also nach Ablauf weiterer 6 Jahre, die Reichseinheitsbewertung immer noch nicht das ist, was sie sein sollte.



Unsere „Mieze“.

Ein Wort zu ihrer Rechtfertigung.

Von R. Sendke-Prenzlau. / Zeichnungen von Leo Wiese.

„alsch wie eine Kaze“, „Boshast wie eine Kaze“, „Hinterlistig wie eine Kaze“, „Raschast wie eine Kaze“ —, so und ähnlich muß unser unschuldiges Miezenchen den Verleumdern und Lästern mißliebigen Damen gegenüber zum Vergleichsobjekt dienen. Auch recht respectable Persönlichkeiten hauen manchmal gedankenlos mit den Schimpfbolden in eine Kerbe. So kann sich z. B. der sonst so liebenswürdige und brave Chamisso nicht verkneifen, sie zum Spiegelbilde einer Halsabschneiderin zu machen:

„Dem Schatz, den ich erkoren,
dem zieh ich's Fell über die Ohren,
Ja, ja, Kazenatur!“

Welch eine Entgleisung! Da lobe ich mir doch den alten Viktor Scheffel. Er hat zwar nicht die Kaze, aber doch den Kater Hiddigeigei, der seine in jeder Hinsicht hervorragenden Eigenschaften zweifellos von der Mutter ererbte, ins rechte Licht gestellt. Und wenn er der Freundin Hiddigeigeis, der schönen Carmela, so beiläufig einen Seitenhieb versetzt, indem er sie der Untreue und Leichtfertigkeit bezichtigt, so will das nicht viel bedeuten. Es wird wohl nicht so schlimm gewesen sein. Scheffel war ein großer Dichter, und solchen Leuten scheint die Reigung, gelegentlich grob zu übertreiben, als ein Urbestandteil ihres Genies anzuhafte. Das eigentliche Fundament seiner Weltanschauung, die in der Gegenwart wieder einmal so schlagend ihre Bestätigung findet, legt Scheffel doch in den Versen nieder:

„Menschentum ist ein Verkehrtes,
Menschentum ist Ach und Krach!
Im Bewußtsein seines Wertes
sitzt der Kater auf dem Dach.“

Die Kaze selbstverständlich auch. —

Nach diesem kurzen Prolog, den ich nachsichtig hinzunehmen die verehrten Leser freundlich bitte, zur Sache. —

Zunächst sei bemerkt, daß unserer Mieze von all' den bösen Eigenschaften, die ihr Unverstand

und Gedankenlosigkeit beilegen, nicht eine einzige anhaftet. Bevor dies eingehender nachgewiesen wird, ist es wohl angebracht, einen kurzen Blick auf ihre leibliche Beschaffenheit zu werfen.

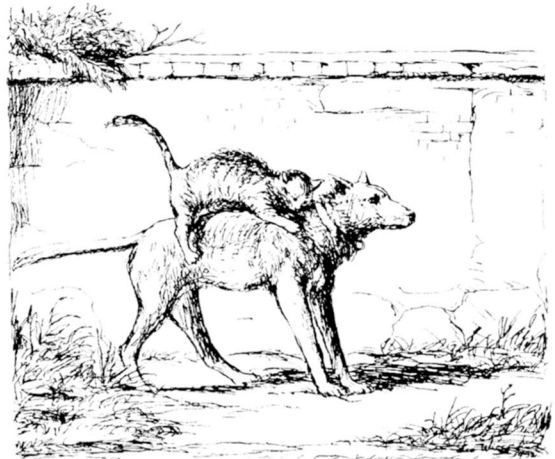
Der Körper einer wohlgepflegten Kaze ist in Hinsicht auf ihre natürliche Bestimmung, die sie zum Herrscher über das warmblütige Kleintier setzt, ein harmonisch ausgeglichener Organismus. Er stellt im verjüngten Maßstabe das getreue Bild eines Tigers dar. Der ganze Leib besitzt eine fast beispiellose Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, während die enorme Schnellkraft der Hinterbeine sie befähigt, 1½ bis 2 Meter hohe Sprünge zu machen. Der schön gerundete Kopf mit dem niedlichen Stumpfnäschen, dem fecken Schnurrbärtchen, den halb-langen, blattartig zugespitzten, unten weit geöffneten Laufschern und den großen runden Nacht- augen mit gelber Pupille, die im Halbdunkel ein grünlich schillerndes Licht reflektieren, drückt Intelligenz und Kühnheit aus. Ihr stets glatt gebürstetes Fell trägt verschiedene Farben. Es gibt schwarze, weiße, graue, graublau, rötliche, gefleckte und getigerte Tiere. Die dreifarbigigen sollen immer weiblichen Geschlechts sein. Mit den nadelscharfen Krallen der „Sammetpfötchen“, die in einer Scheide stecken, kann Mieze empfindlich verletzen. Ihr Gehör ist zu einer unglaublichen Schärfe ausgebildet und unterrichtet sie genau davon, was in den Löchern und Schlupfwinkeln der Mager vorgeht. Stundenlang harret sie regungslos in der Nähe des Mauselochs, und wehe dem kleinen Naseweis, der sich hervorwagt; er ist im Nu erledigt. Einen schlagenden Beweis ihrer wunderbaren Feinhörigkeit erhielt ich einst in meinem Wohnzimmer. Ich stand in der Nähe meines 2 Meter hohen offenen Bücherregals, meine Kaze lag zusammengerollt und, wie es schien, schlafend mir gegenüber auf dem Sofa. Plötzlich, — ich hatte eben zufällig den Blick auf sie gerichtet, schnellte Mieze wie eine Stahlfeder auseinander und mit einem gewaltigen Satz mitten ins Zimmer. Ein zweiter unmittelbar folgender Satz führte sie in das mittlere Fach des Regals, ein dritter über den Aufsatz desselben hinweg nach oben; und im nächsten Augenblick setzte sie, eine Maus im Maule, mit einem

eleganten Salto wieder herab auf die Diele. Der ganze Vorgang spielte sich blitzartig in längstens drei Sekunden ab.

Kein Glied meiner Familie hatte bis dahin bemerkt, daß eine Maus in unserer Wohnung hauste. Ein guter Freund, der Hegemeister i. R. Bartsch, berichtete mir ein ähnliches Erlebnis. „Ich stand“, so erzählte er, „im Hausgarten der Försterei, der durch einen hohen, undurchsichtigen Bretterzaun von dem Hofraum geschieden war. In meiner Nähe saß unsere Katze. Da kam aus dem unmittelbar an den Hofraum stoßenden Walde eine Ratte hervor, die im Galopp nach dem gegenüberliegenden Viehstalle strebte. Plötzlich setzte die Katze über den Zaun, fuhr wie ein Wirbelwind über den Hof und fing die Ratte kurz vor ihrem Ziel mit einer Schnelligkeit, daß sie sich mit ihrer Beute zweimal überkugelte. Da sie die Ratte unmöglich gesehen haben konnte, kann nicht bezweifelt werden, daß ihr Ohr sie auf den Fang leitete.“ Dem feinen Gehör der Katze hält die Sehkraft ihres Auges die Waage. Es ist z. B. sicher beobachtet worden, daß sie mit der Taube nach einem Geschloß schlug, das etwa ½ Meter weit an ihr vorüberflog. Weniger scharf scheint Miezechens Geruchssinn ausgebildet zu sein, doch weiß jede Hausfrau, daß sie vom Bratenduft stark angezogen wird und besonders Blut und Fische von ferne wittert. Kein anderer Vierfüßler ist mit einer so biegsamen und modulationsfähigen Stimme ausgestattet wie die Katze; kein anderes Tier kann seine seelischen Regungen so verständlich und ausdrucksvoll kundgeben wie sie. Vom argwöhnischen Brummen bis zum bedrohlichen Zischen, vom herzerweichenden Klageruf bis zum kreischenden, gräßlichen Kampfgeschrei offenbart ihre Stimme die ganze Skala ihrer seelischen Affekte. Ihr zartes Miauen drückt die Bitte so eindringlich aus, daß sie ein Kind versteht, das behagliche Schnurren ihr Wohlbefinden so deutlich, daß ein Mißverständnis ausgeschlossen ist. Wenn in den Nächten des nahenden Frühlings die verliebten Kater unter den Fenstern des Schlafzimmers stundenlang ihre Serenaden jüngen oder in blindwütiger Eifersucht mit greulichem Geschrei eine Rauferei anfangen, so kann es sich freilich ereignen, daß ein ruhebedürftiges Menschenkind die ganze Katzenjupperschaft zum Teufel wünscht. Nebenbei bemerkt: so arg wie die eifersüchtigen Jünglinge treiben es die Kater nicht; denn Leichen bleiben bei ihren Quellen nie auf dem Plage; und die zertrasteten Nasen heilen wie die zerfahlten Ohren auffallend schnell. —

Werfen wir nun zur Entkräftung der üblen Nachreden, unter deren Wirkung Miezechens manch-

mal viel zu leiden hat, einen Blick auf ihr Seelenleben. Die Katze ist ein Herrentier und als solches mit einem starken Selbstgefühl ausgestattet; sie wahrt sich daher unter allen Umständen ihre Selbständigkeit. Zu der slavischen Unterwürfigkeit und Kriecherei ihres Erzfeindes, des Hundes, der ihr übrigens an Verstand überlegen ist, läßt sie sich nie herbei. Obwohl sie den ihr wohlgesinnten Pfleger sehr liebt, läßt sie sich doch niemals von ihm zu Kunststücken abrichten und gehorcht überhaupt nur, wenn es ihr gefällt. Kein Tier ist für Liebkosungen so empfänglich wie die Katze; und eben dieser Umstand deutet auf ihr zartes Gemüt wie auf ein stark ausgeprägtes Innenleben. Wie hebt sie Schwanz und Rücken, wie behaglich schnurrt sie, wie dankbar blickt sie auf, wie reibt sie ihr Köpfcchen und ihren Körper an ihrem Wohltäter, um ihm ihre Zuneigung auszudrücken. Im Gegensatz zum Hunde zeigt sie entschieden ästhetisches Gefühl. Jede Bewegung von ihr ist zierlich, gefällig. Ihre Sauberkeit und Reinlichkeit ist vorbildlich und kann einen rohen Menschen beschämen. Was den Kindern Israel in der Wüste von Moses gefehlich geboten wurde, das tut sie aus eigenem Antriebe, indem sie sich in weicher Erde ein Loch gräbt, ihre Darmentleerungen dort hinein tut und alles wieder säuberlich mit Erde bedeckt. Sie duldet keinen Schmutzleck auf ihrem glatten



Saarkleide. Einen allerliebsten, erheiternden Anblick gewährt es, wenn sie sich „wäscht“, d. h. mit den von der Zunge angefeuchteten Pfoten Gesicht und Schurrbärtchen pußt und säubert. Der Volksmund behauptet, daß in solchem Falle Besuch zu erwarten sei. Die Katze ist ein durchaus friedlich gesinntes Tier und weicht ihrem Feinde gern aus. Gestellt, wehrt sie sich nachdrücklich, und

wenn sie ihre Jungen gefährdet glaubt, so wird sie zur wütenden, furchterregenden Furie. In solcher Situation bietet sie einen grotesken Anblick. Der schlankte Rücken wird zum „Kakzenbuckel“, das straff gestäubte Haar vergrößert die Umrisse ihres Körpers und der zur Kriegsfahne erhobene Schwanz nimmt die Form einer Flaschenbürste an. So geht sie mit ohrzerreißendem Kampfgeschrei dem größten Köter zu Leibe, um in den meisten Fällen als Siegerin zu ihren Kleinen zurückzukehren. Ich habe einmal beobachtet, daß ein großer Hofhund, als ihm eine Mutterkaze unveriehens vom Torwegsposten herab ins Genick sprang, um ihn von hinten zu ohrfeigen, einen Augenblick in Schreckstarre versiel, um dann in 2 Meter langen Säßen zu retirieren. Seine Flucht führte ihn eine Mauer entlang, die an den Torweg stieß. Diesen Umstand nutzte die Kaze geschickt aus. Etwa 50 Schritte von ihrem vorherigen Sitze entfernt, sprang sie mit einem gewaltigen Satz vom Genick des Hundes auf die Mauer, und wenige Augenblicke später saß sie in voller Seelenruhe wieder auf ihrem alten Platze. Der Anblick, wie das schwächliche, kleine Käzchen den mächtigen Wauwau so unter Volldampf setzte, war von überwältigender Komik.

„Hütet euch vor den Kazen,
die vorne lecken und hinten kraßen.“

Dies Sprichwort ist eine Flaue. Es zeugt von unzulänglicher Beobachtung. Wenn die Kaze kraßt, so hat sie vom Standpunkte ihrer Anschauung und Empfindung immer begründete Ursache dazu. Entweder wittert sie, durch die Erfahrung gewöhnt, eine Gefahr und sucht dieser nach dem bekannnten strategischen Grundsatz: „Die beste Verteidigung liegt im Angriff“ zu begegnen, oder ihr äußerst zartes Nervensystem wird irgendwo unsanft berührt, so daß ihr Tazehieb reflexiv erfolgt. Die Falschheit, Bosheit und Hinterlist der Kaze spukt also nur im Gehirn gedankenloser Leute. Ohne sonst ein besonderer Verehrer Kogebues zu sein, muß ich ihm doch durchaus beipflichten, wenn er in seinem „Ausbruch der Verzweiflung“ ingrimmig ausruft:

„Nur am stolzen Menschen haften
Und gedeihen überall
Herrschgewohnte Leidenschaften
Ohne Maß und ohne Zahl:
Aeppigkeit und Geiz und Tücke,
Und der Rachsucht Giftgeschwür,
Ruhmsucht, Uebermut im Glücke,
Todesfurcht und Lebensgier.“ —

Die Frage, ob die Kaze naschhaft ist, läßt sich nicht schlechthin mit ja oder nein beantworten.

Die wohlgezogene, gut gepflegte und an die Häuslichkeit gewöhnte Mieze wird der Versuchung, auf den Küchen- oder Eßtisch zu steigen, um dort verbotene Früchte zu naschen, in der Regel widersteht.

Die halbwilde, gewöhnlich in den Ställen und Scheunen hauende, wird, wenn sie einmal



in die Küche und Speisekammer gerät, die Gelegenheit, sich einen besonderen Genuß zu verschaffen, nicht ungenutzt vorübergehen lassen. So arg wie die Menschenkinder, die oft, ohne Hunger oder Durst zu verspüren, aus purem Zeitvertreib schlemmen, naschen, schlecken oder trinken, treibt sie es indes niemals. Sie bleibt stets mäßig und genügsam und nimmt nur so viel, als zu ihrer Sättigung erforderlich ist. Auch hierin zeigt sie sich gesitteter als der Hund, der oft mehr hineinschlingt, als er verdauen kann, und das, was er durchaus nicht mehr zu vertilgen vermag, beiseite schleppt. Neid und Mißgunst sind der Seele unserer Mieze wefensfremd. Sie hat ein stark ausgeprägtes soziales Gefühl; denn sie speißt mit zwei, drei Vertretern ihrer Sippschaft friedlich von einem Teller und respektiert immer in vornehmer Zurückhaltung die berechtigten Ansprüche der andern.

Der wirtschaftliche Nutzen, den uns die Kaze stiftet, ist unberechenbar. In dem nun einmal unvermeidlichen Kampf ums Dasein ist sie besonders dem Landmann eine ganz unerseßliche Gehilfin. Was würde oft aus unseren Entevorräten werden, wenn sie der ungeheuren Vermehrung der schädlichen Mager nicht mit Erfolg entgegenarbeitete. Den alten Aegyptern war sie daher ein heiliges Tier. Wer eine Kaze tötete, versiel unrettbar dem Henker.

In hohem Grade ist bei Mieze das Muttergefühl ausgebildet. Wenn ihr die Jungen bald nach der Geburt geraubt werden, so nährt sie mit Sorgfalt andere kleine mutterlose Säuger, sogar

Wat en as Schoolinspetter belewen fann.

Von Pastor i. R. Sydow in Lehnitz, früher in Schönwerder.

Dat wär ne schöne Tid, as ick noch Scholinspetter wär. Do lehrte ick de Lehrers noch anners kennen as hüt, un se mi of. Von de Schollinner will ick gernsicht seggen. Dat versteht jo jedwerein, dat ick mit de ganz anners bekannt würd, wenn ick ehr in de Schol tohörte, as wenn ick ehr up de Strot denn un wenn begegnete. De Lehrers hadden Recht, as se „sachmännische Aufsicht“ födderten. Deber ick heff of Recht, wenn ick segg: Dat wären schöne Tiden. Ick mücht nich wedder Scholinspetter warden; öber oft noch hög ick mi, wenn ick an de ollen Tiden dent. Twe Erlebnisse ut min Scholinspettertid will ick hüt vertellen.

1. De Hürgegeschicht.

Old Daglöhner Krull hadd van sine twete Frau noch nen kleinen Jungen, mit den dat in de Schol nich recht gohn wull. Ees an'n Obend kümmt he to mi un fängt an: „Herr Paster, wo wad dat denn mit unsen Christhon?“

„Was ist denn mit dem?“

„Jo, den Jung'n fällt dat Lesent so schwor, un wenn ick em denn helpen will, denn seggt he immer: Nä, Väter, seggt he, so hitt dat nich. Na dat müdd mi doch argern.“

„Ja, das sehe ich ein.“

„Na, ehjüstern, as ick affodert heff un to Sus komm, segg ick to em: Christhon, segg ick, kumm her; will'n mol en bitichen lesen. Na, he kümmt mit sin Fibel an, un nun süll't losgohn. Toerst steiht do: Rabe. Kriegt de Jung dat woll rut? Nä, he kriegt dat nich. Dunn segg ick to em: Christhon, segg ick, dat is doch man so einfach. Toerst steiht dor'n Arr. Nä, Väter, seggt he denn, dat is'n Hür. Herr Paster, Hür iäd de Jung. Na, ick was nich schlicht falsch; öber ick segg em noch nisch. Ick iäd man blot: Christhon, segg ick, wenn dat Hür heten ded, denn stünn of Hür doa. Hier steiht öber utdrücklich en Arr. Also hitt dat of Arr. Nä, Väter, seggt he denn, de Köster seggt of immer Hür dorto. Herr Paster, is dat of'n Köster? Seggt Hür to'n Arr? Min oll Köster, dat wär man'n Schnieder. Deber Hür iäd de nich. Un de will Jung's lehren?“

„Ja, sehen Sie mal, Vater Krull. Als wir noch Jungen waren, da haben wir wohl gelernt, daß der Buchstabe „Err“ heißt. Jetzt wird es den Kindern aber leichter gemacht. Weil sie Rabe sagen, lernen sie, daß der erite Buchstabe Hr heißt.“

„Sobben Se Ehren Hans denn of Hür lehr?“

„Gewiß, der hat es auch so gelernt.“

„Wo, Ehr Hans seggt Hür to'n Arr? Dat süll mi denn doch wunnern.“

„Ja, sehen Sie mal, jetzt ist er schon ein großer Junge und auf dem Gymnasium. Jetzt sagt er natürlich auch schon Err.“

„Un denn soll min Christhon Hür seggen? Na, dat is man, dat wi arm Lüüd sünd. För de müdd Hür good uog sünd.“

2. Is uns Kadel en Verbrecher?

„Uns Kadel“ wär so'n richtigen Schlats von 13 Johren, nen groten forschen Bengel, un denn in de schöniten Flegeljohren. As em de Köster ees in Ordnung bringen wull, denn leggt he sück hellischen int Tüg un red'te möglich klot. Na, de Köster was en ollen Mann, schwach un trant; de künn mit em nisch upteilen un klogt mi sine Rot. Ick goh denn'n annern Dag röwer in de Schol un bröcht Kadel mit'n Ruhrstod orntlich Moriken bi un segg to em: Karl, segg ick, bisher hast du erster gefessen, von heute an bis Ostern wirst du lektor siken. Ein solcher Flegel verdient es nicht besser.“

Nächsten Dag kümmt sin Väter to mi. He trampit up'n Flor gefährlich up, üm mi gliet to wiesen, dat he sück nisch gefallen löt. As he in de Stuw rintäm, böllt he mi an: „Ick wull man fragen, Herr Paster, is uns' Kadel en Verbrecher oder en Scholjung?“

„Als ich gestern in der Schule war,“ segg ick, „habe ich ihn noch gesehen. Der Staatsanwalt hat mir auch nichts geschrieben. Also wird er auch wohl Schuljunge sein.“

„Na dat mein ick of,“ seggt he. „Wovan soll he denn van de annern affits sitten?“

„Weil er sich gegen den alten, ehrwürdigen Lehrer flegelhaft betragen hat.“

„Wo! Uns' Kadel flegelhaft?“ bröllt he. „Nen bessern Jung'n giwwt jo gor nich. Un denn ward dat för de Gemein' ne düre Retnung ward'n.“

„Wieso denn das?“ frög ick.

„Na“, seggt he, „wenn he an de annern ranrüden will, denn seggt de Köster immer: Kadel, seggt he, du bleibst da sitten. Na, Jungs sünd Jungs. He ward doch immer an de annern ranrüden willen. Denn müdden do Schranten bugt

warden, dat he dat nich kann. Un wat in de Scholstuw bugt ward, dat müdd de Gemein be- tohlen.“

„Ja, das kann denn teuer werden“, segg ick. „Aber ich möchte auch noch etwas anderes mit Ihnen besprechen, was mir schon lange auf dem Herzen liegt.“

„Na wat denn“, fröggt he.

„Ja sehen Sie mal“, segg ick. „Sie sind doch hier geboren und immer hier gewesen und sind einer von den erfahrenen und verständigen Leuten. Da, denke ich, werden Sie mir guten Rat geben können. Ist Ihnen das nicht auch schon aufgefallen, daß unsere jungen Knechte recht roh und ungeschliffen werden?“

„Ah, wat wull dat nich“, seggt he, „de reinen Flegels sünd dat upstunns.“

„Dabei haben sie einen so großen Lohn jetzt. Sie haben doch kaum die Hälfte bekommen und mußten noch einmal so viel arbeiten?“

„Just, as se seggen, so is't. Wenn wi twintig Doler krägen, dat wier all'n groten Lohn. Un hüt? Unner achtzig Doler deist dat ken mehr. Un denn de Arbeit! Morrens kloek vier stün- nen wi all up'n Schüenesslor und döschten — nich mit de Maschin as hüt — nä mit'n Dösch- flegel, un denn güng dat, bet dat düster würd! Dat hollen de Bengels jo hüt gor nich mehr ut.“

„Und dabei kamen Sie mit Ihrem geringen Lohn doch weiter als heute die Bengel mit ihrem großen?“

„Dat wull ick menen; wie hadden all wat up de Sportkass', un denn hadden wir all nen langen Gottsdischrock. Deber hüt? Up de Spor- kass' hebben se nischt, un to Kirchen gohn se in 'ne korte Jack. Dat müdd allens in'n Krog wannern. För Kleidung bliwot nischt öwer.“

„Und dann betrogen Sie sich auf der Straße doch auch anständiger als unsere jetzigen Knechte und waren noch bescheiden und höflich.“

„Dat is jo. Wenn oll Prester Reinhardt de Strot lang käm, hurrjöh, wo flögen uns de Müzen van'n Kopp. Hüt? Knapp, dat se mit'n Finger anstötten.“

„Und das Schlimmste ist, daß jetzt so großer Mangel an Knechten ist. Da müssen die großen Schuljungen auch mit heran und bei den Bauern die Kühe füttern. Wenn sie so fast den ganzen Tag mit den Knechten zusammen sind, dann lernen sie von denen doch nur Flegelhaftig- keiten.“

„Akerat, so is't.“

„Sehen Sie, Ihr Karl füttert doch auch bei Bauer Völker die Kühe und sitzt den ganzen Nachmittag bei den Knechten. Macht sich das nicht auch schon bemerkbar?“

„Ah, wat wull dat nich! Kümmt he nich ehjüstern to Hus un seggt nich mol „N'Obend, Vöter“? Na, ick heww em gliest nen Denzettel in't G'nick gewt. Dunn wüßt he Bescheid.“

„Der alte, franke Lehrer kann so nicht mit ihm umgehen. Das weiß er, und darum ist er ihm auch so dumm gekommen.“

„Nemen's nich öwel, Herr Paster. Deber dat is jo gor nich mehr uttokomen mit de Zöhren. Wo! Unj' en müdd sich quälen un asmarachen, un denn komen's enen jo? Un denn mit'n Köster. Wo kann sück so'n Junger dat woll in- nämen, dat he gegen den Köster upträden will. — Na, Kadl, wenn ick to Hus kom, du fast di up wat gefast moken. It ward di de Jack of ganz erbarmlich utschwenken. — Na, denn adjüis of, Herr Paster.“

T a g e r w a c h e n .

Von Erich Sendte.

Der Morgen springt die Nachtgespenster an. —
Run winden
Frühnebel sich im feuchten Wiesengrund,
Und zwischen Ried und Rohr der Wässer
Wüßlt es wie warmer Wasen unruhvoll.
Da blüht im Osten sich das gold'ne Segel

Des jungen Tages. In voller Fahrt
Biegt sich empor der Sonnenbügel,
Das Lichterwerk der Sterne
Verblaßt vor all dem gleißenden Gefunke,
Und über Trägheit, Traum und Tränen einer
Nacht

Tanzt leuchtend Leben.
Minutenlanges Tirsieren irgendwo.
Durch Glanz und Glanz der Frühe
Streicht abgeblendet eine letzte Eule
Und strebt aus uferlosem Lichtgewoge
In grünberankt und grauversponnenes Gemäuer,
Dort sich mit andern Schergen dieser Nacht
Zum Tag verkauernd.

Sechzig Jahre Mittelschule Prenzlau.

Von Rektor Fuchs. / Mit einer Zeichnung von W. Schulz und einer Photographie.

Unbeachtet und versteckt liegt das Mittelschulgebäude in dem stillsten Winkel der Stadt Prenzlau, Ecke Schulzen- und Sternstraße, da wo die Schulzenstraße bei der jetzigen Nikolai-Kirche in eine Sadgasse endigt. Es ist das Haus der früheren Nicolai-Parochial-Freischule und sieht von außen recht unscheinbar aus. Die Anforderungen, welche die Neuzeit an die äußeren Schuleinrichtungen stellt, konnten aus Mangel an Raum bei der Mittelschule nicht verwirklicht werden. Es fehlen Turnhalle, Zeichensaal und Physikzimmer. Der Unterricht in den Leibesübungen und im Zeichnen wird in der Turnhalle des Oberlyzeums und im Gymnasialzeichensaal abgehalten. Für einen Mittelschulneubau sind Plan und Bauplatz schon seit Jahren vorhanden. Wenn die wirtschaftliche Not nicht so groß und die Finanzlage der Stadt nicht so trostlos wären, dann stände wohl jetzt neben dem neuen prächtigen Volksschulgebäude zwischen der Winterfeldt- und Kiehlstraße eine ebenso schöne Mittelschule. Jetzt wird aber wohl bis zur Erfüllung dieses sehnlichsten Wunsches aller Mittelschulfreunde noch manches Jahr vergehen.

In der stillen Ecke hat die Mittelschule nun schon sechs Jahrzehnte still und von der Öffentlichkeit wenig beachtet ihre Arbeit getan. Sie hat sich immer wenig hervorgedrängt und ist in ihren Ansprüchen immer sehr bescheiden gewesen. Erst in den letzten Jahren, als man ihr ans Leben wollte und glaubte, sie mit leichter Mühe auslöschten zu können, da hat sie die Zurückhaltung aufgegeben und mit allem Nachdruck öffentlich ihre Existenzberechtigung und Lebensfähigkeit betont. Es hat sich dabei gezeigt, wie tief die Mittelschule in der Prenzlauer Bürgerschaft verankert ist, und vor allem, wie sehr die ehemaligen Schüler an ihrer alten Schule hängen. Die Elternschaft und der Verein ehemaliger Mittelschüler haben unermüdet Aufklärungs- und Verteidigungsarbeit geleistet, wofür ihnen auch an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt wird. Welche Schulanstalten in einer Stadt eingerichtet werden sollen, dafür ist doch schließlich der Wille der Elternschaft maßgebend;

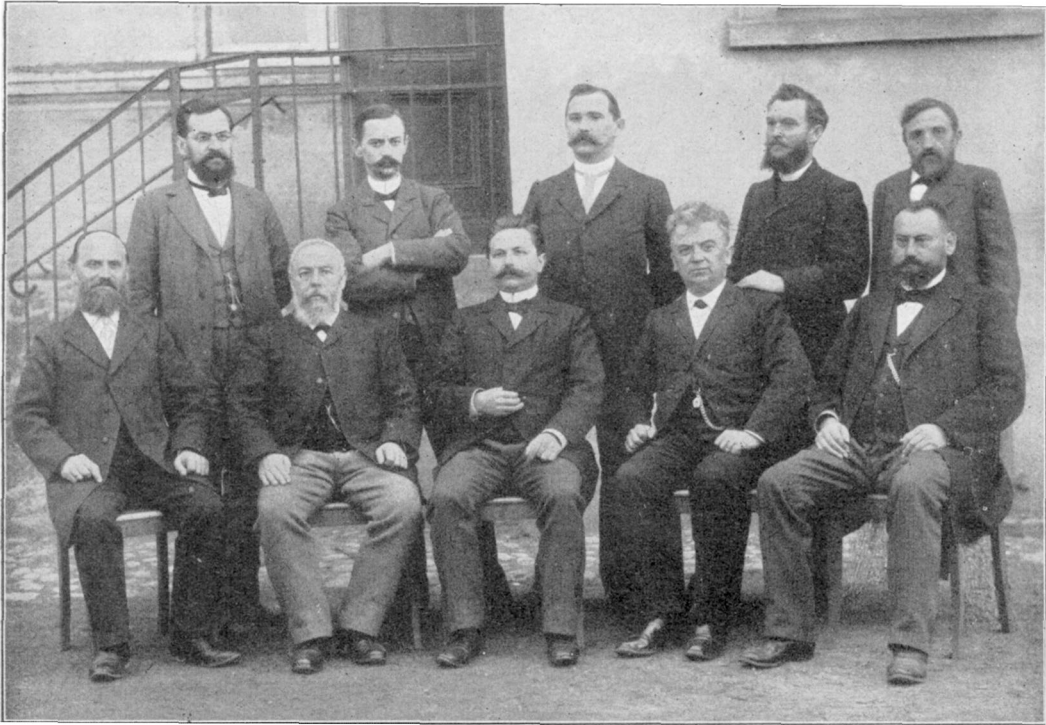
natürlich immer vorausgesetzt, daß die städtischen Finanzen nicht ungebührlich belastet werden, und das ist bei der Prenzlauer Mittelschule ganz gewiß nicht der Fall.

Sechzig Jahre Mittelschule! Tausende von Schülern sind durch sie hindurchgegangen und sind in ihr ausgerüstet worden mit Kenntnissen und Fertigkeiten, sind erzogen worden zu rechtem Denken und rechtem Tun, sind instand gesetzt worden, nachher im Leben ihren Mann zu stehen in ihrem Berufe, als Bürger dieser Stadt und des Staates. — Am 13. Juli 1871 hatte der Magistrat der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau folgende Bekanntmachung erlassen: „Die städtischen Behörden haben infolge des langjährigen, immer von neuem wiederholten und sehr lebhaft befürworteten, allgemeinen Wunsches unserer Bürgerschaft, betreffend die Gründung einer Rektoratschule für die Söhne des mittleren Bürgerstandes, beschlossen, eine solche Schule in dem Gebäude der darin befindlichen



Mittelschule Prenzlau. / Zeichnung von W. Schulz.

Freischule zu eröffnen. Dieselbe hat den Zweck, ihre Schüler in evangelischem Geiste zu gottesfürchtigen und sittlichen Mitgliedern der Gemeinde und des Staates zu erziehen und ihnen eine gründliche und abschließende Vorbildung für die gewerblichen Berufsarten des bürgerlichen Lebens zu geben.“ Die Mittelschule war in Prenzlau — wie auch sonst überall — eine rein



Das Lehrer-Kollegium der Mittelschule im Jahre 1895.

Gaul	Karsstädt	Chrecke	Bär	Beyer
Pracht	Neumann	Dr. Sommer	Kluge	Ringt

städtische Gründung und für die Bedürfnisse der Wirtschaft berechnet. Am 8. April 1872 wurde die Mittelschule mit 134 Schülern und fünf Klassen eröffnet. Der erste Leiter der neuen Schule war der Rektor Kriebel aus Beeskow. Ostern 1876 waren es schon 275 Schüler in sechs Klassen. Nach Kriebels Weggang wurde die Schule eine Zeitlang vertretungsweise durch den von den Schülern sehr geachteten und geliebten wissenschaftlichen Lehrer Garbs geleitet. Dann kamen die Direktoren Wolters und Trapp und im Jahre 1889 Dr. Sommer, der 23 Jahre Schulleiter war. Noch unvergessen sind aus jener Zeit die Mittelschullehrer Kluge und Neumann, die jahrzehntelang an der Schule tätig waren, und vor allem der wissenschaftliche Lehrer Chrecke, später Professor am hiesigen Gymnasium. Lange Jahre diente die oberen Klassen auch als Präparanden-Anstalt für Lehrerseminare. 1908 waren in neun Klassen 332 Schüler vorhanden, darunter 71 auswärtige. — Der jetzt amtierende Rektor Fuchs übernahm die Schulleitung im Jahre 1912. In den Kriegsjahren litt die Schul-

arbeit unter vielen Hemmungen: die Hälfte der Lehrer stand im Felde; die älteren Schüler wurden in der Landwirtschaft und im Gewerbe gebraucht und verließen die Schule frühzeitig, so daß die Schülerzahl — besonders in den oberen Klassen — sehr zurückging. Noch mehr Schüler verlor die Schule in der Nachkriegszeit durch die Abtrennung der drei unteren Klassen und infolge der geringen Geburtenzahl in den Kriegsjahren. Seit einigen Jahren hebt sich die Besetzungsziffer ständig. Das neue Schuljahr 1932 hat mit einer Schülerzahl von 183 begonnen. Wenn alle Kriegsjahrgänge die Schule verlassen haben werden, ist mit einer gleichbleibenden Schülerzahl von ungefähr 210 zu rechnen. Im Schuljahre 1931 waren in den beiden Unterklassen das ganze Jahr hindurch 46—50 Schüler; im laufenden Schuljahr sind es weniger, da fast gar keine Schüler vom Lande neu angemeldet sind. Wie schlecht muß es doch der Landwirtschaft gehen, wenn selbst die größeren Besitzer nicht mehr imstande sind, ihre Söhne eine weiterführende Schule besuchen zu lassen!

Die Mittelschule war ursprünglich für die „Söhne des mittleren Bürgerstandes“ bestimmt. Man hat sie deswegen manchmal als eine Ständeschule bezeichnet. Das ist sie aber jetzt durchaus nicht mehr, da sie zur Zeit in der Hauptsache von Kindern weniger bemittelter Bürger besucht wird. Die Söhne von kleinen Gewerbetreibenden, unteren Beamten, Angestellten und in immer steigendem Maße von Arbeitern stellen den Hauptteil der Besucher. Durch eine ausreichende Zahl von Freistellen ist dafür gesorgt, daß kein gutbegabtes Kind unbemittelten Eltern vom Besuch der Schule ausgeschlossen ist. Die Freischüler erhalten auch die nötigen Schulbücher leihweise aus der Unterstützungsbücherei.

Für die Prenzlauer Mittelschule gelten in vollem Maße die Worte des Ministerial-Erlasses vom 1. Juni 1925: „Die Entwicklung auf dem Gebiete des Handwerks, des Kunstgewerbes, des Handels und der Industrie, der Land- und Forstwirtschaft erfordert eine gesteigerte Ausbildung der Knaben und Mädchen für diese Erwerbszweige. Im Zusammenhange damit macht sich das Bedürfnis nach einer geeigneten Vorbereitung auf mancherlei mittlere Stellungen im Verwaltungsdienste des Staates und der Gemeinden wie in größeren Industrie- und Handelsunternehmungen geltend. Diese Forderungen vermag die Volksschule auch in ihren am meisten entwickelten Gestaltungen wegen der mannigfachen Schwierigkeiten, unter denen sie als allgemeine Pflichtschule arbeitet, nur in geringerem Grade zu dienen. Bei der höheren Schule wieder liegen die Ziele in erster Linie nach der wissenschaftlichen Seite hin, so daß auch sie in ausreichender Weise dazu nicht instande ist. Darum ergibt sich die Notwendigkeit einer zwischen der Volksschule und der höheren Schule stehenden Schuleinrichtung, die ihre Schüler befähigt, auch gesteigerten Anforderungen späterer Berufsberufe zu genügen. Eine solche Bildungsanstalt ist die sich auf der Grundschule aufbauende sechsstufige Mittelschule.“

Unsere Mittelschule arbeitet nach dem allgemeinen Plan I der behördlichen Bestimmungen. Pflichtsprache ist Englisch; von der vierten Klasse an kommt als Wahlfach Französisch hinzu. Außerdem erhalten die Schüler wahlfreien Unterricht in der Reichskurzschrift; auch haben sie Gelegenheit, die Anfänge des Maschinenschreibens zu erlernen. Buchführung wird im Rahmen des Mathematikunterrichts gelehrt.

Die Schüler, die mit Erfolg die I. Klasse durchgemacht haben, erhalten das Zeugnis der mittleren Reife, das an die Stelle des früheren „Einjährigen-Zeugnisses“ getreten ist. Wenn sich

ein Schüler zu noch weiterem Schulbesuch entschließt, um vielleicht das Abiturienten-Examen zu machen, so kann er ohne Zeitverlust mit Prüfung in die Obersekunda einer Oberrealschule gelangen. Bisher haben alle unsere Zöglinge, die es versucht haben, diese Prüfung bestanden.

Wer soll die Mittelschule besuchen? Die Antwort lautet: alle Schüler mit mindestens mittlerer Begabung, die eine über das Volksschulziel hinausgehende Schulbildung erstreben, wenn bei ihnen von vornherein feststeht, daß sie nach Erlangung der mittleren Reife die Schule verlassen und nicht bis zum Abiturienten-Examen bleiben wollen, um später vielleicht zu studieren. Im allgemeinen sind die Klassenziele auf der Mittelschule etwas leichter zu erreichen als im Gymnasium, da den meisten Schülern in den unteren Klassen Englisch leichter wird als Latein. Da im Verhältnis zu den höheren Schulen auf den oberen Stufen der Sprachunterricht mehr zurücktritt, ist besonders den für Sprachen nicht gut begabten, aber in anderen Fächern ausreichend veranlagten Schülern der Besuch der Mittelschule zu empfehlen. Die Unterrichtsmethode ist ganz auf das Anschauliche, die Stoffauswahl auf praktische Verwertbarkeit im Leben eingestellt. Andererseits gehören aber auch Schüler mit schwacher Begabung, die vielleicht nur ganz knapp durch die Grundschule hindurchgekommen sind, nicht auf die Mittelschule. Man wird sich überhaupt immer mehr daran gewöhnen müssen, alle weiterführenden Schulen als Leistungsschulen anzusehen, für deren Besuch nicht in erster Linie Stand und Geldbeutel des Vaters, sondern vor allem eine gewisse Begabungshöhe und Fleiß des Schülers maßgebend sind. Wenn unvernünftige Eltern ihre Kinder mit Gewalt auf einer Schule festhalten, deren Ziel diese aus Mangel an Begabung nie erreichen können, dann versündigen sie sich an ihnen und schaffen ihnen eine freudlose, gequälte Jugend.

Die meisten Mittelschüler — soweit es Prenzlauer Kinder sind — gehen in die behördlichen und kaufmännischen Büros unserer Stadt; viele wenden sich der Technik zu; ein großer Prozentsatz findet sein Unterkommen beim Militär; die Landwirtschaftsöhne gehen in die Landwirtschaft. In der jetzigen Zeit großer wirtschaftlicher Not wird es auch den abgehenden Mittelschülern wie allen anderen jungen Leuten schwer, eine geeignete Lehrstelle zu finden, wo sie Gelegenheit haben, ihre Kenntnisse zu verwerten.

So mancher tüchtige Prenzlauer Bürger, der im Wirtschaftsleben und in der Verwaltung der Stadt an hervorragender Stelle gestanden hat oder noch steht, verdankt der Mittelschule seine

Schulbildung. — Die ehemaligen Mittelschüler hängen sehr an ihrer alten Schulanstalt und haben sich zu einem Verein zusammengeschlossen, wo Kameradschaft und Geselligkeit gepflegt und auch Fortbildungsarbeit getrieben werden; auch unterhält der Verein eine ganze Freistelle an der Schule.

Dunkel liegt immer noch die Zukunft vor uns, und alle weiterführenden Schulen werden

mehr oder weniger von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten berührt werden. Hoffen wir, daß die allgemeine Not nicht mehr am Bestande unserer Prenzlauser Mittelschule rütteln wird, damit die Schule nach vierzig Jahren ihr hundertjähriges Bestehen feiern kann, in blühendem Zustande und in einem schönen, neuen Hause.

Berka.

Ein Maimärchen von W. Groß.

Vorzeiten lag über den dunklen Wäldern der Uckermark tiefes Schweigen. Nur wenn eine Schar neuer Ansiedler ins Land kam, klang darin die scharfe Art. Mit dumpfem Falle stürzte dann Baum um Baum, und geräumige Gehöfte und braune Ackerfchollen krochen aus den Wäldern hervor.

Ein heimlicher Birkenwald diesseits des weiten Randowtales blieb lange verschont. Als aber wieder einmal Ansiedler kamen, mußte auch er weichen. Doch der Name des neuen Dorfes, das Birchholz genannt wurde, erinnerte noch an ihn. Die zerstreut liegenden wenigen Hütten der früheren Anwohner standen leer. Nur ein altes Ehepaar war geblieben. Es konnte dem Zuge nach Osten nicht mehr folgen und lebte unter der Pflege seiner Enkelin in einer zerfallenen, rohgedeckten Hütte dicht am Birkenwäldchen. Der Alte konnte die Trennung von den Seinen nicht überwinden und starb bald. Sein Weib aber lauschte auf jeden Schlag der Art, der gegen die Birken geführt wurde, und schauerte zusammen, wenn wieder und wieder ein stolzer Baum zu Boden stürzte. Als die letzte und schönste Birke umgelegt werden sollte, humpelte die Alte daher, stellte sich schügend vor den Baum und bettelte mit Augen und Gebärden um dessen Leben. Die Enkelin stand weinend dabei. Die Siedler aber schonten verstehend den Baum und nannten seit der Zeit die nach ihrer Meinung wunderliche Alte die Birkenmutter, das Mädchen aber die Berka.

Berka und ihre Großmutter waren ganz auf sich angewiesen. Zwar fügten ihnen die Ansiedler kein Leid zu, aber sie kümmerten sich auch nicht sonderlich um sie. Die Mahlzeiten der beiden Frauen waren karg, denn Spinnen und Weben erbrachten immer geringere Einkünfte. Die Alte wurde daher bald schwächer und ver-

ließ ihr Lager nur noch selten. Obwohl die Enkelin sie mit großer Liebe pflegte, konnte sie ihr Siedtum nicht aufhalten. Oft ging Berka in ihrer Not auf den Anger, setzte sich unter die einsame Birke und schaute sehnsüchtig nach Osten in das Land ihrer Freunde. Wenn dann der Ostwind in den Zweigen der Birke sang, lauschte sie dem Klange und glaubte, darin die schwermütigen Weisen der Jhrigen zu hören. Immer größer wurde ihre Sehnsucht. Doch blieb sie, weil die Alte ihrer Pflege immer mehr und mehr bedurfte.

Als wieder einmal die trocknen Märzwinde über das Land brausten, war die Birkenmutter besonders schwach. In ihren Augen aber lebte eine bange Sorge. „Kind“, sprach sie eines Tages zu der Enkelin, „ich habe im Vorjahre heimlich Samen von der letzten Birke gesammelt und gesät. Sie haben alle getrieben. Pflanze sie auf den Anger aus, daß der zarte Duft der jungen Stämme mich wieder belebe. Auch kann ich nicht ohne Kummer an unsern schönen Birkenwald denken.“ Berka war froh, der Großmutter eine Freude zu bereiten. Und wie sie eines Abends noch mit dem Pflanzen beschäftigt war, kam ihr in den Sinn, daß sie dadurch sicherlich recht lange ihrer Großmutter Leben erhalten würde.

Der Tag war lang und die Arbeit schwer gewesen. Müde setzte sie die letzte Pflanze. Da stand plötzlich eine schlanke, weiße Frau dicht vor ihr. Gesicht und Arme waren von einem hauchgrünen Schleier bedeckt. In der Hand trug sie ein Birkenreis. Sie sprach mit sanfter Stimme: „Ich bin die Birkenfee und freue mich deines Tuns. Viel hundert schlanke Birkenkinder sind vernichtet. Meine Wohnung wurde durch deiner Großmutter Bitten geschüßt. Hüte diesen Zweig. Deine Ahne wird gesunden und

solange leben, wie er grünt.“ Als Berka den Zweig in ihren Händen fühlte, verschwand die Fee. Sorgsam trug sie ihn heim. Und je weiter sich seine Knospen entfalteten, desto kräftiger wurde die Alte. Bald konnten sie gemeinsam die jungen Birken pflegen und erfreuten sich schöner Tage, denn mit dem Birkenreis schien auch die Sorge von ihnen gewichen zu sein.

Nun begab es sich, daß ein junger Ansiedler, Hatto mit Namen, oftmals Berka bei der Pflege der jungen Birken beobachtet hatte. Dann und wann war er ihr sogar behilflich gewesen, und aus manchen Anzeichen heraus schloß er auf die geheimen Kräfte des Baumes. Als es Pfingsten wurde, bat er Berka, ihm einen Zweig davon zu schenken. Er glaubte, sein Vieh dadurch vor der umgehenden bösen Seuche zu schützen. Lange sträubte sie sich, seine Bitte zu erfüllen. Als sie aber sah, wie sich einige Zweige der Birke tiefer und tiefer senkten, gleichsam als wollten sie sagen: „Nimm uns doch, nimm uns doch“, brach sie einige ab und schenkte sie Hatto. Der trug sie erfreut heim und nagelte sie an die Stalltüren. Und weil in der Folgezeit seine Tiere sichtlich gediehen und alle Seuchen, die in der Nachbarschaft schlimm wütheten, seinem Hofe fernblieben, war er Berka dankbar zugetan. Er richtete es nun auch öfter ein, daß er sie traf, merkte bald, daß sie ihn wohl leiden mochte und fragte sie eines Tages, ob

sie seine Frau werden wollte. Berka willigte ein.

Zu ihrem Brautschmuck wählte sie ein weißes Kleid mit hellgrünem Schleier und eine Krone von dem Birkenzweig, den ihr die Fee gegeben. Bald darauf welkte der Zweig, die Großmutter kränkelte und starb kurz nach der Hochzeit. In tiefem Weh darüber, daß sie vielleicht ihrer Ahne Tod veranlaßt, legte ihr Berka den welken Zweig der Fee ins Grab. Im nächsten Jahre aber sproßte aus dem Grabe ein Birkenreis hervor und wurde bald ein schöner Baum. Auch die Angerbirken wuchsen kräftig und wurden zu einem jungen Birkenwalde.

Als Berka eines Abends hindurchschritt, begegnete ihr die Birkenfee. Berka fiel vor ihr nieder in die Knie, als erwartete sie Strafe. Doch die Fee sprach: „Sei nicht traurig, Berka, vor Siechtum und Seuchen können euch wohl meine Birken bewahren, nicht aber vor dem Tode. Nehmt alljährlich um die Pfingsten Zweige von ihnen und stellt sie in Haus und Hof. Wenn ihr weiter meine Birken schont, werden euch schirmende Reiser genug wachsen.“ Als Berka dankerfüllt aufblicken wollte, war die Fee verschwunden.

Berka und Hatto haben seitdem die Birken gepflegt. Alljährlich um die Maienzeit holten sie sich Zweige und schmückten damit Stuben und Ställe. Und sie und ihre Kinder blieben seither vor schwerem Unglück bewahrt.

Erlösung. / Von Joachim von Winterfeld-Damerow.

Die Aecker schmachten halmebleich und mager;
einsam darin die heißen Wege gehn,
als führten sie zu schwerem Siechenlager:
Kein Bauer kann die Felder sterben sehn.

Tief schleifen Wolken hin seit vielen Tagen,
erbarmungslos, wie rettende Arznei
im Angeficht der Kranken fortgetragen;
und kein Gebet zwang noch das Heil herbei. —

Vom Altgedinge —, wer im Dorfe schielte
dem Greis nicht nach, der Gott und Menschen gram!
Ein Munkeln ging, daß er's mit Satan hielte,
seit ihm der Sohn den Hof, den Acker nahm:

Sein Ackerlein! Von allem Erdenglücke
ihm diese Handvoll wohl als Liebtes galt. —
Da wanket er her an schwerer Eichenkrücke,
selbst wie ein morscher Eichstamm von Gestalt.

Sein Acker stirbt! Die blassen, stargetrübten
Pupillen flattern irr im roten Lid.
Er lallt den Spruch, den insgeheim geübten,
der Fieber bannt und Wolken niederzieht,

und hebt beschwörend die verkrümmten Finger. . .
Da fällt ein Mächtiger ihm in den Arm,
dem des Geringsten Herz und Feld geringer
nicht als des weiten Himmels Sternenschwarm.

Da kämpft für seine sonnverbrannten Hüfen
inbrünstiglich in harter Herzensqual
der alte Bauer, teuflischspuk verrufen,
mit seinem alten harten Gott zumal.

In Wolkenschatten wunderjeltzam leuchtet
des Greises Stirne, himmelan gestellt,
als im Ermatten sie der Schweiß umfeuchtet;
und Tropfen schwer nach Tropfen niederfällt.

Sie runden schwarz sich auf der staubigen Rinde
und sichern mählich in die fahle Schmach.
Der Tag versinkt, da rinnt und rieselt lünde
heiltsame Tröstung durch die trübe Nacht. —

Und sich, als sich die Morgendünste klären,
geschah ein Wunder auf dem dürrn Feld:
Der Alte ruht im Schirme dichter Aehren,
zur Totenwacht ihm körnerschwer bestellt.

Dreifuß, Grapen und Kesselhafen.

Von W. Schulke. / Mit 5 Abbildungen.

Vieles kann der Mensch entbehren und braucht er nicht — aber drei Dinge braucht er: das schirmende Dach — den wärmenden Herd und die sein Leben erhaltende Speise. Und diese drei Dinge sind immer eng miteinander verbunden. Wo immer Menschen wohnen mögen, sie bauen über sich ein Dach, in ihrem Hause brennt ein Feuer auf dem Herd, und dem Herde fällt die Aufgabe zu, nicht nur Wärme zu spenden, sondern auch durch sein Feuer die Gaben der Natur in menschliche Speise zu verwandeln. Als der Mensch das Feuer noch nicht kannte, muß er einmal alle Nahrung roh gegessen haben. Daß man sogar heute bei völlig roher Kost bestehen kann, zeigen die Kohlköstler, und der Herd mag zuerst allein der Wärmespendung gedient haben, während das Dach außer dem Schutz, den es bot, die für die Zeiten der Not gesammelten Früchte vor dem Verderben bewahrte. Das Sammeln der Früchte war in Urzeiten wohl lediglich Pflicht der Frau. Sie hat auch die edle Kochkunst sicher zuerst erfunden und hat dem Herd damit die doppelte Bedeutung verliehen. Sicherlich hat bei dieser Erfindung der Zufall Pate gestanden, der aber wie bei jeder Erfindung Beobachtungsgabe und die Fähigkeit aus der gemachten Beobachtung den weiteren Schluß zu ziehen voraussetzt. So brauchte nur einmal das Gefäß, in dem man die gesammelten Früchte aufbewahrte, in der Nähe des Feuers stehen, und die Entdeckung war gemacht. Und wie der Mensch vorher allein Gefäße für das Sammeln der Früchte oder Holen des Wassers brauchte, so erweiterte sich jetzt sein Bedarf — die Frau verlangte Kochgeschirr. Die Art des Herdes bestimmte auch das Kochgerät. Das Wesentliche bei dem alten Herde war das offene Feuer. Heute brennt das Feuer in dem Herde allseitig eingeschlossen. Nach oben zu, über ihm liegt die Herdplatte. In derselben befindliche, durch die Herdringe bald größer, bald kleiner oder ganz zu verschließende Öffnungen ermöglichen es heute, bald größere bald kleinere Töpfe je nach Bedarf höher oder tiefer hineinzuhängen, wenn die zu bereitende Speise in stärkere Berührung mit dem Feuer kommen soll, und die allein von der Herdplatte ausstrahlende Wärme nicht genügt. Beim offenen Feuer war es anders. Hier war es ohne ein besonderes

Hilfsgerät nur möglich, entweder das Gefäß ins Feuer oder neben dasselbe zu stellen. Letzteres Verfahren gab in den meisten Fällen nur ungenügende Erhitzung, das erstere oft zu starke, gefährdete auch das Gefäß und verlangte seine dauernde Beobachtung, da das brennende Holz in sich zusammensank und dem Gefäß die feste Standfläche nahm. So hat der Mensch ein Hilfsgerät erfunden, das er über das Feuer stellte

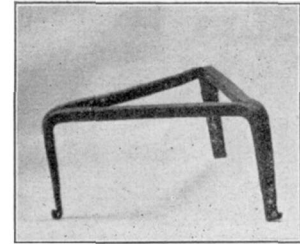
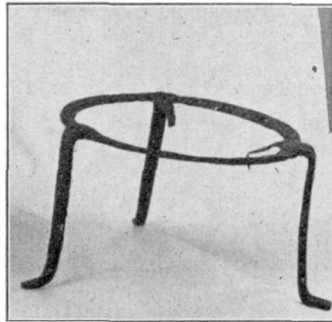


Abb. 1: Zwei Dreifüße aus Fahrenwalde, Kreis Prenzlau. Der eine mit rundem, der andere mit dreiseitigem Oberteil.

und auf dem der Topf dann ruhte, so daß die Flamme von unten und von allen Seiten ihn bequem umzingeln konnte.

Wo man heute in der Uckermark noch bei offenem Feuer kocht, und das ist in manchen alten Häusern noch der Fall, findet man auch dies uralte Herdgerät. Es ist der Dreifuß. Seine Form ist einfach. Er besteht aus 3 Füßen, die oben durch einen Ring oder ein Dreieck miteinander verbunden sind. Abb. 1 zeigt zwei solcher Dreifüße aus dem Kreise Prenzlau. Das Material, aus dem der Dreifuß hergestellt ist, ist Eisen. Seine Form wechselt wenig. Manchmal gehen von der Mitte der Füße etwa noch nach der Mitte zu waagerechte Stäbe, die hier wieder durch einen Ring verbunden sind, um dem Ganzen einen festeren Halt zu geben. Wann er bei den Germanen in Brauch gekommen ist, ist noch unbekannt. Vielleicht waren es die Römer, die ihn bei uns einbürgerten. In den alten römischen Niederlassungen und Kastellen auf germanischem Boden ist er des öfteren gefunden worden, und zwar mit dreieckigem wie ringförmigem Aufsatz. In einigen Fällen ist er auch in

Bronze hergestellt. Auch der Dreifuß ist nicht fertig vom Himmel gefallen wie kein ander Ding auf Erden. Seine Form geht zurück auf drei einfache in den Boden gerammte Pfähle, zwischen denen das Feuer entfacht wurde und die oben den Kessel zu tragen hatten. Diese einfachste Art war in Angelsachsen noch um das Jahr 1000 in Brauch, wie ein Bildnis in einer Schrift des damaligen angelsächsischen Abtes Aelfric zeigt. Hier steht ein angelsächsischer Koch vor einem Kessel, der auf 3 in den Boden gesteckten Pfählen ruht, zwischen denen das Feuer brennt. Zu besonders hohem Ansehen ist nun der Dreifuß im alten Griechenland gelangt. Schon seine Verwendung war hier, wie im ganzen Mittelmeergebiet, eine äußerst mannigfaltige. Man brauchte ihn als Träger von Waschbecken, Kohlenbecken und sonstiger Gefäße. Mit dem erweiterten Zwecke wuchs auch seine künstlerische Gestaltung, die ihn oft weit von dem einfachen und schlichten Herddreifuß entfernte. So wurde er in künstlerischer Ausführung Ehren- und Kampfpriesterei bei den Festspielen und auch zum Dankgeschenk, das man den Göttern weihte. Im altgriechischen Kultus spielte der Dreifuß eine besondere Rolle, so im Kult des großen Weisheitsgottes, des Delphischen Apollo. Auf goldenem Dreifuß sitzend gab die Pythia, seine Priesterin, die weltberühmten Sehersprüche, die oft über Krieg und Frieden zwischen ganzen Völkern entschieden. In Griechenland ist der Dreifuß nun bereits jene innige Verbindung mit dem Kessel eingegangen, wie wir sie nachher bei unserem Grapen finden werden. Die geheimnisvolle Kraft, die im Kult des Apollo von diesem Dreifuß ausgeht, der gleichzeitig Symbol des Gottes ist, steht wohl sicher nicht mit dem Kessel oder dem Sitzen auf dem Dreifuß im Zusammenhang, sondern mit der Eigenschaft des Dreifußes als altes heiliges Herdgerät. Und ebenso wie im alten Griechenland hat er auch im alten Rom im Götterkulte eine hervorragende Rolle gespielt. So sind wohl auch die Vorstellungen magischer Kraft, die der deutsche Volksglaube mit dem Dreifuß verbindet, zusammen mit ihm durch die Römer nach Deutschland gekommen. In vorgehichtlichen Funden des germanischen Nordens fehlt er bislang, nur in alten Römersiedlungen finden wir ihn zuerst auf deutschem Boden. Damit stimmt, daß er nur im Süden und Westen Deutschlands im Volksglauben besonders hervortritt. So muß in der Wetterau gekauftes Vieh zuerst über einen Dreifuß hinwegschreiten, damit es sich an das Haus gewöhnt. Hier ist die Zauberkraft, die sonst dem heiligen Herd einwohnt, auf das Herdgerät übertragen.

Nach dem Glauben der alten Walliser durfte eine arme Seele den Ort der Pein verlassen, wenn ein Huhn am Weihnachtstag unter dem Dreifuß durchschlüpfte. Die Bäuerin nahm dann die Henne, hielt sie unter dem Dreifuß fest und schnitt ihr das darüber hinausragende Schwanzstück ab. Jetzt war die arme Seele ein Jahr lang Hüterin des Huhns, brauchte ein Jahr lang nicht am Ort der Pein zu schwitzen, sondern kehrte erst am nächsten Weihnachtstag dahin zurück. Sonst findet der Dreifuß auch gegen Krankheit und Hexerei allerlei Verwendung. So brät man in Bayern, wenn eine Krankheit unter den Gänsen ausbricht, eine kranke Gans lebendig auf einem Dreifuß. Dann muß die Hege, die die Krankheit hervorrief, solche Schmerzen leiden, als ob sie selbst im Feuer läge. Oder, wenn eine Kuh keine oder nur schlechte Milch gibt, so nimmt man einen Dreifuß und macht ihn glühend. Dann wird die Kuh gesund. Man braucht über diese Zaubermittel nicht zu lächeln. Auch bei uns sind solche Abwehrmittel gegen allerlei Unheil und Krankheit bei Vieh und Mensch gut bekannt und im Volke fest eingewurzelt, wenn auch der Dreifuß bei uns nirgends dabei eine Rolle zu spielen scheint, was wohl in dem oben angeführten Grunde seine Erklärung findet. Und wenn Mephistopheles Faust den Weg zu den Müttern beschreibt und dabei ihm folgendes Kennzeichen gibt:

„Ein glühender Dreifuß tut dir endlich kund,
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund.“

Ferner ihm den Rat erteilt:

„Und gehe grad auf jenen Dreifuß los,
Verühr ihn mit dem Schlüssel!“

So ist die Bedeutung, die Goethe hier dem Dreifuß gibt, weniger dem deutschen Volksglauben entsprossen als dem Glauben an die Macht und Kraft des Dreifußes im griechischen Altertum.

Einst im Süden ein hohes heiliges Gerät, bei uns allein dem Alltagsleben dienend, hat er heute bei uns fast gänzlich ausgedient. Mit dem alten offenen Herd ist er verschwunden, und keine Hausfrau fragt mehr nach ihm, wie keine Priesterin mehr von ihm Sprüche kündigt, auf die Völker, Könige und Fürsten voll Ehrfurcht lauschen. Ebenso wie der Dreifuß ist aus der Küche in der Uckermark auch der Grapen verschwunden, der nur eine besondere Weiterentwicklung des Dreifußes darstellt, indem Dreifuß und Kessel miteinander zusammen wuchsen. So wurde aus 2 Geräten eins, ein Topf oder Kessel mit drei Füßen. Das ist, wie bereits gezeigt, schon in alter Zeit im Mittelmeergebiet

geschehen, wo diese weiter entwickelte Form nicht einmal einen besonderen Namen erhielt, sondern einfach weiter als Dreifuß bezeichnet wurde. In Nord-Deutschland nennt man diese dreibeinigen Töpfe Grapen. Im Mittelalter wurden sie außer in Eisen, auch in Ton oder

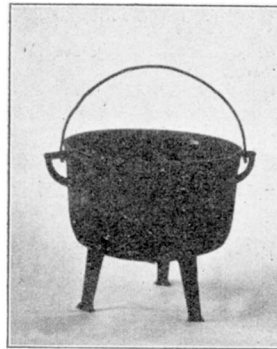


Abb. 2: Zwei Grapen aus Fahrenwalde, Kreis Prenzlau. Der eine mit Bügel aus Eisendraht.

Bronze hergestellt. Das Uckermärkische Museum in Prenzlau besitzt neben einem gußeisernen auch einen bronzenen Grapen, die die Katalognummer 394 und 395 tragen. Mittelalterliche Grapen aus Ton sind im Märkischen Museum in Berlin zu sehen.

Dreifüß wie Grapen haben trotz aller Vorteile, die sie beim Kochen den fußlosen Töpfen gegenüber besitzen, doch einen Nachteil. Die Entfernung zwischen Gefäß und Topf ist gegeben. Man kann nicht beliebig nach jeweiligem Bedarf diese Entfernung ändern, das Gefäß also näher oder weiter von der Flamme fortbringen. Darum finden wir in der alten uckermärkischen Küche noch ein weiteres Gerät — den Kesselhaken. Am besten ist der Kesselhaken aus dem alten Niedersachsen-Haus bekannt. Da das Niedersachsen-Haus auch einst in der Uckermark verbreitet war, so wird der Kesselhaken in diesen Häusern ähnlich über dem Herde angebracht gewesen sein wie in den alten Häusern Niedersachsens. Ueber dem am Boden befindlichen und aus Feldsteinen errichteten Herd befindet sich in einer Höhe von etwa 1,70 Meter der „ramen“ oder „Feuerspann“, eine aus mächtigen Eichenstämmen gezimmerte Schutzdecke für die nach oben fliegenden Funken, da das alte Sachsenhaus noch keinen Schornstein kennt. Unter dem

„ramen“, quer über dem Herde, verläuft eine dicke Stange aus Eichenholz und an dieser hängt, an einem Ringe verschiebbar, der Kesselhaken, der den eisernen Henkeltopf über dem Feuer trägt. Der Kesselhaken besteht aus zwei Teilen, einmal der Stange, die die Höhe der Zahnstange regelt, und zum anderen der Zahnstange, durch die der Kessel höher oder tiefer gestellt werden kann. Die erstere Stange endet oben in einem Ring, der es möglich macht, sie an dem Eichenholz, an dem sie hängt, hin und her zu schieben. Am unteren Ende ist die Stange zu einem Haken umgebogen, in dem ein kürzerer durchbrochener und gleichfalls am unteren Ende meist zum Haken umgebogener Eisenstab hängt. Dieser Stab ist durchbrochen, um den zweiten Teil des Kesselhakens, die Zahnstange, hindurchzulassen, die oben durch eine Deise mit der ersten Stange verbunden, an dieser sich auf und nieder schieben läßt. Die wie eine Säge

gezähnte Stange, jeweils wie man sie stellt, höher oder tiefer mit einem ihrer Zähne auf dem Ende des Schlißes in dem durchbrochenen Eisenstab ruhend, bringt damit je nach ihrer Lage den an ihr hängenden

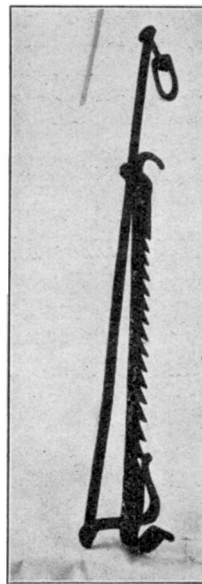


Abb. 3: Zweiteiliger Kesselhaken.

Kessel näher an das Feuer heran oder entfernt ihn von demselben. Da die Zahnstange einer Säge sehr ähnlich ist, so ist zu begreifen, daß man die Erfindung der Säge dem Kesselhaken zuschrieb. Eine Geschichte aus dem Solling erzählt diese Erfindung der Säge folgendermaßen: „Zwei schwestern hant mere jore bei ennander wohnt un hant sit mitenmanner enen Kettelhaken kofft. Eenmal wern se mit ennander böfe, un de ene tüt dafon un will den Kettelhaken minnömen. Dei äwer, de wohnen bliff, will ne nich herheben. Da fingen se sit an to reiten, de ene buten de strotendür un de andere innenwennich. Un se retten sit so lange, bit dat se den süll durchsummelt un durchfoget harren. Da keimen por nachbors dabei un seigten, dat

man könnte sagen mitten Kettelhaken un brufe fene söge extra. So is de söge erfunden von twei schuestern, Wilhelmine hett de ene heten un Katterine de andere.“ Die Form des Kesselhakens kann nun auch so sein, daß die Zahnstange an dem Balken hängt und die glatte Stange unten den Kessel trägt, wobei sie durch eine Dese am unteren Ende der Zahnstange an ihr herauf und herunter geschoben werden kann. In diesem Falle muß der durchbrochene Eisenstab, durch den die Zahnstange gesteckt ist, sich am oberen Ende der glatten Stange befinden, wo er durch sein Eingreifen in einen der Zähne der Zahnstange die Höhe der Stange über dem Feuer regelt.¹⁾ Diese Form ist also nur die Umkehrung der ersten und findet sich besonders in Skandinavien. Dieser zweiteilige Kesselhaken, dessen Hauptverbreitungsgebiet Nord-Deutschland mit anschließendem Skandinavien ist, war auch in der Uckermark einstmals wohl in jedem Hause über jedem Herd. Jetzt ist er ganz geschwunden. Das Prenzlauser Museum besitzt noch einen solchen aus dem Raminschen Schloß in Brüssow unter der Nummer 372. Vor etwa 10 Jahren sah ich noch einen solchen eingemauert in den Rauchfang in einem dem Bauergutsbesitzer Hermann gehörigen Speicher in Fahrenwalde. Die Einmauerung in den Rauchfang ist ungewöhnlich und wohl erst in jüngster Zeit erfolgt. Dort, wo er im Schornstein über dem Herde hing, wird er wohl stets an einer der Stangen, die für das Aufhängen von Speckseiten und Schinken bestimmt waren, und die wie bei den Niedersachsen mit Wiem bezeichnet wurden, sich befunden haben. Dem zweigliedrigen Kesselhaken steht der eingliedrige gegenüber, der schon Jahrhunderte vor Christus in Gallien bekannt war und auch von den Römern gebraucht wurde. Bei ihm besteht die Aufhängevorrichtung in einer eisernen Kette, an der unten zwei Eisenhaken hängen, die in je einen der Henkel des Kessels greifen. Später findet sich meist nur ein Haken, was einen Bügel bei dem Kessel voraussetzt. Durch Herausnehmen oder Hinzufügen von einzelnen Kettengliedern kann die Kette länger oder kürzer gemacht werden.

¹⁾ Die Zähne sind in diesem Fall bei der Zahnstange nicht nach unten, sondern nach oben gerichtet.

Der Kesselhaken hat nun in Glauben und Brauch auch eine hervorragende Rolle gespielt, besonders in Deutschland, während der Dreifuß diese Rolle im Mittelmeergebiet übernahm. Er befindet sich im Wappen vornehmer Geschlechter, so führen ihn zwei westfälische Geschlechter, das der Kettler und das der Twickel im Wappen, ebenso die niedersächsische Familie von der Decken. Auch der Name Kettelhak einiger in der Uckermark angesessenen Familien ist auf ihn zurückzuführen. Im vorigen Kreisalender hat Robert Mielke bereits auf die besondere Bedeutung des Kesselhakens hingewiesen, die ebenso wie die des Dreifußes mit dem heiligen Herd in Verbindung steht. Die junge Frau wurde dreimal um ihn herumgeführt. Kinder dürfen mit ihm nicht spielen, sonst kommt Gewitter über das Haus. In Westfalen wurden auch die Kinder vor ihm getauft.

Der Kesselhaken galt gleichsam als der Kern des alten Hauses und durch seine Berührung wurde bei Verkäufen förmlich Besitz durch den Käufer von dem Hause ergriffen.

Das altdeutsche Wort für Kesselhaken heißt hal. Sprachlich bedeutet es eine Aufhängevorrichtung. Mit dem Worte Hal, das in der Hell, dem Winkel zwischen Ofen und Wand, in der Uckermark noch heute fortlebt, hat es nichts gemein. Dies Wort bezeichnet nach seinem sprachlichen Ursprung, Schlucht, dunkle Tiefe. Aus ihm hat sich unser Wort Hölle gebildet. Daher sind die Anschauungen, die das Wort hal mit dem Kult der Totengöttin in Verbindung bringen wollten, unrichtig.

Im Westen Deutschlands befinden sich in einigen Museen Kesselhaken, die schöne Verzierungen auf der Zahnstange, auch bildliche Darstellung zeigen, so Adam und Eva wie die Mutter Gottes Maria. Daß man gerade biblische Vorbilder wählte, wird nicht zufällig sein, sondern wiederum mit der Heiligkeit des Herdes und seiner Geräte zusammenhängen.

Wenn unsere Zeit auch über die Vergangenheit hinausgeschritten ist, eins wird man tief bedauern, daß mit allem Fortschritt ein schwerer Rückschritt sich verband, der die Heiligkeit des Herdes im Hause mit dem alten Herd zugleich versinken ließ.

Sprüche. / Von Adolf Meineke.

Willst Du seelisch nicht ganz verwaissen,
mußt aus dem Born der Grinn'ung speisen. ✦ Es gibt nur ein Unglück:
Sich selbst aufgeben.

Gedanken über das Goethejahr 1932.

Von Felig Kastner, Prenzlau.

„Einem jeden wohlgeheimten Deutschen ist eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, als das wahre Mittel, seinen Zustand, von welcher Art er auch sei, mit Wert und Anmut einigermaßen zu umkleiden.“ — Dies Goethewort sollte nie vergessen werden, erst recht aber dann nicht, wenn der harte Kampf ums Dasein alles Materielle in den Vordergrund drängen will, wenn das Ideale so oft vergeblich ein Plätzchen sucht, das vom Getriebe des Alltags nicht umbraunt wird. Die poetische Gabe, von der Goethe spricht, ist dem nicht verjagt, der noch Freude an den Schätzen unserer Literatur hat. Und da ist es gut, wenn sich uns von Zeit zu Zeit die Vergangenheit geradezu aufdrängt. Nur wer sie auf sich wirken läßt, kann für die Gegenwart reif werden. Und diese Reife tut uns heute wahrhaftig not. Als Goethe vor 100 Jahren die Augen schloß, war die Unzufriedenheit weitester Volkskreise in wirtschaftlicher und politischer Beziehung gewiß nicht geringer als heute. Aber doch ging seinen Zeitgenossen, die ihn, als er noch lebte, hart befehdet und oft abgelehnt hatten, eine Ahnung davon auf, daß ein ganz Großer sie für immer verlassen hatte. Und 1932 feiert unser von innerpolitischen Zeit- und Streitfragen zerrissenes Volk, das dazu noch von außen her gewaltsam am Boden gehalten wird, Goethes 100. Todestag. Vielen in unserm Volk wäre ein Schiller-Gedenktag gelegener; denn unsere Not erinnert gar zu sehr an jene Zeit der Bedrückung, in der „Wilhelm Tell“ geschrieben wurde. Aber die Vergangenheit läßt sich von uns nicht meistern, sie schreibt uns unbeirrt vor, worauf wir uns zu besinnen haben, und ebenso unbeirrt sagt sie uns, daß wir unserm großen Geisteshelden diese Feier schuldig sind; die Gegenwart aber verlangt, daß wir uns allen Ernstes die Frage vorzulegen haben, ob wir uns unseres großen Dichters würdig zeigen oder müde zusehen wollen, wie sich andere Völker unsere höchsten Kulturgüter zu eigen machen werden. Es hat Zeiten gegeben, in denen zwei Bücher Volksbücher im wahrsten Sinne des Wortes gewesen sind: In den Sturmtagen des Weltkrieges haben das „Neue Testament“ und Goethes „Faust“ zahllose Krieger ins Feld begleitet. Das sind Tatsachen, an denen nicht zu rütteln ist. Wenn also Goethesche Gedanken neben das Höchste gesetzt wurden, was unser Volk besitzt, dann zeigt sich darin, daß Goethe

aus dem deutschen Kulturgut nicht wegzudenken ist. Ein Befechter national-deutscher Forderungen freilich ist er nie gewesen. Ja, er hat sogar in den Tagen der Befreiungskämpfe stets daran gezweifelt, daß eine Volkserhebung gegen Napoleon jemals Aussicht auf Erfolg haben könnte. Als Sohn einer reichsfreien Stadt waren ihm nationale Schranken fremd, und auch das Herzogtum seines fürstlichen Freundes war zu klein, um seinem Gedankenflug Hemmungen aufzuerlegen. So wurde Goethe zum Weltbürger und blieb dabei doch ein Deutscher; denn was er an grübelnden Gedanken in seinem Lebenswerk, dem „Faust“, zum Ausdruck bringt, ist urdeutsch wie kein zweites Werk unserer Literatur. Als Preuße hätte Goethe vielleicht anders gedacht und empfunden als von Frankfurt und Weimar aus. Und doch ist sein Weltbürgertum kein blutleeres Gebilde, kein Traumge spins t, es gründet sich fest auf seinen Glauben an das Humanitätsideal, das im klassischen Altertum wurzelt. Das reine Menschentum seiner Iphigenie, die edle Gesinnung seines Tasso können jederzeit Gemeingut aller Völker werden. So ist ihm Weltbürgertum nicht etwa verwaschenes, verblaßtes Nationalgefühl, es ist nichts Negatives, sondern ein positives, bewußtes Hineintragen höchster sittlicher Vollkommenheit in die Menschheitsseele. Da bleibt dann für nationale Grenzpfähle freilich kein Raum. Gerade das aber ist Goethe so oft zum Vorwurf gemacht worden, ja, gerade in unseren Tagen wird ihm undeutsche Gesinnung nachgesagt. Kann der Mann undeutsch sein, der das Kulturgut seines Volkes inhaltlich und sprachlich so bereichert hat wie er? Hat er nicht gerade ganz besonders dazu beigetragen, Deutschland auf kulturellem Gebiet eine Führerstellung ersten Ranges zu erringen? Daß das Wort von dem „Volk der Dichter und Denker“ so oft mißbraucht und mißverstanden worden ist, kann ihm gewiß nicht zur Last gelegt werden. Daß Goethe auch national-deutscher Gesinnung fähig war und ihr sehr kraftvollen Ausdruck verleihen konnte, bewies er in seinem unsterblichen „Göz von Berlichingen“ und in seinem anmutigen Werk „Hermann und Dorothea“. Nur liegt Goethes Größe nicht wie die so vieler bedeutender Männer in der Einseitigkeit. In seinem Herzen war Raum für alles, was auf Erden groß und erhaben ist. Den Gedanken der französischen Revolution freilich stand er zunächst abwartend, dann aber kalt

und ablehnend gegenüber. Es blieb ihm nicht verborgen, daß in ihnen Ideale von gewaltiger Ueberzeugungskraft und Wucht steckten; aber es stieß ihn ab, daß dieser ideale Zug den niedersten Instinkten radikaler Elemente weichen mußte. In der großen französischen Geistesbewegung sah er doch schließlich nur das, was er in seinem „Reinete Fuchs“ zum Ausdruck bringt: „Und so sinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge. Aflerreden, Lug, Verrat, Diebstahl und falscher Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts andres erzählen.“ Und wenn Goethe in unsere Zeit blicken könnte? Würde er ebenso strenge mit uns ins Gericht gehen, die wir Weltkrieg, Revolution, Hunger und Inflation, Wirtschaftskrisis und Arbeitslosigkeit breiterer Massen erleben mußten? Er würde bald erkennen, daß unsere Zerrissenheit die Hauptschuld an allem Uebel trägt, und er würde uns vielleicht eins seiner schönsten Weisheitsworte vorhalten: „Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet, und es versammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.“ — „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht. Wer nicht sich selbst befiehlt, bleibt immer Knecht.“ Und wir wollen doch so gern wieder freie Menschen werden. Das wenigstens hat uns die Not alle gelehrt, daß uns die Unfreiheit die Lebensadern ab schnürt. Nun gut, auch hier weiß Goethe das rechte Wort für alle: „Du sehnst dich, weit hinaus zu wandern, bereitest dich zu raschem Flug; dir selbst sei treu und treu den andern, dann ist die Enge weit genug.“

Die Sehnsucht ins weite unendliche All führt folgerichtig in das Gebiet der Religion. Gerade in der Gegenwart sind ja religiöse und kirchliche Fragen heiß umstritten und im Goethejahr besonders brennend. Hier und da wird der Versuch gemacht, Goethe zum Vorkämpfer solcher Richtungen zu machen, die die Lösung von Kirche und Christentum zum Ziel haben. Als der Prediger Schleiermacher einst in der Zeit der Franzosenherrschaft seine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern richtete, wußte er, daß Religion, wenn sie Aufbauarbeit leisten soll, nie durch Philosophie ersetzt werden kann. Und heute glauben viele, an die Stelle der Religion Goethesche Lebensweisheit setzen zu können. Goethe hat zwar einmal gesagt: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion; wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion.“ Hier steht nichts davon, daß man sich von Religion und Kirche trennen sollte, gemeint ist nur, daß auch in Kunst und Wissen der ethische Gehalt stecken kann, den uns in schlichterer und

darum greifbarer Weise die Religion vermittelt. Und so faßt Goethe seine Kunst und das Eindringen in die Wissenschaft religiös auf. Die Frage, ob Goethe Christ oder Heide gewesen sei, wird bedeutungslos. Eins aber steht fest, wären Goethe religiöse Gefühle fremd geblieben, dann stünde es schlimm um die Religion, besonders schlimm um den evangelischen Glauben. Wenn der Mann, den wir zu den Allergrößten unseres Volkes rechnen, am echt deutschen Luthertum empfindungslos vorbeigegangen sein sollte, dann täte sich in unserm Geistesleben eine Lücke auf, die nie zu schließen wäre. Gewiß hat Goethe, wie wir alle, in seiner Jugend Wandlungen in religiösen Anschauungen durchgemacht. Er hat in seinem „Prometheus“ das Menschentum so verherrlicht, daß für eine Gottheit kein Raum mehr in der Welt bleibt. Aber auch er hat später eingesehen, daß der Mensch ohnmächtiger ist als sein Prometheus, daß der Mensch etwas braucht, das ihn nach oben zieht und erhebt. Was wir Frömmigkeit nennen, war ihm das Gefühl der Hingabe an etwas Höheres, Reineres, ihm allerdings im Wesenskern Unbekanntes. Freiwilligkeit, Dankbarkeit, Ehrfurcht, bezogen auf dieses höhere Wesen, waren ihm Begriffe, ohne die es im Menschenleben nicht geht. Aber daß es ein höheres Wesen gibt, stand für Goethe nie in Frage, auch daß es sich uns Menschen offenbart, war ihm unbedingt klar. Gott ist ihm der Allumfassender, der Allhalter, der aber nicht nur das Räderwerk des Weltenlaufs in Gang hält, sondern der auch in das persönliche Leben der Menschen führend eingreift. Drum mag uns Heutigen das Goethewort Wegweiser sein: „Der Glückliche glaubt nicht, daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten leitet.“ Gott offenbart sich uns nach Goethes Meinung am deutlichsten durch die Natur; aber er enthüllt sie uns nicht so, daß nichts mehr zu enträtseln bliebe. Etwas Geheimnisvolles bleibt ihm immer, letzte Erkenntnisse werden uns versagt. Aber die Menschenseele wird getragen und strebt aufwärts und vergißt Zeit und Raum und dringt vor ins Ungemessene, ins Unermessliche. Ob hier oder da bei Goethe Pantheismus oder Polytheismus hervortritt, ist nicht das Entscheidende. Er fühlt sich mit der Gottheit verbunden, also glaubt er an sie. Und wo sich ihm die Gottheit offenbart, beugt er sich diesem Zeugnis. Daraus erklärt sich Goethes Bekenntnis, das er noch 11 Tage vor seinem Tode Etermann anvertraut: „Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi



Vom Pulver, sodann von Pulvertürmen und Pulverschuppen in Prenzlau.

Von Ernst Ziemendorf. / Zeichnungen von Wilhelm Keding.

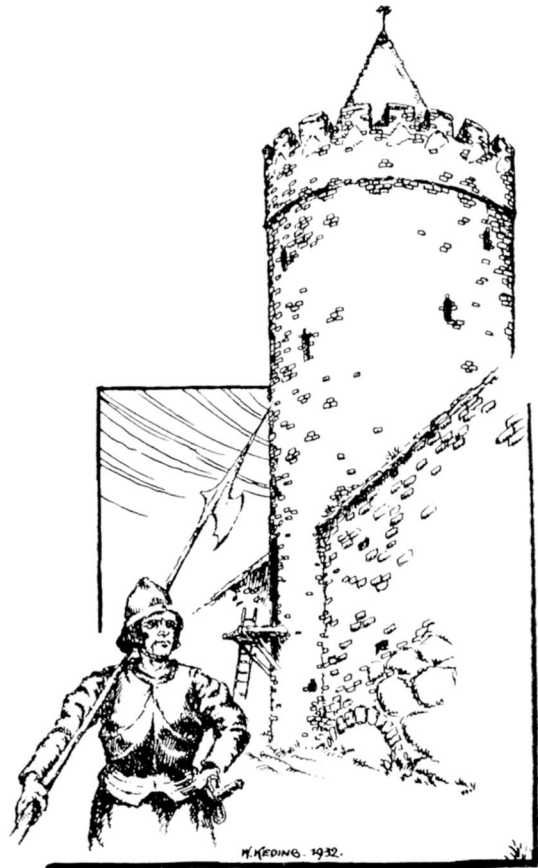
Das war sicher ein höllischer Schreck, den der Franziskanerbruder Bertold kriegte, anno domini 1259 in Freiburg, als mit Blitz und Knall und Qualm der als Mörserdeckel benutzte Feldstein gegen das Gewölbe des Klosterlaboratoriums bumbste, alldieweil beim Feuer schlagen ein Funke in das von ihm bereitete Gemengsel selbigen Mörsers gefallen war. Arg verdußt wird er dreingeseht haben und schreckensbleich werden die Paters, vom Abt bis zum Bruder Pfortner, aus Zellen und Kapellen vor dem Laboratorium zusammengelaufen sein, wähnend, der vielberufene Blitz aus heiterm Himmel sei mit Donnerbegleitschaft in die dem heiligen Franziskus geweihten Gemäuer gefahren. Und mancher unter den Brüdern hätte, wäre er bei dem Akt zugegen gewesen, gewiß heiligen Eid darauf geschworen, den Gottseibeius in Flamme und Rauch höchstpersönlich gesehen zu haben. Aber Bruder Bertold, der bei seiner ständigen Hantiererei an Tiegel und Mörser meist sehr eingemurkelt aussah, und dem man dieserhalb den Namen „Schwarzer“ zugelegt hatte, war im Umsehen wieder Meister der Situation. Er hatte „Musch Urian“ nicht erschaut. Als Naturwissenschaftler — zu deren Gilde ihn zu zählen, sind wir schon genötigt — war er natürlich Skeptiker und sein Glaube, wenigstens der an den Herrscher der Unterwelt, stand wohl sehr wenig fest. Er blickte schon wieder zuversichtlich drein, wenn auch infolge des Rauches aus noch schwärzerem Gesicht und noch eingemurkelterer Kutte als bisher. Er stand in Spekulation. Mit Pater Abt, in dessen behaglicherer Zelle, entwickelte er dann, Geschäftstüchtig waren sie ja von jeher die Kuttenträger. Siehe Benediktiner, Karthäuser und wie die Schnäpse alle heißen, deren Mäxrezepit sie heilig verwahren und hüten. Den Stein der Weisen hatte er finden wollen, der Pater Bertold, Gold wollte er machen. Und nun erläuterte er seinem Oberen den Plan zur ersten Pulverfabrik. Ob so oder so, gewollt oder ungewollt, ob auf Grund chemischer Analyse oder durch Zufall: Das Pulver war erfunden. Von Stund an konnte man, wie dann auch geschehen, jedem Döstopf mit gutem Gewissen

zensieren, daß er das Pulver nicht erfunden habe. Es war erfunden und die Auswirkungen der Erfindung: Nutzen und Schaden, Segen und Fluch setzten ein. Bertold der Schwarze hatte den Menschen das Donnern und Blitzen beigebracht und nun traten sie in Konkurrenz mit dem Himmel, donnerten und blitzten mit ihm um die Wette. Bald hatten sie den Rekord gebrochen; denn die paar Zufallstreffer von da oben, was wollten die sagen im Vergleich zu der Massenwirkung der Gewitterapparate der Erdbewohner, von der faulen Grete und der Hakenbüchse bis zur dicken Berta und dem Maschinenengewehr, vom Schwarzpulver bis zum Dynamit und Kuborit. Der Planet, den der Herrgott den nach seinem Bilde geformten Geschöpfen zur Bewirtschaftung überwiesen hatte, hallte wider von Detonationen und Explosionen, die Tod und Vernichtung im Gefolge hatten, Schaden und Fluch. Das wäre die Einnahmen-Seite des Kontos Erfindung des Schießpulvers. Und die Ausgaben-Seite? Nutzen und Segen? Ich glaube, trotz allen Frisierens ergibt sich eine verdammt schiefe Bilanz. Gewatter hat er doch wohl gestanden, Beelzebub, damals bei dem Experiment in der Franziskanerklausur zu Freiburg.

Der „Dübbelsdred“ war da und es mußte mit ihm gerechnet werden bei Angriff und Verteidigung. Die Mauern um die wehrhaften Städte und ihre Türme wurden verstärkt, die Weichhäuser dichter aneinandergerückt, die Wallgräben verbreitert. Vor allem aber wurden sichere Unterstellräume für das schwarze Mühlenprodukt sorgsamst ausgesucht oder erstellt. Mit dem Zeug war nicht zu spaßen; ein bissiger Hund, wenn er nicht an sicherer Kette lag. Auch Rat und Bürgerchaft der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau mußten Stellung nehmen zu dem neuen Kriegführungsmaterial. Nachdem schon 1414 Brandenburgs erster Hohenzollern-Kurfürst jene große Donnerbüchse, „Faule Grete“ getauft, bei der Zerstörung der Duißowburgen ihr gewichtiges Wort hatte mit sprechen lassen, ließ Prenzlau 1433 von den Stückgießern Johannes von Lavedo und Johann Panzermeter sich eine Kanone gießen und nahm gleichzeitig die Verstärkung und Ausgestaltung der Stadtbefestigung in Angriff. Der Kurfürst, Prenzlaus Bedeutung als festen Platz bei den

immerwährenden Kämpfen mit den benachbarten Pommern und Mecklenburgern um den Zankapfel Uckermark erkennend, schenkte nach Kiedels Urkundenammlung der Stadt einige Dörfer zur Durchführung dieser Fortifikationsarbeiten. Damals wurden in den Stadtmauergürtel an der Ostseite neu eingebaut die beiden Rundtürme: jener, dem Stettiner Torturm benachbarte und der wichtigere, stattliche Herenturm. Und seit jener Zeit hat Prenzlau drei Pulvertürme. Der eine ist seiner Zweckbestimmung getreu geblieben bis in die neuere Zeit, bis in das erste Drittel des vergangenen Jahrhunderts hinein. Es ist der Rundturm mit dem Kegeldach aus Vibereschwänzen in der Nähe des Stettiner Tores. Kürzere Zeit nur hat sein großer Bruder, den man, seit nach dem Chronisten Süring Anno 1616, der Teufel einer darin eingesperrten Hexe, der „Löhnschen“, „den Hals mit Gewalt umgedreht“, den Herenturm genannt, Pulver in seinen Gewölben beherbergt. Auf die Benennung hat es keinen Einfluß gehabt, daß man in einer späteren Zeit das Teufelsattentat nicht recht glauben wollte und meinte feststellen zu können, daß der Büttel die arme Hexe im Verließ habe verhungern lassen. Er blieb der Herenturm und würde als Zeuge und Vertreter mittelalterlicher Strafrecht, wohl öfters sein Haupt schütteln ob dem, was er an Strafvollzug von heute drüben überm Nondesteig auf dem Grundstück des Gerichtsgefängnisses erblickt, wenn, ja wenn er nicht fürchten müßte, dabei den letzten Brocken des Puzauftrages seines Helmtiegels dabei loszuwerden und über die Zinnen zu schleudern. Weil nun aber aller guten Dinge immer schon dreie waren, ist auch noch ein dritter Pulverturm vorhanden, jenes geniale Architekturwerk am Ausgang zur Neustadt, der Mittelorturm. Er hat sich zwar niemals zur Aufbewahrung von Pulver hergegeben; aber der Volksmund hat ihn getauft und so trägt er seinen Namen und wird ihn wohl weiter tragen. Alle Einsprüche dagegen sind ohne Erfolg. Nein, so töricht waren sie nicht, unsere Altvordern, daß sie das gefährliche Kriegsmaterial diesem Turm anvertrauten. Noch verstanden sie nicht, den aus schwarzen Wolken zuckenden Strahl zu bannen. Ein Blick hätte Turm und gedrängt um ihn stehende Baulichkeiten vernichten können, denn das Mitteltor lag längst nicht mehr an der Peripherie, die Neustadt war schon vorhanden. Und der Turm war eine Prenzlauer Berühmtheit und ist es geblieben. So interessant und so schön war er, daß sogar die Phantasie der Dichter um ihn kreiste. Der durch die Weise zu seinem Heidegrab auf unsere Tage gekommene märkische

Sänger Bruno I d (so nannte er sich) hat eine schaurig-schöne Ballade auf den alten Wehrbau gepfropft und der hat stillhalten müssen. Jene öfter in deutschen Landen kursierende Sage vom Fürsten, dem der goldene Ring gemauert wurde und der dann unschuldigerweise seinen treuesten Diener für den Spitzbuben hält, den hängen läßt und nach Geschehenem das Kleinod im Krähenneß findet, hat er als Vorlage für sein Epos genommen. Ein Wendenherzog muß den Fürsten spielen, der dann, um sein beißendes Gewissen zur Ruhe zu bringen, den Turm als Sühnmal errichten und bewußte Krähe mit dem Ring im Schnabel auf die Spitze setzen



läßt. Nun, als jener Turm erstand, tat in der Uckermark keinem Wendenknäs mehr der Kopf weh. Aber der märkische Wappenvogel dort oben, der Adler, muß bis heute beim Publika, zur Krähe degradiert, seine Fittiche spannen. Stadtaus fliegt er, nach alter, kriegstechnischer, heraldischer Regel, dem Feinde entgegen, während sein Genosse auf dem Herenturm seit

dessen letzter Renovierung Anfang des Jahrhunderts verkehrterweise stadteinwärts Reifhaus nimmt. — Auf besondere Veranlassung des letzten Kaisers sind die Adler auf den Mauertürmen der Stadt Stendal — welche letztere seinerzeit die ersten Siedler an das neugegründete Prenzlau abgab — dem Muster auf dem Mittelorturm nachgebildet worden. Aber noch weiter geht des Turmes Ruhm: Die Oberbaumbrücke in der Reichshauptstadt zieren zwei Türmchen, zu denen er Modell gestanden hat. Also: Der Pulverturm heißt richtig Mittelorturm und die Krähe auf seiner Spitze ist ein Adler.

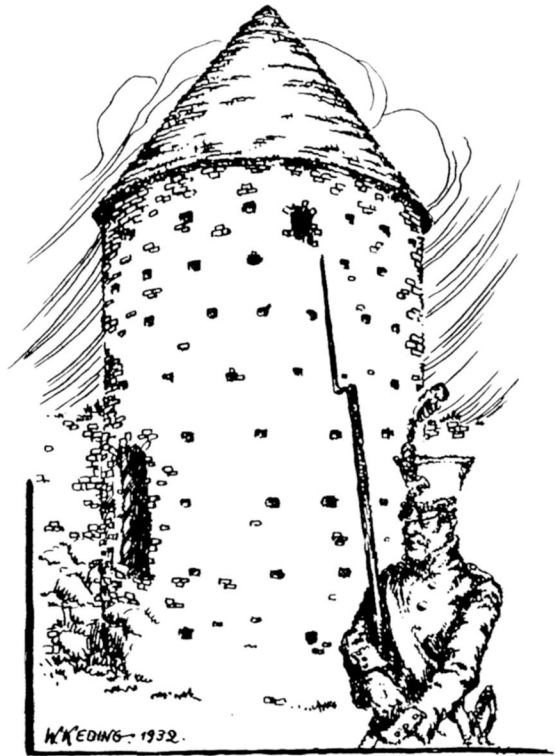


Doch nun zurück zu dem Pulverturm, der mit Fug und Recht diesen Namen führt, weil er am längsten und ausschließlich der Pulver-

aufbewahrung gedient hat. In Höhe des Mühlmannndenkmal's sieht ihn der Stadtpartispaziergänger mit den noch unvermaurerten Mühlöchern (leider hat man diese bei dem Herenturm in neuerer Zeit unsachgemäß zugemauert), durch die Büsche der Wallböschung dämmern. Und wer sich die Mühe macht und ihm vom Rondensteig her auf den Leib rückt, wird doch erstaunt sein über die Proportionen des alten Herrn. Einstmals hat er auch wohl statlicher dreingeschaut. Merian zeigt ihn auf seinem Stich mit hohem, spitz auslaufendem Kegel und Schießscharten unter dem Dachsim's. Wie die Jahrhunderte Schicht um Schicht des Backsteines der ihn anflügelnden Stadtmauer weggebröckelt haben, so haben sie auch ihm die Fierde des Helms zermürbt und steht er heuer unter Rotdachhaube wie St. Mariens Doppelgetürm. Er hat innen ein Verließ und darüber zwei Geschosse, beide von außen durch eine Tür zugänglich. In diesen Gelassen hat man also wohl seinerzeit Ladung und Munition für jene 1433 gegossene Donnerbüchse gelagert. Ob sie je Genossen erhalten hat, vermeldet kein Chronist; aber lange wird sie nicht von den Wällen der Stadt geballert haben. Die Zeit in ihrem Sturmschritt ließ sie bald hinter sich links liegen. Die politischen Verhältnisse wurden stabiler. Prenzlau's Rolle als Grenzwehre war ausgespielt. Die Wehrbauten verfielen, die Wallgräben verschlammten und das dreißigjährige Wüten gab der einst stark befestigten Stadt, deren Mauerkrans allein 60 Viehhäuser aufwies, den Rest. Dann erschienen die stehenden Heere auf dem Plan und die Hauptstadt der Uckermark wurde Garnison. Das Pulver aber hat sie bis dahin wohl nie ganz verschossen. Längst war es allgemeiner Handelsartikel geworden. Der Weidmann hing sein Pulverhorn um, wenn er den Pirschgang antrat, die auf den heimischen Feldern in Mengen vorhandenen Findlinge erforderten, um den Acker davon frei zu machen, manche Sprengladung, und auch die Kugelbüchsen der Schützengilde wollten versorgt sein. Nun kam als neuer Konsument das Militär. Vor dem Pulverturm zog eine Schildwache auf und den Rondensteig entlang klappten tags und zur Nachtzeit die Schritte der Ablösung. — Während des Siebenjährigen Krieges hatte Prenzlau und Umgebung des öfteren mit Knattern und Knallen die Wirkung des Schießpulvers in größerem Umfange kennen gelernt und dann nochmals an jenem wenig ruhmwürdigen 28. Oktober 1806. Danach waren es nur noch Plakpatronen, die man hörte, und man hatte sich wieder daran gewöhnt, in dem Pulver allein das harmlose Mittel zu sehen, flüchtende Hasen zur Strecke

zu bringen, dickbauchige Feldsteine klein zu machen und in die Scheibe oder daran vorbei zu treffen. Da wurde man unliebsam daran erinnert, daß die schwarze Ware doch noch andere Wirkungen auslösen könne. Am 20. Juli 1829 zeigt die Schildwache dem Magistrat an, „daß die untere Tür zu dem Turm, in dem die Kaufleute ihr Pulver haben und von der aus das Pulver zu dem oberen Stockwerk mittelst Winde hinaufgeschafft wird, offen stehe“. Marktmeister Gaedeker hat den Schlüssel dem Kaufmann Strobel ausgehändigt, der Pulver in den Turm bringen wollte. Strobel wird zitiert und erscheint mit den Schlüsseln und zwei Fäden angebrannten Schwefels, welche er an ein angebrochenes Faß Pulver gelegt, im Turm gefunden hat. Darob starres Entsetzen beim Magistrat. Gaedeker wird zur Rede gestellt. Er verteidigt sich, daß ihm nicht die Aussicht über den Pulverturm übertragen sei, sondern nur die Verwahrung des Schlüssels, den er anweisungsgemäß den Kaufleuten auszuhändigen habe, wenn die Pulver zum Turm bringen, oder von dort holen wollen. Festgestellt wird, daß das Schloß an der Tür nicht mehr funktioniert, spielende Kinder können es geöffnet haben. Hochnotpeinliche Vernehmungen aller Kaufleute, die im Turm Pulver haben, und ihrer Gehilfen folgen. Ermittelt wird in Sachen des Attentats und des Attentäters nichts, aber die Vernehmungen ergeben, daß verschiedenen Kaufleuten von ihrem Quantum im Turm Pulver gestohlen worden sei und daß damit auf dem Lande und in der Stadt hausieren gegangen werde. Der Himmel hat es gnädig gemeint mit Prenzlaus damals, hat wohl einen seiner Engel geschickt, der die brennenden Lunten eines Wahnhühners austrat. Sonst hätte der Chronist den Nachfahren zu melden gehabt von der großen Katastrophe der Pulverexplosion im Jahre des „Unheils“ 1829. 18 Kaufleute werden in den Protokollen genannt, die Pulver im Turm hatten: David, Strobel, Haling, Vincent, Sawage, Hendel, Kanow, Schmidt, Herz, Saling, Breihmann, Thiele, Maaf, Hopff, Fischer, Körbin, Endler, Kayser. (Nur rund 100 Jahre vergingen und in Prenzlaus Firmenregister findet man keinen der Namen mehr.) Ansehnliche Mengen müssen die einzelnen dort gelagert haben, denn die jetzt vorgenommenen Revisionen ergaben, daß sie allein im Laden verbotenerweise Mengen von über 1 Ztr. (Hendel beispielsweise 1½ Ztr.) beherbergten. Man konnte diesmal den Brunnen zudecken, ehe das Kind hineingefallen war, und man tat es. Auf Grund einer sofort vorgenommenen Besichtigung des Turmes, die

schlimme Zustände ergab, wurden erst mal die Räume gereinigt, sodann Türen und Schlösser instandgesetzt. Danach wurde bestimmt, daß die Schlüssel der Senator Wohler in Verwahrung zu nehmen habe und daß eine Herausgabe nur an die Kaufleute selbst erfolgen dürfe, sowie daß in jedem Falle der Polizeisekretär oder ein Polizeiergeant die Kaufleute zum Turm zu begleiten habe. Major Knappe von der Garnison soll gebeten werden, die Posten dahin zu instruieren, daß sie keiner Zivilperson den Zutritt zum Turm anders als in Begleitung eines Polizisten gestatten dürfen. Den Polizeibeamten wird eingeschärft, daß sie strengstens darauf zu achten haben, daß die den Turm Betretenden Stiefel und Schuhe ausziehen und in die neu beschafften Filzschuhe steigen. (Letztere Vorichtsmaßregel war geboten, um ein Funken



auf dem harten Mörtel der Wölbungen durch das damals noch allgemein eisenbeschlagene Fußwerk zu verhüten.) Jeder, der den Turm benutzenden Kaufleute hat einen besonderen verschließbaren Kasten, in dem das Pulver in starken Beuteln aufzubewahren ist, zu beschaffen. Auf dem Kasten ist mit Rotstein die jedesmal zugebrachte oder entnommene Menge

zu vermerken. Großer, eisenbeschlagener Kasten des Landwehrebataillons, der nicht mehr gebraucht wird, aber nicht durch die Tür herauszubringen ist, andernteils aber auch nicht ohne Gefahr zertrümmert werden kann, soll durch die Kaufleute mitbenutzt werden. Gleichzeitig mit diesen Maßnahmen wird eine strenge Kontrolle der Ladengeschäfte durchgeführt, die nach § 37 der Feuerordnung nur 10 Pfund Pulver im Hause und 1 Pfund im Laden haben dürfen. Es regnet Strafmandate mit exemplarischen Strafen. All' diese Maßnahmen sollen aber nur als Provisorium gelten. Schon am 27. Juli 1829 beschließt die Stadtverordneten-Versammlung „in Anbetracht der der ganzen Stadt gedrohten Gefahr“, den Magistrat zu bitten, sobald wie möglich solche Veranstaltungen treffen zu lassen, daß sämtliche Pulvermagazine der Stadt (das Militär hatte besondere, eigene inzwischen eingerichtet) außerhalb angelegt werden. Gleichzeitig werden Vorschläge für den Platz zur Aufstellung eines Pulverschuppens gemacht und dem Magistrat nahegelegt, im Einvernehmen mit Major Knappe Bauplatz und Ausgestaltung des Schuppens zu vereinbaren, sowie auch den Militärgewaltigen zu bitten, für das neue außerhalb liegende Pulvergewahrsam eine Schildwache zu stellen. Die Stadtverordneten-Versammlung vergißt auch nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß eine der „Gewitterstangen“, die auf den Türmen angebracht sind, bei dem neuen Pulverhaus Verwendung finden kann. Die Verhandlungen beginnen und führen nach unendlich langem Hin und Her, wobei vor allem um den Bauplatz das Rätselraten geht, zum Ziel. Stadtverwaltung, vertreten durch Syndikus Müller und Kämmerer Herz sowie die vielen Köpfe der Baudeputation, und Militärfiskus, durch Major Knappe vom Füsilier-Bataillon 24. Infanterie-Regiments und Major von Beusenj vom 2. Bataillon 8. Landwehr-Regiments vertreten, einigen sich endlich. Der Schuppen wird auf dem Galgenberg errichtet, die dazugehörige Wache erhält Lokal in St. Georg. Wie sich da die alten Weibsen im Spittel wohl gefreut haben.

Der neue Pulverschuppen aber wird Geld kosten und wenn es der Magistrat auch hineinstecken will, so muß er sich doch wenigstens die Verzinsung sichern. Auf Anfrage bei den Kaufleuten durch Zirkular, wer den zu erbauenden Schuppen gegen Miete in Anspruch nehmen will, gibts Körbe. Die Pulverhändler, die bisher den Turm ohne Vergütung an die Stadt genutzt haben, erklären, daß sie kein Pulver mehr führen wollen. Nur Kaufmann

Breißmann will den Handel beibehalten. Aber man wird die Widerspenstigen schon zähmen. Den Kaufleuten wird eröffnet, daß vierteljährliche Kontrollen dafür sorgen werden, daß das Gebot, wonach sie nur 5 Pfund im Hause und 1 Pfund im Laden haben dürfen, bei 5 bis 10 Thalern Strafe nicht übertreten wird. Mit dem Militärfiskus wird eine jährliche Miete von 10 Thalern vereinbart. Der Schuppen soll drei getrennte Kammern erhalten: eine für das Füsilier-Bataillon, eine für das Landwehr-Bataillon und eine für die Kaufleute. Endlich wird gebaut. Am 4. Mai 1830 findet der Transport des Pulvers der Kaufleute vom Turm nach dem Schuppen statt unter Aufsicht des Militärs und der Polizei. Das Pulver ist in Säcken und mit unbeschlagenen Schuhen und Stiefeln zu tragen. Bis zu 5 Zentner darf jeder im Schuppen unterbringen. Das Militär bringt seine Bestände erst später, weil das Bauwerk noch nicht genügend ausgetrocknet ist. 505 Reichsthaler hat der Bau gekostet. Für die Verzinsung sollen zu den 10 Thalern Miete des Militärs auch die Kaufleute in ihrer Gesamtheit 10 Thaler aufbringen.

Der Schuppen stand, ein Schilderhaus daneben, ein Füsilier mit hohem Tschako, das Gewehr geschultert, schritt gewichtig davor auf und ab. Prenzlaus Bürger konnten wieder unbesorgt sich aufs Ohr legen. Der Bauer aber, der die Landstraßen von Grünow und Vietikow her auf die Stadt zutram, hob wohl die Peitsche und zeigte dem Mitfahrenden: „Kief dor, dat nie Pulverhus“. Mancher Aeltere hatte noch statt des neuen Baues dort oben das sperrige schwarze Gerüst ragen sehen und auch wohl gelegentlich einen unliebamen Zeitgenossen daran in der hanfenen Krawatte.

Ein kleines Zwischenpiel: Der Akerbürger Christian Schirmeister beschwert sich zu Protokoll, daß seinem Bruder Friedrich Schirmeister, der auf der großen Landstraße an St. Jürgen vorbei, Pfeife rauchend daher gekommen sei, selbige Pfeife von der Wache fortgenommen wurde und daß die Wache die Pfeife nur gegen ein Lösegeld von 10 Silbergroßchen wieder herausgeben wolle. Er hält das Verfahren der Wache für eigenmächtig und diese für nicht befugt zur Strafvollstreckung. Nur die Polizei könne strafen. Zudem sei das Tabakrauchen dort nicht verboten. Als Bürger der Stadt fordert er Wahrnehmung seiner Rechte dem Militär gegenüber. Aber da kommt er schon an. Es wird ihm mitgeteilt, daß er gar keine Ursache habe, sich beschwert zu fühlen. Die Strafe habe er verwirkt. Das Tabakrauchen

dort sei durch gedrucktes Zirkular verboten. Auf das Angeföhlche der Strafeinforde- rung durch das Militär geht der abweisende Beiseid gar nicht ein. Koch war Mars Trumpf, man schrieb 1831. Folgendermaßen aber lautet jenes „Publicandum“:

„Das Tobak-Rauchen in der Stadt auf den Straßen wie auch bey den Scheunen, Gebäuden und in den Ställen auf den Höfen, so wie auch auf den Spazier-Gängen, wird ernstlich und bey nachdrücklicher Bestrafung wiederholentlich verbotthen, und sind die Wachen vom Hochlöbl. Regimente so wie auch die Diener angewiesen, die Uebertreter dieser Anordnung sogleich zu aretieren. Der Rath.“

Erst der 1848er Sturmwind ließ mit mancher anderen das Tun und Lassen des Bürgers be- engenden Verordnung auch dies „Publicandum“ verflattern und gab dem „Tobak“ die Straße frei.

1832. Die Intendantur des III. Armeekorps will das Wachtlokal in St. Georg eingehen las- sen, weil es den Wachtposten am Pulverschuppen der isolierten Lage des Schuppens wegen und wegen seiner sonstigen Sicherungen, Umwallung, Umzäunung, nicht für erforderlich hält und — und dieses ist der Hauptgrund — weil ihr die 12 Thaler Miete, die für das Wachtlokal zu zah- len sind, zuviel Geld bedeuten. Magistrat bittet, den Posten zu belassen, verweist auf Ge- fahr für St. Jürgen und verschweigt den Haupt- grund — nämlich die bei Fortmachen der Wache fehlende Mieteinnahme von 12 Thalern für das Stübchen im Hospital. Die Wache bleibt.

1839. Intendantur will raus aus dem Schuppen, will eigene „Pulverkästen“ bauen, weil ihr die Schuppenmiete mit 10 Thalern zu teuer ist. Langes Handeln und Verhandeln her und hin. Magistrat barmt, daß ers wegen Ver- zinsung des Baukapitals nicht billiger machen könne. Endlich, nachdem sich die beiden Ba- taillonskommandeure vermittelnd für den Ma- gistrat eingesezt haben und auch der Komman- dierende der Invalidenkompanie, welch letztere gleichfalls den Schuppen mitbenutzt, sich für die Beibehaltung ausspricht, gibt Intendantur nach. Das Militär bleibt Mieter zum bisherigen Miet- zins.

Am 15. Mai 1848 schickt der Bataillons- kommandeur des Landwehr-Bataillons die Schlüssel zum Schuppen, da das Bataillon ab- gerückt sei.

1861 will dann die Intendantur den ganzen Schuppen für das Militär haben. Es kam nicht dazu. Das Pulver als Explosivstoff hatte einen Konkurrenten erhalten. Mit viel weniger Krach

war dieser Konkurrent auf den Plan getreten, hatte sich ganz in der Stille sein Feld erobert. Nicht der Zerstörung galten seine Explosionen, sondern dem Aufbau. Es war der simple Wasserdampf, der früher nur die Kochtopfedeel im hausfräulichen Küchenbetrieb gehoben, nun sich aber vor Schiffe und Wagen spannte. Der sagte zu dem bis dahin allgewaltigen Pulver: „Platz da!“

Unter dem 31. August 1861 fordert die Re- gierung durch die Polizeiverwaltung die „Translocierung“ des Pulverschuppens, weil dieser nur 6 Ruten vom Gleis der Udermär- tisch-vorpommerschen Eisenbahn entfernt stehe, wegen der Explosionsgefahr der in dem Schup- pen befindlichen Pulvermengen. Alle Vorteile gelten, und so fordert Magistratus denn für Wegnahme und Wiederaufbau des Schuppens an anderer Stelle 900 Reichsthaler. 505 Reichs- thaler hat der Schuppen seinerzeit Herstellungs- kosten verursacht. Die Reichsbahn-Direktion Stettin bewilligt und zahlt den geforderten Preis. Vor der Neuaufstellung des Schuppens wird mit der Garnisonverwaltung vertraglich vereinbart, daß diese für zwei Schuppenräume jährlich 25 Reichsthaler Miete zu bezahlen hat. 1862 wird der neue Schuppen auf dem Kamp



zwischen Feldweg und der sogenannten Bade- ucker auf dem Gelände des Sattlermeisters Heise hergerichtet. Militärfiskus erwirbt den Bau- platz für 300 Reichsthaler, Magistrat baut auf. Der Fiskus verzichtet auf alle Zeiten auf Ent- schädigung, kann auch niemals Fortnahme des Gebäudes verlangen. Gebaut wird nach den Anordnungen des Militärfiskus. Auch bei zeit- weiliger Kündigung im Falle etwaiger Ver- legung der Garnison muß Magistrat bei Neu-

belegung die ermieteten Gefasse wieder zur Verfügung stellen. Bauausführende sind der Zimmermeister Schleh, der seine Arbeiten mit 264 Reichsthaler veranschlagt, und der Maurermeister Gerhardt, der 59 Reichsthaler fordert. Am 1. November 1862 wird der neue Schuppen in Benutzung genommen. 1863 werden die eisernen Schlüssel und Schloßriegel der geringeren Blitzzündungsgefahr wegen durch messingene ersetzt. Am 29. Juli 1870 wird als Mobilmachungsmaßnahme der Militärposten am Schuppen eingezogen. Für anderweite Bewachung muß der Magistrat Sorge tragen. Am 9. November 1871 wird diese Maßnahme wiederholt wegen des infolge Demobilisierung zunächst geringen Mannschaf tsbestandes. Unter dem 28. November 1890 kündigt die Garnisonverwaltung die Nutzung der Räume, da sie diese nicht mehr benötige. Am 31. Dezember 1894 macht das Militär von seinem Nutznießungsrecht am Schuppen nochmals Gebrauch, und zwar für die Unterbringung von Kuboripatronen mit elektrischem Zündapparat. Am 23. November 1901 erhält der Pulverschuppen eine

neue Blitzableiteranlage, weil am 30. Juli 1901 tatsächlich ein Blitzschlag den Schuppen getroffen hat und die alte Anlage hierbei beschädigt worden ist. Es lagen im Schuppen 27 Zentner Pulver und 7 Dynamitpatronen. Das nächste Wohnhaus stand und steht heute nur 160 Meter von der Pulvermaschine entfernt. Die Polizeiverwaltung wünscht deshalb Verlegung des Schuppens in weitere Entfernung von menschlichen Behausungen. Die gutachtlich gehörte Artillerie-Prüfungskommission hält die nächstliegenden Gebäude kaum für gefährdet, ist jedoch der Ansicht, daß Menschen durch umhergeschleuderte Stein- und Holzstücke bei Aufschlagen der Explosivstoffe verletzt werden können. Durch Erneuerung der Blitzableiteranlage werden die erforderlichen Sicherungen geschaffen. Der Schuppen bleibt. — Urkunden und Akten schweigen. Aber zwischen den ragenden Türmen als Ausrufezeichen am Anfang und dem gedrückten flachen kleinen Schuppen als Punkt am Ende der Geschichte des Pulvers in Prenzlau ist für den Kundigen noch mancherlei des Interessanten und Wissenswerten zu entziffern.

Twee Jagdgeschichten.

Van H. von Heyden.

1. De Kumpaniehas'.

As ik noch Student wer un up Refrendar lehrte, stümm in Poswalk bi de Kürassieren een Leutnant von H. Dat was 'n Schoolfreund van mi. Nahsten het he sik met de öllst Dochter ut Lindhorst verfreigt. In'n Winter sehgen wi uns öfters bi de Driewjagdend; scheeten können wi all beed mächtig, bloß to de Tied weeren uns de Hasen dunn noch vör 'n bitschen to fix un hinnen 'n bitschen to kort. Een's Daags was Jagd in Rußerow bi den ollen Herrn Rittmeister von Wedel, de 'n groten Rimrod wer. In een van de Driewen stünnen wi Schützen längs ne Dannenschonung, un de Driewers jögten met „heß Has'“, Klappern un groten Spitalfel de Hasen van't Feld up uns to. Min Freund H. un ik harren uns' Posten gegenanner fregen; duert of nich lang, dor kümmt 'n Has up uns los; grod in de Midd twischen uns käm' he antolopen. Wi günnnten em natürllich eener den annern nich, un „bauß“ schöten wi all beed to glieker Tied los, as de Has' noch 'n ganz Emm van uns af wer. De Has stukt erst

jo'n kleenen Ogenblik — — awer dat wer woll'n ollen, de to Johr all de Jagd metmocht harr un met den Kummel Bescheed wüßt; he bleew doch up sienen Strich, würd man bloß 'n bitschen fixer lopen. He dacht woll: na dit heww ik wedder god truffen: twischen de beeden ward ik woll döchtamen. Bauß! gewen wi em wedder wat up't Fell. Ditmol harr he äwer nu doch woll richtig wat afkregen, denn met eens füng he an 'n groten Zirkel vör uns antoleggen un scheest as unkloot immer in'n Kreis vör uns rümher. Bauß! Bauß! Bauß! beplosterten wi em nu nah de Schwerenot! Na — — alltolang können jo sülvst de besten Hasen jo'n Bagnögen denn doch nich uthollen; met eens föl he üm un wer paddendot! So 'n Stücker teihn Patronen harren wi jo woll up em verballert; äwer nu harren wi em doch, dat wer gewiß! As dat Driewen to Emm wer un de Schützen wedder tohop kemen, würden wi beed nu nich schlecht met unsen Kumpaniezirkelhasen uptreckt. Een van de Herren sär: dit harr em wirklich god gefallen; jo müßt dat eegentlich van rechts-

Weihnachtsgedichte.

Von Max Lindow, Prenzlau.

Weihnachtsabend.

Weiche, weiße Winterflocken
Wirbeln nieder sanft und sacht.
Alte, fromme Kirchenglocken
Läuten durch die Weihnachtsnacht.

Und die bunten Weihnachtskerzen
Machen alle Stuben hell.
In den kleinen Kinderherzen
Wächst der Weihnachtsjubel schnell.

Aus so manchem alten Munde
Steigt ein Dankwort zu dem Herrn.
Und auf dunklem Himmelsgrunde
Leuchtet hell ein Weihnachtsstern.

Knecht Ruprecht.

Knecht Ruprecht will zur Erde!
Ihm schirren seine Pferde
Die lieben Engel an.
Herr Petrus selber bringet
Den Weihnachtsbaum und singet
Ein kleines Lied vom Weihnachts-
mann.

Knecht Ruprecht nimmt die Zügel,
Fährt über Wolkenhügel
Durch blanken Mondenschein.
Es decken weiße Tücher
Die Felder, Wälder, Brücher —
Und in dem Dörflein jeden Stein.

Knecht Ruprechts Pferde traben!
Es duften seine Gaben
Aus Säcken, voll und schwer.
Die Silberglocken klingen,
Und Gottes Engel singen:
Vom Himmel hoch da komm ich her!

Weihnachtsnacht.

Im Stalle ein Laternchen,
Am Himmelsdom die Sternchen,
Rings stumme, stille Nacht.
Auf Stroh und rauher Decke
Im Dunkel einer Ecke
Maria ruht und wacht.

Es streichelt ohne Ende
Der Joseph ihre Hände
Und blickt sie freundlich an.
Maria, gottergeben,
Kann nur die Augen heben
Und flüstern: „Lieber Mann.“ —

Da nahen Engelreigen,
Es klingen Himmelsgeigen,
Und Licht strahlt hell herein.
Vergessen sind die Schmerzen;
Maria hält am Herzen
Ihr süßes Jesulein.

Es betet Josephs Lippe.
Er trägt die kleine Krippe
Mit Lächeln leis herzu.
Sie betten froh das Kindlein,
Sie wickeln es in Windlein
Und wiegen's ein zur Ruh.

Auf nackten Füßen traben
Die Hirten mit den Gaben
Vom nahen Felde schon.
Sie fallen auf die Knie,
Sie stammeln: „Siehe, siehe,
Das ist nun Gottes Sohn!“

Pfarrer Christoph Süring, der Chronist der Stadt Prenzlau.

Von Rechtsanwalt Dr. Schwarz.

Die St. Sabinen-Kirche in Prenzlau besitzt ein Ölgemälde, das den Pfarrer Christoph Süring darstellt. Es war im Laufe der Jahrhunderte stark in Verfall geraten, ist aber vor kurzem durch sachkundige Behandlung in neuem Glanze erstanden, so daß es jetzt wieder einen Schmuck des Gotteshauses bildet und zu uns von vergangenen Zeiten spricht. Lassen wir uns etwas von ihm erzählen!

Christoph Süring war, wie eine Inschrift auf dem Bilde kündigt, im Jahre 1615 geboren. Er erzählt das Nähere darüber selbst in der später von ihm verfaßten Stadtchronik mit folgenden Worten: „Den 21. Februar, in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr, ward Christophorus Süring, Pfarrherr zu St. Sabinen in der Neustadt, allhie zu Prenzlau von christlichen frommen Eltern geboren, dessen Vater war Johannes Süring, Bürger und Meister des Schneiderhandwerks, und seine Mutter Regina Lübbenow, Herrn Lorenz Lübbenow seligen, weiland Bürgermeisters allhie, hinterlassene Tochter. Den 24. des erwähnten Monats ward er zu St. Marien getauft und des Herrn Christi Gnadenreiche einverleibet. Des ich hier habe gedenken wollen, weil er dieser Prenzlauer Jahrbücher Verfasser ist.“ Die Eltern Sürings müssen also im Kirchspiel zu St. Marien gewohnt haben, leider ist aber nicht überliefert, in welcher Straße und in welchem Hause es war.

Die Familie Süring stand in nahen Beziehungen zu den Kreisen des Rates. Sürings Großvater mütterlicher Seite, der Bürgermeister Lorenz Lübbenow, war freilich „nach langer Krankheit“, schon am Sonnabend, den 26. März 1603, gestorben. Er hat aber dem Enkel gleichwohl eine reiche Ueberlieferung aus der Vergangenheit seiner Vaterstadt übermittelt, hatte doch die Familie Lübbenow seit Jahrhunderten ihren Sitz in Prenzlau gehabt und von alters her eine ganze Reihe von Bürgermeistern und Ratsherren gestellt. Lorenz Lübbenow war 1542 geboren, studierte Rechtswissenschaft und wurde in Prenzlau merkwürdigerweise zuerst schon vor 1568 Baccalaureus (d. h. Lehrer), dann Rektor der lateinischen Schule, des heutigen Gymnasiums. Weil er aber Jurist war, kam er später in den Rat und wurde schließlich Bürgermeister. Eine Zeitlang war er auch „Vorsteher“, d. h. Vermögensverwalter, der St. Jakobikirche und beförderte als solcher „nebst

anderen guten Werken, daß die Orgel z. St. Jacobi gebaut wurde, wie an der in der Kirche hangenden Tafel, unferne von der Orgel, zu sehen“. Leider ist diese Tafel, die auch ein Brustbild Lübbenows zeigte, in späterer Zeit verschwunden. Er ließ auch 1585 in seinem Nebenhause in der Springstraße (jetzt Klosterstraße) durch Meister Michel Busse einen neuen Altar für die St. Jakobikirche schnitzen; die Tischlerarbeit daran machte Meister Paul Höppener, das Malwerk Stephan Liesche. Dem Bildhauer allein wurden 40 Thaler für seine Arbeit gezahlt. Reste dieses Altars, die von nicht unbeachtlichen Fähigkeiten des Künstlers zeugen, sieht man noch in der nördlichen Vorhalle der Kirche. Wir geben einen Teil der Szene, die Christi Taufe im Jordan darstellt, im Bilde wieder. Ob der hier mit seinem kleinen Sohne am Ufer des Flusses sitzende Mann in der Tracht jener Zeit, einem dunkelroten Gewande mit der spanischen Halst krause, etwa Lorenz Lübbenow ist, wissen wir nicht. Die persönlichen Beziehungen Lübbenows zur St. Jakobi-Kirche müssen aber sehr enge gewesen sein. Denn man hing dort sein Totenschild über dem Beichtstuhl auf, wenn er selbst auch als Bürgermeister am 29. März 1603 im Gewölbe unter der St. Marienkirche beigesetzt wurde.

Sürings Vater hatte einen Vetter Samuel Süring, aus Prizwalsk gebürtig, der anfangs in Prenzlau Schreiber des kurfürstlichen Hof- und Landrichters war. Dieser wurde am 2. März 1620 vom Rate als Stadtsekretarius oder Stadtschreiber angestellt und trat damit in den Rat selbst ein. Er starb am 11. Juni 1631 im 47. Lebensjahre und wurde auch in der St. Marienkirche mit einer Leichenpredigt begraben. Christoph Süring sagt von ihm: „War im Leben in seinem Amt ein unverdrossener, fleißiger, auch getreuer und sonst gegen männiglich aufrichtiger Mann“. Wahrscheinlich ist er ein Opfer der damals in Prenzlau herrschenden Pest geworden. Von diesem Manne mag vielleicht Christoph Sürings Interesse für die Geschichte der Stadt Prenzlau zuerst angeregt sein.

Christoph Süring besuchte die lateinische Schule in Prenzlau bis zum Jahre 1635. Als seinen ersten Rektor erwähnt er Magister Joachim Lizovius, als seine Lehrer den Konrektor, späteren Rektor Johannes Müller, den Konrektor Magister Johann Georg Seldt, den Audi-

tor¹⁾ Jakob Schapow. Süring erlebte in den letzten Jahren seiner Schulzeit schon die ersten Drangsale und Schrecken, die der Dreißigjährige Krieg über Prenzlau brachte. Er stand im 13. Lebensjahr, als 1627 die Kriegereignisse zwischen den Kaiserlichen und Dänen in der Uckermark begannen; er erlebte es, wie die Kaiserlichen unter dem Obersten Kolloredo die Stadt besetzten, wie die Dänen das Vieh der Einwohner am Neustädter Damm und im Uckerviertel am 28. Juni fortnahmen und am 13. Juli die Draußenmühle, den Templinschen Krug und die unteren Gehöfte des Neustädter Dammes niederbrannten; er sah am 17. Juni 1628 Wallenstein in Prenzlau einziehen und auf dem Rathause Wohnung nehmen; er schaute das zweijährige Winterquartier des Feldmarschalls Johann Georg von Arnim in der Stadt, die stark mit Truppen besetzt blieb; die Jahre 1629 und 1630, in welchen an der großen Pest in Prenzlau an 4000 Menschen starben, ergriffen ihn mit Schrecken; Hoffnung auf eine bessere Zeit wird auch sein Herz erfüllt haben, als er am 10. Juli 1631 den König Gustav Adolf von Schweden in Prenzlau erblickte, den das evangelische Deutschland als seinen Retter begrüßte, und bange Zweifel wegen der Zukunft mögen auch ihn gedrückt haben, als die Leiche des Königs am 20. Dezember 1632 in der Marienkirche aufgebahrt lag. Die Unruhe der Zeit hinderte Süring aber doch nicht, seine Studien fortzusetzen; um sie zu vollenden siedelte er 1635 nach Stargard

7. Oktober 1635 wurde die ganze Stadt Stargard bis auf wenige Häuser ein Raub der Flammen. Süring scheint trotz dieses Ereignisses noch in Stargard geblieben und erst mit Kaderecht, der im Dezember 1636 noch zum Rektor des Prenzlauer Gymnasiums berufen wurde, in seine Vaterstadt zurückgekehrt zu sein. Hier hatten inzwischen die Kriegsschrecken wieder in verstärk-



Phot. Berluch, Prenzlau.

Teil einer Altartafel aus der St. Jakobikirche in Prenzlau.

¹⁾ Auditor hieß der Lehrer der jüngsten Schüler deshalb, weil er sie im wesentlichen nur zu überhören hatte.

tem Maße begonnen. Denn seitdem Brandenburg mit dem Kaiser Frieden geschlossen hatte, wurde es von den Schweden als Feindesland behandelt. Die Stadt wurde in den folgenden Jahren zum Spielball zwischen den Schweden und Kaiserlichen, die sie abwechselnd besetzten und ihren Einwohnern das Letzte nahmen. Auch

die Pest herrschte 1637 und 1638 wieder in schrecklicher Weise. Süring scheint freilich diese Jahre in Prenzlau nicht miterlebt zu haben, denn er widmete sich in ihnen dem Studium der Theologie auf der Universität in Wittenberg und kehrte erst später als Hauslehrer bei dem Ratskammerer Thomas Bötticher wieder nach seiner Heimat zurück.

Inzwischen hatte der Große Kurfürst 1640 mit Schweden Frieden geschlossen, langsam ordneten sich die Verhältnisse und die überlebenden Einwohner konnten an den Wiederaufbau denken. Thomas Bötticher muß trotz der Kriegsunruhen einen nicht unbedeutenden Wohlstand sich erhalten oder bald danach erworben haben, denn sonst wäre es ihm nicht möglich gewesen, seinen Kindern einen eigenen Hauslehrer zu halten. Er hatte ein Haus am Markt, das offenbar groß und stattlich war, denn 1655 fand dort eine zweitägige Zusammenkunft des Rates und der Geistlichkeit zur Beilegung eines langwierigen Streites unter Vorsitz des Direktors der Ufermärktischen Landschaft Johann Friedrich von Buch auf Stolpe statt. Thomas Bötticher war auch im Jahre 1652 in der Lage, der Stadt 400 Thaler Darlehn zu geben, damit endlich die 1627 abgebrannte Schneidemühle wieder aufgebaut werden konnte, wozu bis dahin der Kämmerer die Mittel gefehlt hatten. Süring ist offenbar Zeit seines Lebens in freundschaftlichen Beziehungen zu Bötticher verblieben, denn er weilte am Sterbelager, als Bötticher am 14. Juli 1669 an der Wassersucht verschied, und hielt ihm bei der Bestattung mitten in der Marienkirche auch die Leichenpredigt.

Bereits in der Zeit, als Süring noch in der Familie Bötticher als Hauslehrer tätig war, beschäftigte er sich mit dem Gedanken, eine Chronik der Stadt Prenzlau in Druck herauszugeben. In seinen hinterlassenen Handschriften finden wir den Entwurf eines Buchtitels, der in der schwülstigen Art jener Zeit gefaßt ist und lautet:

Anteambulo seu Compendium
Historiae Metropolitanæ
Primislavensis

Das ist

Vortraber oder Kurzer Auszug der Prenglowischen Jahr-Geschichten, was sich nemlich von 1138 Jahr nach Christi Geburt, und also von erster der Stadt Prenglow erbauung an, bis in diß jüngst abgewichene 1653 mit eingeschlossen, in- und nahe ümb derselben decht- und Merkwürdiges begeben und zugetragen, aus gedruckten Chroniken, so von derselben was haben, ingleichen aus alten Handschriften wie denn auch aus eigenem Beleben,

sampt einem Anhang oder zum theil nützlichen Zugabe am Ende, dergleichen ich von dieser Stadt noch niemalen was gesehen, aus angebohrer lieb des Vaterlandes ohne suchung iuppigen Ruhms mit besondern Fleiß zusammen gesucht und gelesen
von

Christoph Süring, von Prenglow
der Hl. Schrift Gestifteten."

Der Plan des Werkes ist nach diesem Titel klar. Aus dem Entwurf der Chronik sehen wir auch, was Süring mit den „alten Handschriften“ meint, die er als Quellen benutzt hat, denn er merkt sie unter den einzelnen Nachrichten. Wir finden da handschriftliche Aufzeichnungen auf dem Rathause von Bürgermeister Lübbenow, Sürings Großvater, Urkunden, die Register und Protokollbücher des Stadtarchivs, den Kalender und die Handschrift des Benediktus Schmid, der anfangs Rektor des Gymnasiums, dann seit 1549 Diakon an St. Marien war und am 2. Juni 1586 starb. Es folgen Aufzeichnungen des am 25. Juni 1593 verstorbenen Bürgermeisters Christoph Schivelbein, die „häuslichen Jahrbücher“ des Magisters Matthäus Lemchen, der ein Prenglauer Kramerssohn war, in Frankfurt a. O. studiert hatte, später erst Rektor des Gymnasiums, dann Pastor an St. Jakobi war und 1619 im Alter von 90 Jahren starb, und der „Privatkalender“ seines Sohnes Jakob Lemchen, der anfangs Konrektor des Gymnasiums, später Gerichtsschreiber, Stadtrichter und Bürgermeister wurde und schon vor seinem Vater 1619 starb. Endlich finden wir hinterlassene Nachrichten von Magister Michael Seckius, der als Superintendent am 11. Oktober 1635 hinchied, und Niederschriften von Konrad Langenacht, erst Rektor des Gymnasiums, dann Pfarrer an St. Sabinen, verstorben in diesem Amte an der Pest am 18. August 1630.

Alle diese Quellen setzten Süring in den Stand, eine Fülle von Einzelnachrichten zu sammeln, die für die Geschichte der Stadt Prenglow von erheblichem Werte sind, wenn auch namentlich die Berichte aus der älteren Zeit nicht ohne vorichtige Kritik nach dem heutigen Stande der Forschung benutzt werden dürfen.

Zum druckfertigen Abschluß seiner Arbeiten, wie er sie in dem wohl Anfang 1654 verfaßten Buchtitel angekündigt hatte, kam Süring zunächst nicht. Denn im Sommer 1654 beschloß der Rat, die seit mehr als drei Jahren erledigte Pfarrstelle an der St. Sabinenkirche wieder zu besetzen, berief Christoph Süring zu einer Probe-

predigt, und stellte ihm am 4. Juli durch den Stadtschreiber Johann Hülfkopf die Vokation zu. In dieser Urkunde unterließ der Rat, der Mitwirkung der Geistlichkeit und der Gemeinde bei der Pfarrerwahl zu gedenken, obwohl das sonst stets geschehen war. Süring nahm daher Anstand, die Vokation in dieser Form anzunehmen, und bat um ihre Abänderung. Der Rat lehnte diese ab und so entwickelte sich ein langwieriger Streit, der erst am 6. Februar 1655 durch den kurfürstlichen Geheimen Rat in Berlin unter Vorsitz seines Präsidenten Thomas von dem Kneesebeck zu Gunsten der Geistlichkeit und der Gemeinde und damit auch Sürings entschieden wurde. Süring selbst hat uns den Verlauf der viertägigen Verhandlung anschaulich beschrieben; er erwähnt dabei, daß gerade während der Sitzung am 6. Februar der Kurprinz Karl Emil geboren wurde. Am 23. März mußte der Rat wohl oder übel dem streitbaren Pfarrer gegen Rückgabe der ersten eine abgeänderte Vokation ausstellen. Nun endlich konnte Süring am 3. April in der Nikolaitirche in Berlin seine Ordination empfangen und 16. April vom Superintendenten David Malichius in sein Amt eingeführt werden. Sowohl die Probepredigt wie die Einführung geschah in der St. Marienkirche, in der damals alle kirchlichen Handlungen der Sabingemeinde vorgenommen wurden; denn die Sabingemeinde selbst lag seit dem Kriege in Trümmern und wurde erst später wieder benutzbar gemacht. Unter den Arbeiten und Lasten des neuen Amtes unterließ Süring es nicht, vom Anfang des Jahres 1654 an eine Art Tagebuch zu führen, in das er alle für die Chronik der Stadt Prenzlau wichtigen Ereignisse eintrug. Aber den Plan, nur einen „Vortraber oder kurzen Auszug“ der Geschichte der Stadt Prenzlau zu schreiben, ließ er fallen. Seine Absicht ging jetzt offenbar dahin, eine erschöpfende Stadtchronik zu schreiben. Darauf deutet der Entwurf eines anderen Buchtitels, nach welchem das Werk als „erstes Stadt-Chronicon der Uckermärkischen Haupt-Stadt Prenzlau“ bezeichnet wird und bis zum Jahre 1670 geführt werden soll. Bis zu diesem Jahre reichen auch die Tagebuchaufzeichnungen Sürings. Leider war es ihm jedoch nicht vergönnt, seine Arbeit zu Ende

zu führen. Die Menschen jener Zeit, die unter den ungünstigen Verhältnissen des Dreißigjährigen Krieges aufgewachsen waren und unter seinen Nachwirkungen litten, hatten fast alle kein langes Leben. Dem doch erst Fünfundfünfzigjährigen fehlte daher wohl die Kraft, die letzte Hand anzulegen, und schon am 24. Dezember 1673 entschlief Christoph Süring, ohne sein Lebenswerk vollendet zu haben; in der St. Marienkirche, dem ehrwürdigen Wahrzeichen seiner Vaterstadt, die er so sehr geliebt, fand er seine letzte Ruhestätte. Zum Glück sind uns seine Handschriften im Preussischen Geheimen Staatsarchiv erhalten geblieben; der Uckermärkische Museums- und Geschichtsverein ist bemüht, eine Ausgabe der druckfertigen Teile zu veranstalten.

Dem Leser von Sürings Aufzeichnungen tritt überall ein wackerer, aufrechter, seines Rechtes sich bewußter und zum Kampf dafür bereiter Mann entgegen, ein gläubiger Christ und ein mutiger Vertreter der lutherischen Lehre, der allen Halbheiten und Kompromissen abgeneigt ist. So schaut er uns auch aus dem Bilde entgegen, das den Anlaß zu diesen Zeilen gab. Süring selbst ließ, wie er berichtet, am 3. Juli 1667 „in diese Kirchen seinen effigiem (d. h. Bildnis), den er auf seine Kosten hatte mahlen lassen im vorigen Mo-

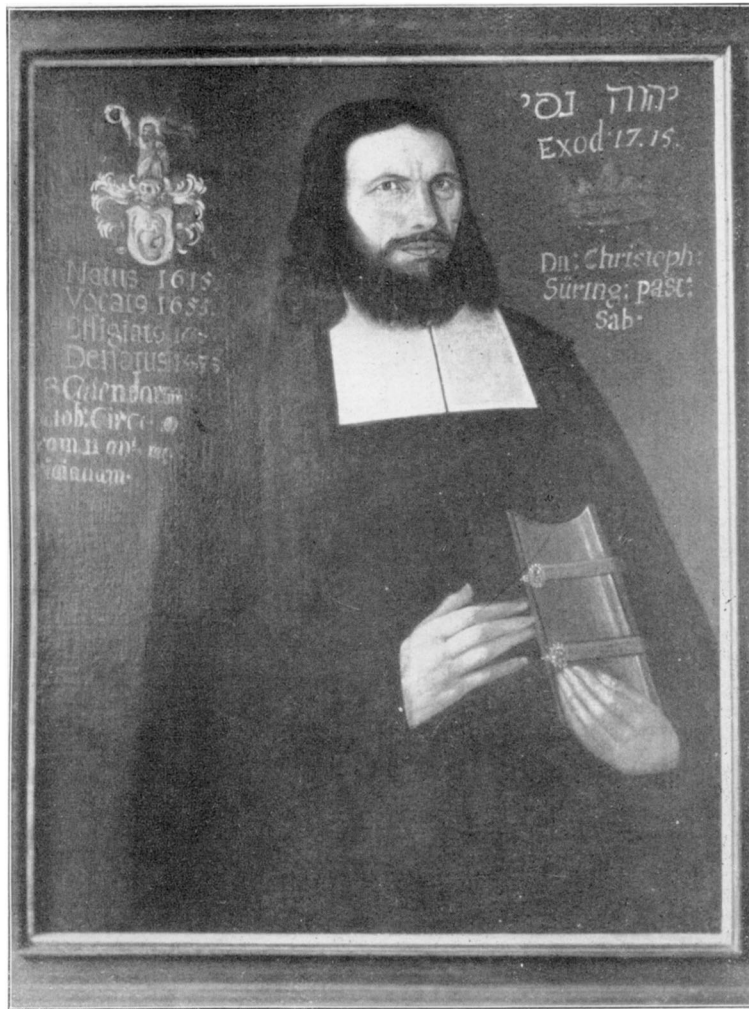
nat durch Franziskum Casparum Boshagen, Konterfeiern, einen Gesellen noch, von Hervord auf Westphalen, ober dem Reichstuhl, zu der Kirchen Ornat und Zierde so dann auch zu seinem Gedächtnis bey der Gemeine hängen“. Rechts oben neben dem Haupte des Dargestellten steht in hebräischen Worten der Text von 2. Mose 17, 15: „Der Herr ist mein Banner“. Darunter sieht man eine Ehrenkrone, die auch sonst regelmäßig auf den Bildnissen von Geistlichen jener Zeit erscheint und wohl auf die Worte 1. Petr. 5, 2 bis 4 zurückzuführen ist. Zur Linken sehen wir ein Wappen, das Süring sich wohl selbst erwählt hat: Im Schilde einen goldenen Ring, durch den sich eine schwarze Schlange windet, beides in der kirchlichen Symbolik Sinnbilder der Ewigkeit; auf dem Helm erscheint Christus, der den gleichen Ring in der Rechten erhebt und in der Linken die Siegesfahne trägt. Wappen und Wahlspruch stimmen vortrefflich zu dem Charakter, der aus den ausdrucksvollen Zügen des Gesichts zu uns spricht.

DIE ZWEIFLER

+
VON G. S C H U L Z.

*Ihr sagt: „Die Natur ist tot“?
Ihr spottet: „Es lebt kein Gott“?*

*Wenn auf Wiesen und auf Feldern
Blank die Mittagssonne liegt
Oder sich ein Zweig am Baume
Frühteschwer zur Seite biegt;
Wenn im Westen des Gewitters
Finstre Wolkenwand sich türmt,
Oder wenn's in Herbstesnächten
Durch die Wälder braust und stürmt,
Daß die Buchenkronen rauschen:
Gott ist es, der daraus spricht,
Und ich kann nur schauen — lauschen,
Aber zweifeln kann ich nicht. —*



Phot. Vertuch.

Christoph Süring,
Pfarrer der St. Sabinenkirche in Prenzlau
geb. 1615 gest. 1673.

Zu dem Aufsatze: Dr. Schwark, „Pfarrer Christoph Süring, der Chronist der Stadt Prenzlau.“



Das Maiglöckchen (*Convallaria majalis*).

(Aus der Zeitschrift „Naturschutz“, Jahrgang 10, Nr. 8. Verlag J. Neumann, Neudamm.)

Zu dem Aufsatz: Dr. Offenbacher, „Die Gafelower Heide“

Die Caselower Heide.

Von Dr. phil. W. Effenberger, Berlin-Oberschöneweide. / Mit 10 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Heiden gibt es in vielen Teilen Deutschlands!

Unserer Heimatprovinz gehört als größte brandenburgische Heide die Schorfheide an, deren prachtvolle Wälder und Seen den Wanderer und den Naturkundigen in ihren Bann ziehen. Sie erfreut sich — vornehmlich ihres reichen Wildbestandes wegen — der besonderen Fürsorge der Staatsforstverwaltung. Das gilt auch von der auf ostpreussischem Boden liegenden Rominter Heide, einem weiten Walde, der wie die Schorfheide zu den größten staatlichen Naturschutzgebieten Preussens zählt. Schmerzlich ist es, daß dem deutschen Volke die in Westpreußen gelegene Tucheler Heide genommen wurde. Damit ging der Zisbusch mit seinen 5500 Eibenbäumen in fremden Besitz über. Heiden sind auch in der preussischen Oberlausitz verbreitet; von ihnen sei nur die Görlitzer Heide genannt. Sie ist ein meilenweiter Nadelwald. Darin gedeiht das allbekannte Heidekraut vielerorts vorzüglich, und von weit her bringen Jäger ihre Bienenvölker, die aus den Blüten dieses Strauches große Mengen von Nektar eintragen. Von allen Heiden des deutschen Bodens ist zweifellos die Lüneburger die bekannteste. Davon sind leider bereits umfangreiche Gebiete der fortschreitenden Bodennutzung zum Opfer gefallen, und infolge der in großem Maßstabe vorgenommenen Aufforstungen ist die Zeit nicht mehr ferne, zu der nur noch vereinzelt das ursprüngliche Gepräge dieses echten deutschen Heidelandes bewahrt sein wird. Dann wird man sich kaum noch vorstellen können, wie ehemals der Heidebauer seinen Blick ungehemmt bis an den fernen Horizont über einen braunen Teppich von Heidekraut konnte schweifen lassen, wie im herbstlichen Abendnebel schöne alte Wacholdersträucher den Wanderer wie Gespenster schreckten und wie auf trügerischen Mooren die Kraniche trompeteten.

Der Hinweis auf diese wenigen Heiden bekundet schon zur Genüge, daß das Wort „Heide“

in den verschiedenen Teilen Norddeutschlands in recht verschiedenem Sinne gebraucht wird. In Nordwestdeutschland ist es, wo man unter einer Heide jene offene Landschaft versteht, die von



Abbildung 1: Caselower Heide. Einsamer Waldtümpel südlich der Heidemühle.

Heidekraut, Sumpfheide, Krähenbeere, Kauschbeere und anderen niedrigen immergrünen Halbsträuchern bedeckt ist, und in der nur Gruppen von Kiefern, Wacholdern, Birken und Eichen,

aber auch Heideseen, Moore und flache Bachtäler das vielfach eintönige Bild beleben.

Diese Heide ist mithin vom Walde grundverschieden. Im größten Teile Norddeutschlands



Abbildung 2: Caselower Heide. Der Mühlenbach hat große Blöcke aus der Grundmoräne ausgewaschen.

aber nennt man gerade die Wälder Heiden, und vielfach bezeichnet man sie noch genauer als Kiefernheiden, Kiehn-, Föhren- oder Föhrenheiden, wenn die Kiefer, oder als Tannenheiden, wenn die Fichte ausschließlich oder vorherrschend den Baumbestand bildet. Viel seltener jedoch werden Laubwälder als Heiden bezeichnet. In

diesem Sinne wird das Wort Heide im Prenzlauer Kreise gebraucht, wo man ja u. a. den Caselower Wald „Heide“ nennt.

Man sollte meinen, daß die herrliche Caselower Heide zum mindesten an Sommer-Sonntagen von vielen Naturfreunden aus nah und fern besucht werde. Dem ist aber offenbar nicht so. Frohen Wandersleuten bin ich bei meinen Streifzügen durch die Caselower Heide nicht begegnet; jedenfalls machten die wenigen Menschen, die ich dort traf, nicht den Eindruck, als ob sie der lachende Sonnenschein, das Rauschen des Windes in den alten Buchen und der bunte Blumentepich auf dem Waldesboden dazu verlockt hätten, sich in der frühlingfrischen Heide luftwandelnd zu ergehen. Freilich liegt die Caselower Forst abseits von den bevorzugten Verkehrswegen des Kreises, aber das scheint doch nicht der Hauptgrund dafür zu sein, daß die Ausflügler die Heide so wenig als Wanderziel würdigen. Vielleicht ist es doch so, wie ich sagen hörte, daß selbst den Kreiseingewessenen und unter ihnen besonders den Prenzlauer Bürgern viel zu wenig bekannt sei, was für ein landschaftliches Kleinod die Caselower Heide ist. Sie verdiente wohl, daß ihr Name im „Baedeker“ genannt und dort mit einem Sternchen versehen werde. Sie verdient vor allem aber, daß ihrer Besonderheiten in diesem Heimatkalender, der ja doch dazu beitragen soll, die Kenntnis der Heimat zu fördern und die Liebe zu ihr zu vertiefen, gedacht werde.

Die Caselower Heide ist umschlossen von den Feldmarken von Brüßow, Grimme, Caselow, Rossow, Wakenow, Friedrichshof und Fahrenwalde. Das Gelände dieser Feldmarken mit dem unruhigen Auf und Ab von Erhebungen und Senken deutet darauf hin, daß die Eiszeit diese Formen geschaffen hat. Wo sich heute in jedem Frühjahr die Buchen mit frischem Grün belauben und das Getreide wie ein Meer im Winde wogt, da schob sich vor Zehntausenden von Jahren eine dicke Eisschicht langsam gegen Süden. Bei seinem Rückzuge nach den Ursprungsländern hat das Eis den aus dem Norden mitgebrachten Gesteinsschutt als wertvolles

Andenten an seine Herrschaft zurückgelassen. Diese als „Grundmoräne“ bezeichnete Schuttedecke ist vorwiegend fruchtbarer Boden; ihm sind die guten Ernten zu danken, die hier erzielt werden, ihm dankt die Caselower Heide das freundige Wachstum seiner herrlichen Buchen, die ja der Charakterbaum der norddeutschen Moränenlandschaft sind, und die von dem Kulturland wieder Besitz ergreifen würden, wenn man dieses dem freien Walten der Natur überließe.

Alenthalben in den Feldmarken um die Heide und vielfach in ihr selbst sind die tiefsten Stellen des Geländes mit Wasser gefüllt. Im Walde bieten solche Tümpel besonders reizvolle Bilder (siehe Abbildung 1), vor allem, wenn ein schwimmender Teppich von goldgrünen Wasserlinsen den Wasserpiegel überzieht. Stellenweise, wie in der Nähe der Heidemühle, sind die Tümpel stark versumpft. Hier sind die Frösche unumstrittene Herrscher. Nirgends sonst habe ich ein so ohrenbetäubendes Froschkonzert angehört wie hier in einer schwülen Maiennacht, als es fern im Süden wetterleuchtete, die Mücken in ganzen Schwadern den einsamen Nachtwanderer angriffen und Waldläuze ihr durchdringendes „Huu-huuuhuu“ in den dunklen Wald fangen und zwischendurch „Kuwitt“ riefen. Nengstliche Gemüter mögen von solchen Stimmen der Nacht erschreckt werden, dem Naturfreunde bedeuten sie ein köstliches Erleben!

Durch die Caselower Heide rinnt ein Bächlein. Bei der Heidemühle speist sein Wasser den malerischen Mühlen- teich, den gelbe Teichrosen schmücken. Unterhalb der Heidemühle fließt der Mühlenbach in anmutigen Windungen durch den Wald. Dort hat er streckenweise sein Bett tief in die Grundmoräne eingenaagt und dabei viele große Gesteinsblöcke freigelegt (siehe Abbildung 2), die der untrügliche Beweis dafür sind, daß es Boden nordischer Herkunft ist, auf dem der Wald grünt und die Saat reift. Leider ist ein Teil dieser Blöcke weggeschafft und zu Straßenschotter zer schlagen worden. So hat, wie so oft, die hunderttausendjährige Geschichte der Steine ein unrühmliches Ende gefunden. Sollte es nicht möglich sein, die noch im Bett des Mühlenbaches liegenden Gesteinsblöcke vor

einem solchen Schicksal zu bewahren und sie als Zeugen einer verfloßenen Zeit unverletzt dort zu belassen, wo ihre Reise mit dem nordischen Eise einst endete? Sicher verdienen sie ihres Naturdenkmalwertes wegen denselben Schutz, der



Abbildung 3: Caselower Heide. Fichtenbestand am Mühlenbach.

den von Menschenhand geschaffenen Denkmälern ohne weiteres zugebilligt wird.

In der Caselower Heide herrscht als bestandbildender Baum die Rotbuche vor. Ihr gegenüber treten die Weißbuchen und Eichen, die angepflanzten Fichten (siehe Abbildung 3), die Erlen usw. zurück.

Der Buche silbergraue, glatte Stämme streben wie die Säulen der Frenzlaurer Marienkirche

hoch empor. Die dichtbelaubten Kronen verlegen den Sonnenstrahlen den Weg in das Waldesinnere. Dort umfängt daher den Wanderer jenes dämmerige Halbdunkel, das an ehrwürdige Gotteshäuser gemahnt und wehevoll stimmt (siehe Abbildung 4).



Abbildung 4: Caselower Heide. Buchenwald am Mühlenbach unfern der Heidemühle.

Am schönsten ist es in diesem Buchenwalde während der Frühlingswochen. Dann schmücken den Boden all die Blumen, die uns künden, daß wir nun mitten in der Zeit des Grünens und Blühens stehen. In zahlreichen Arten sind die Charakterpflanzen des Buchenwaldes, die „Buchenbegleiter“, wie sie der Pflanzkundige

nennt, in der Caselower Heide vertreten. Im Verlaufe von nur einer halben Stunde habe ich deren mehr als zwei Duzend gesehen! Sie alle erschöpfend zu schildern, ist im Rahmen eines Beitrages für den Heimatkalender nicht möglich. Der geschätzte Leser wird daher gebeten, sich mit einer Auswahl zu begnügen.

Wir beginnen mit dem Leberblümchen (*Hepatica triloba*). Im Mai haben sie ihre Blütezeit bereits hinter sich. Ihre blauen Blütensterne entfalten sich schon, wenn im März die Buchen noch nicht belaubt sind und die Sonne den Waldboden mit ihren Strahlen übergießt (siehe Abbildung 5). Später bekunden sie ihr Dasein nur durch die vielen derben Blätter, die an ihrer dreilappigen Gestalt unschwer erkennbar sind und deren Aufgabe es ist, aus den Bodensstoffen, dem Wasser und dem aus der Luft aufgenommenen Kohlenstoffgas Baustoffe für das nächste Jahr zu bereiten.

Bald nach dem Leberblümchen entfaltet das Weiße Buschwindröschen (*Anemone nemorosa*) seine Blüten. Sie sind denen des Leberblümchens sehr ähnlich (siehe Abbildung 6), seine Blätter dagegen erinnern in nichts an Leberblümchenblätter, vielmehr sind sie wie bei den meisten Hahnenfußgewächsen handförmig geteilt. Sie bereiten bis tief in den Sommer hinein Baustoffe, die in einem unterirdischen Wurzelstock gespeichert werden und im nächsten Jahre die rasche Entwicklung neuer Blätter und Blüten ermöglichen. Bald nach der Entfaltung des Buchenlaubes welken die Blüten des Buschwindröschens dahin, und im Mai ist meist nichts mehr von ihnen zu sehen.

Wo Leberblümchen und Buschwindröschen gedeihen, dort steht meist auch der Sauerklee (*Oxalis acetosella*), der hier und da auch im Nadelwalde vorkommt und den wir unseren Lesern in Abbildung 7 vorstellen. Seinen Namen verdankt er der Ähnlichkeit seiner Blätter mit denen des Klees. Zwar sind sie von zarter Beschaffenheit, doch schützt sie der Gehalt an giftigem Bitterklee-salz vor den Angriffen der Schnecken und anderer Pflanzentiere. Das Wertwürdigste an diesen Blättern ist jedoch ihr Vermögen Be-



Abbildung 5: Das Leberblümchen (*Hepatica triloba*). / (Aus der Zeitschrift „Naturschutz“, Jahrgang 9, Nr. 6. Verlag J. Neumann, Neudamm.)

wegungen ausführen zu können: trifft sie zu grelles Licht, so klappen sie in ähnlicher Weise wie ein Regenschirm zusammen, und auch des Nachts und bei Eintritt kühlen Wetters nehmen die Sauerkleeblätter vielfach diese Stellung ein (die an einigen Blättern der Abbildung gut erkennbar ist). Der Sauerklee bringt wunderbar zarte Blüten hervor. Ihre weißen Blumentronblätter, die von purpurnen Nelderchen durchzogen sind, bilden zu fünf ein zierliches Trichter.

Zu den Buchenbegleitern, die sich mit dem Blüten ebenso beecilen wie Leberblümchen, Buschwindröschen und Sauerklee gehört das Scharbockskraut, das auch Feigwurz heißt. Man trifft ganze Teppiche dieser Gewächse auch in Gebüsch, auf Wiesen und in Obstgärten an und erkennt es an seinen buttergelben, leuchtenden, fettig-glänzenden Blütensternen, die sich wirkungsvoll von dem frischen Grün der rundlich-herzförmigen Blätter abheben. Sehr lichtbedürftig ist das Scharbockskraut; daher sterben seine oberirdischen Triebe ab, sobald sich der Wald belaubt hat. Ihre kurze

Vegetationszeit hat die Pflanze gründlich ausgenutzt: sie hat Wurzelknollen gebildet und mit Nährstoffen, insbesondere Stärke, angefüllt und so die Grundlage für die rasche Entwicklung einer neuen Generation im kommenden Frühjahr geschaffen. Zudem hat sie in den Achseln der Blätter viele kleine nährstoffreiche Körperchen erzeugt, die beim Absterben der Mutterpflanze zu Boden fallen, selbst den Winter überdauern, im nächsten Frühjahr junges Scharbockskraut aus sich werden lassen und daher Brutknospen heißen.

Die Familie der Liliengewächse fand ich in der Caselower Heide durch vier Arten vertreten, von denen zunächst unser liebes Maiglöckchen (*Convallaria majalis*) genannt sei. Seine Blütenstengel werden überall in Mengen feilgeboten, sind sie doch bei jung und alt ihrer entzückenden Blütenglöckchen und ihres feinen Duftes wegen als Zimmerschmuck beliebt. Zweifellos wäre die Pflanze an vielen ihrer Standorte längst ausgerottet, wenn sie nicht ihr unterirdischer Wurzelstock davor bewahrte, der meh-

vere Jahre am Leben bleibt und alljährlich ein neues Blattpaar, manchmal auch nur ein einzelnes Blatt, aber nicht in jedem Jahre einen Blütenstengel treibt (siehe Kunstdruckbeilage).

In der zum Schutze von Tier- und Pflanzenarten erlassenen Verordnung der preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und für Landwirtschaft, Domänen und Forsten (vom 16. Dezember 1929) ist auch das Maiglöckchen genannt. Zwar soll es auch weiter-



Abbildung 6: Das Weiße Buschwindröschen (*Anemone nemorosa*). „Flachblätter“ waagerecht ausgebreitete Laubblätter. Sie vermögen ob ihrer Zartheit und Stellung das spärliche Licht des

hin niemandem verwehrt sein, Maiglöckchen zu pflanzen, doch ist es, damit die schöne Pflanze dem deutschen Walde erhalten bleibe, verboten, ihre Wurzelstöcke auszugraben.

In Gemeinschaft mit dem Maiglöckchen wächst, wie auch anderswo, in der Caselower Heide das Zweiblättrige Schattenblümchen (*Majanthemum bifolium*). Es breitet seine beiden herzförmigen Laubblätter etwa 10 cm über dem Boden waagerecht aus und bringt sie damit in die günstigste Stellung zum Lichte. Zwischen ihnen erhebt sich der Blütenstengel, an dem die zierlichen weißen Blütensterne zu einer Traube vereint und später die glänzenden, roten Beeren stehen.

In seiner äußeren Erscheinung vom Maiglöckchen und vom Schattenblümchen recht verschieden ist das dritte der Liliengewächse, das in der Caselower Heide heimisch ist, die Vielblütige Weißwurz oder das Vielblütige

Salomonsiegel (*Polygonatum multiflorum*). An einem stielrunden, aufwärts strebenden und bogig gekrümmten Stengel trägt diese stattliche bis 80 cm hohe Pflanze in zwei Reihen angeordnete und abwechselnd links und rechts angefügte breite Blätter, die infolge ihrer waagerechten Stellung das gedämpfte Licht des Waldes aufs beste ausnutzen können. Unter den Blättern versteckt hängen die weißen Blüten glöckchen zu zwei bis fünf vereint am Stengel. Vielfach stehen die Pflanzen in Gruppen beisammen und können dann jo leicht nicht übersehen werden.

Das letzte Liliengewächs, dessen hier gedacht werden soll, ist zugleich das botanisch merkwürdigste; es ist die Vierblättrige Einbeere (*Paris quadrifolia*). Dicht bei dem schon erwähnten Bächlein fand ich eine prachtvolle Gruppe, die in der Abbildung 8 wiedergibt. Wie das Maiglöckchen, das Salomonsiegel und das Zweiblättrige Schattenblümchen hat auch die Vierblättrige Einbeere einen unterirdischen Wurzelstock. Daran entwickeln sich die Laub- und die Blütenprossen. Beide tragen an einem aufrechten Stiel vier dünne, quirlförmig beieinander stehende und als „Flachblätter“ waagerecht ausgebreitete Laubblätter. Sie vermögen ob ihrer Zartheit und Stellung das spärliche Licht des tiefsten Waldeschatten voll auszunutzen. An den Blütenprossen, die ebenfalls vier Laubblätter tragen, ist immer nur eine einzige Blüte vorhanden. Ihr fehlt die den Blüten sonst eigentümliche bunte Färbung. Unscheinbar grün sind die acht oder zehn Blättchen der Blütenhülle. Sie umstehen in regelmäßiger Anordnung den einzigen Fruchtknoten und die meist in der Achtzahl vorhandenen Staubgefäße. Dem Fruchtknoten sitzt ein Griffel auf, der sich an seinem oberen Ende zu einer Narbe verbreitert. Nektar und Duft fehlen den Blüten gänzlich; daher haben sie nichts Verlockendes für die Insekten und werden wohl nur von kleinen Masfliegen aufgesucht. Auch dem Unkundigen fällt die Vierblättrige Einbeere auf, wenn sie ihre sahlblaue Beere trägt, der sie ihren Namen verdankt, und die wie eine Tollkirche glänzt. Diese etwa kirchgroße Beere ist giftig, wie es auch alle übrigen Teile der Pflanze sind. Ihr Genuß wirkt brechenenerregend; doch

wird die Beere noch heute, wie mir mein Vater sagte, in Sachsen (vielleicht auch anderswo) gesammelt, um in der Volksmedizin Verwendung zu finden. Sie soll sich als Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten bewähren und heißt da-

zung bei der Herstellung des Maitrankes, den schon der Benediktinermönch Wandalbertus aus Prüm in der Eifel im Jahre 854 in einer Schrift erwähnt, beruht auf dem Gehalt der Pflanze an würzigem Kumarin, einem bitter schmeckenden Stoffe, der, wenn er in größerer Menge genossen wird, lähmend auf die Herzstätigkeit, den Blutumlauf und die Atmung wirkt.

Als eine Besonderheit sei das Vorkommen des Christophskrautes (*Actaea spicata*) in der Caselower Heide genannt. Der Name scheint mit irgendwelchen abergläubischen Vorstellungen zusammenzuhängen; jedenfalls hat die Pflanze bei den Schakgräbern, deren Schutzpatron der Heilige Christoph war, eine Rolle gespielt. Das Christophskraut ist eine stattliche, mit großen dreischnittigen Blättern ausgestattete Staude. Ihre weißen Blütensternchen vereinigen sich zu dichten Trauben, und zur Reifezeit trägt unsere Pflanze eiförmige, glänzende, schwarze Beeren, die giftig sind und deshalb in gewissen Gegenden Wolfsbeeren, Teufelsbeeren, Hundebeeren oder Hühnertod genannt werden.

Als Buchenbegleiter sei weiter der Sanikel (*Sanicula europaea*) genannt, ein weißblütiges Doldengewächs. Seine schönen fünfklappigen Blätter hat die frühgotische Kunst vielfach an Säulenkapitellen oder an Gewölbeschlusssteinen ihrer Dome und Kreuzgänge nachgebildet. Wie beim Waldmeister sind auch beim Sanikel die Fruchtkörper mit vielen Häkchen ausgestattet, die im Fell von Tieren oder an der Kleidung der Menschen hängen bleiben und von ihnen anderswohin verschleppt werden. Zwischen-



Abbildung 7: Der Sauerflee (*Oxalis acetosella*). Aus: „Vom grünen Dom“, Verlag Georg O. W. Callweg, München.)

her „Festbeere“. — Merkwürdigerweise trägt der Stengel der vierblättrigen Einbeere zuweilen drei, häufiger fünf und gelegentlich auch sechs oder sieben Laubblätter.

In großen Mengen wächst in der Caselower Heide der allbekannte und beliebte Waldmeister (*Asperula odorata*). Seine Verwen-

das Leberblümchen, das Scharbockskraut, die Gelbe Taubnessel, das Waldveilchen, das Perlgras usw. haben Samenkörner, deren der harten Schale anhaftende weiche und an Nährstoffen reiche Delfkörperchen eine beliebte Speise der Ameisen sind. Ihnen zuliebe schleppen die Ameisen die Samen bis 70 m weit fort, und

man hat beobachtet, daß die Bürger eines Staates der Gemeinen Hoßameise im Laufe des Sommers etwa 37 000 Samenkörner der

die wie Honig duften. Nach der Fruchtreife und der Ausstreuung der winzigen Samenkördchen bleiben die vertrocknenden Stengel oft jahrelang

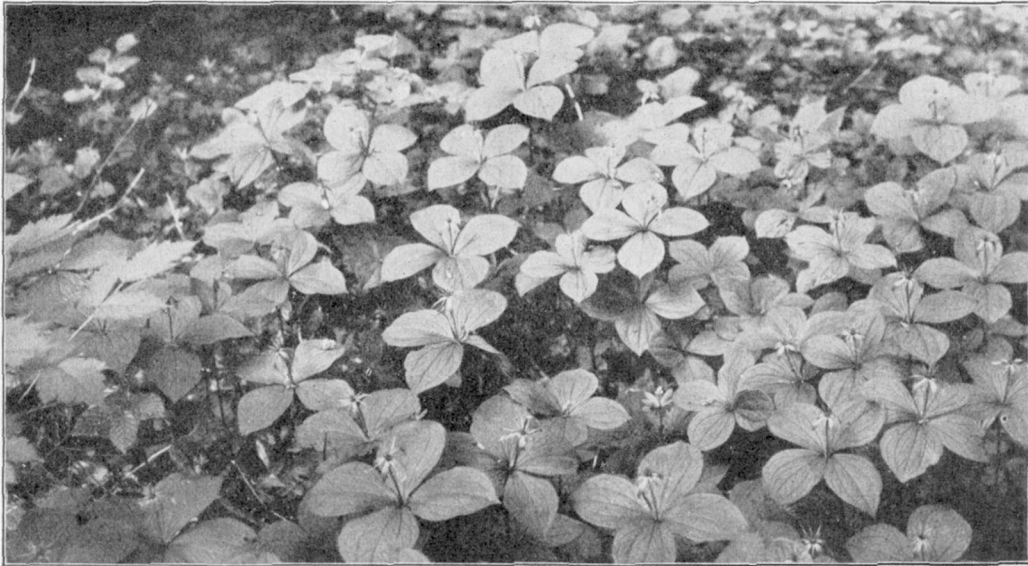


Abbildung 8: Caselower Heide. Eine Gruppe der Vierblättrigen Einbeere (*Paris quadrifolia*).

„Ameisenpflanzen“ des Buchenwaldes eintragen. So tragen die geschäftigen kleinen Insekten wesentlich zur Verbreitung jener Pflanzen bei.

Als ein besonders merkwürdiges Gewächs der Caselower Heide verdient die Vogelneistwurz (*Neottia nidus avis*) genannt zu werden. Ihren Namen verdankt die zu den Orchideen gehörige Pflanze der Anordnung ihrer zahlreichen fleischigen Wurzeln, die untereinander zu einem nestartigen Gebilde verflochten sind. In gewissen Zellen der Wurzeln findet der Beobachter käuelartig verschlungene, winzige Pilzfäden, die aus den an dem Standorte unserer Pflanze im Boden vorhandenen Fäulnisstoffen Eiweiß zu bereiten vermögen. Dieses Eiweiß wird nach dem Zerfall der Pilzfäden frei und von der Vogelneistwurz zum Aufbau ihres eigenen Körpers verwendet. Zur Bereitung organischer Stoffe aus den anorganischen Substanzen des Bodens, dem Wasser und dem Kohlenäuregase der Luft ist sie nicht fähig, weil ihr das hierzu nötige Blattgrün (= Chlorophyll) fehlt. Hieraus erklärt sich auch die gelblichbraune Färbung der ganzen Pflanze, an der wir vergeblich nach Laubblättern suchen, und an deren aufrechten Stengeln wir nur wenige kleine, scheidenartige Schuppen und die unscheinbaren Blüten finden,

erhalten. Sie stehen nicht selten stocksteif neben frischen, saftigen Blütenstengeln. Die Nestwurz ist also, was ihre Ernährungsweise betrifft, gänzlich aus der Art geschlagen: sie ist ein typischer Fäulnisbewohner, ein Saprophyt, und als solcher findet sie in dem von Buchenlaub überschütteten, humusreichen Boden der Caselower Heide die besten Daseinsbedingungen.

Zu den bisher beschriebenen Pflanzen gesellen sich in der Caselower Heide weitere, von denen wenigstens noch einige mit Namen genannt seien: Gelbe oder Gold-Taubnessel (*Lamium galeobdolon*), Hohe Schlüsselblume (*Primula officinalis*), Waldveilchen (*Viola silvatica*), Gundermann (*Glechoma hederacea*), Lungenkraut (*Pulmonaria officinalis*)*, Große Sternmiere (*Stellaria holostea*), Hainjunc (Luzula pilosa), Nickendes und Einblütiges Perlgras (*Melica nutans* und *uniflora*) und Waldziest (*Stachys silvaticus*). Sie alle sind gleich denen, die genauer behandelt wurden, „Blütenpflanzen“. Von den blütenlosen Gewächsen, den „Kryptogamen“, die ich in der Heide fand, sei nur auf ein einziges aufmerksam gemacht. Es ist der Waldschachtelhalm (*Equisetum silvaticum*),

*) Abbildung im Heimatkalender 1929, Seite 48.

den die Abbildung 9 zeigt. Unter den hohen Buchen bauen feine zarten Bäumchen gewissermaßen einen Wald im Kleinen auf, der für den,

können. Unmöglich ist das bei einem so großen und an Einzelercheinungen überreichen Gebiet wie der Caselower Heide. So will mein behei-



Abbildung 9: Caselower Heide. Bestand des Wald-Schachtelhalmes (*Equisetum silvaticum*).

der nicht achtlos an den Erscheinungen der Natur vorüberzugehen pflegt, ein anziehendes Bild bietet.

Aufsätze in den Heimattkalendern werden ihre Gegenstände nicht immer erschöpfend behandeln

dener Beitrag zur Kenntnis dieses herrlichen Waldes und seiner Flora nur als Anregung für die Kreisbewohner und vor allem für die Schulen bewertet sein, der Heide mehr Aufmerksamkeit zu schenken als bisher.

Alte Stunde.

Von Wilhelm Melech.

Am Anfang meines Weges steht ein Haus,
Tief eingehüllt in eine alte Erde,
Und frohe Menschen gehen ein und aus,
Sie sehen zu: wie ich's beginnen werde . . .

Mein Weg hört leise eine Wunderweise,
Die aus dem Sinn mir steigt und vor mir geht
Und einen sucht auf ihrer weiten Reise,
Die Antwort klingt und mahnt wie ein Gebet . . .

Am Ende meines Weges steht ein Haus,
Da loht die Glut recht einsam in dem Herde,
Sie wärmt die Hände mir und schützt vor Graus
Und zeigt mir lebensfroh die junge Erde.



Frau Sanitätsrat Nora Niemer

starb am 2. Februar 1932 plötzlich und unerwartet. In ihr ist eine Frau von uns gegangen, die als Vorsitzende des Vaterländischen Frauen-Vereins vom Roten Kreuz, Zweigverein Prenzlau, des Frauen-Vereins vom Roten Kreuz für Deutsche über See und in der Zusammenarbeit mit dem Kreisverband Vaterländischer Frauenvereine in hingebender Treue und Liebe ihre ganze Kraft eingesetzt hat. Ihr hervorragendes Organisationstalent hat ihr diese Arbeit erleichtert. Schon seit Kriegsbeginn hat sie unermüdet in den ersten Reihen der Helfer gestanden. Die Arbeit für die Ziele des Roten Kreuzes war ihr besonders in den letzten Jahren zur Lebensaufgabe geworden, welche ihr sehr viel Freude machte. Sie wußte, wie groß die Not des deutschen Volkes ist, und hielt es für ihre Pflicht, dem Bedürftigen zu helfen. Sie hatte das volle Vertrauen aller ihrer Mitarbeiterinnen, die mit banger Sorge erlebten, wie sich ihre Kräfte in dieser aufopferungsvollen Nächstenliebe verzehrten. Unendlich großes persönliches Leid — der frühe Tod ihres Mannes und ihrer einzigen Tochter — und das Uebermaß an Arbeit haben dann dem durch jahrelange Krankheit geschwächten Körper ein viel zu frühes Ende gesetzt. In ihrer edlen Menschlichkeit und Herzengüte sei ihrer in Dankbarkeit gedacht.

Max Lindow — Martin Fischer.

Von Erich Baberowsky, Berlin. / Mit 2 Abbildungen.

Zwei Namen, wohlbekannten Klanges in Prenzlau und darüber hinaus in der Uckermark.

Zwei Männer, die sich gefunden haben, um gemeinsam dem Kinde, dem Menschen, jedweden eine Medizin in die Hand zu geben, die Sorge und Aerger vertreibt, die die Seele reinigt von der Schlacke des Tages — das Lied.

Lindow, der Schaffer des Wortes, Fischer, der Schöpfer des Klanges.

Und wenn in stiller Abendstunde irgendwo im Dorfe, auf der Straße, hin zum Feld, ein Lied von ihnen klingt, ein junger Mund sich leise einspinnt in den Klang der Töne, in die Weichheit und Sinnhaftigkeit des Wortes, dann haben sie ihren schönsten Lohn — das Lied wird vollhaft, wird Volkslied.

Und manch Liedlein klingt heute in der Uckermark von ihnen, das Freude schuf und Freude schafft.

Lindow ist aber nicht nur ein Liederdichter, sondern auch ein Erzähler von Rang. Das bunte Leben um sich herum hat er festgehalten, Pastor und Lehrer, Förster und Landwirt, Knecht und Magd, Handwerker, Frauen und Mädchen sich vorgenommen und von ihnen erzählt, von ihrem Leben, Lieben, Hassen und Neiden, von ihren Freuden und Nöten, von ihrem Leid und ihrem Handeln. Dann kommt die große Welt der Tiere, die ihn fesselt, der freche Spatz, der listige Fuchs, der treufelige Klapperstorch, aber auch die süß flötende Nachtigall, sie alle finden wir in seinen Erzählungen wieder.

Lindow, bewußter Vertreter des niederdeutschen Heimatgedankens, ist Schilderer der kleinen Welt, der Stille des Waldes, des Dorfes, der kleinen Stadt, jener Ruhe und Behaglichkeit, die uns Menschen von heute zu entgleiten scheint.

Aber Lindow ist ein ganz moderner Schriftsteller, er hat das Sehnen des hastenden Menschen erkannt; seine Geschichten sind kurz, klar geschrieben und tragen fast alle einen guten Schuß Humor in sich.

Wer am Tage hart und schwer arbeitete und nun ein wenig ruhen und dem Geiste Abzug geben will, der hat nicht mehr die starke Sammlung, lange Geschichten zu lesen. Die kurzen aber geben ihm Unterhaltungsstoff, und wenn sie ihm ganz heimlich noch die Pille der Heimatliebe versetzen, ihm vertraut machen, was er unbewußt fühlt, dann ist das Erzieherische, das jeder Schriftsteller fühlt, erreicht: den Leser beeinflussen, seiner Umwelt sich bewußt zu sein.

Lindow hat in weitem Umkreis gewirkt, hat dem uckermärktischen Platt wieder Freunde gewonnen, daß es wieder gern gelesen wird.

Er hat es aber auch gut, ihm ist die Gabe des Erzählens gleich doppelseitig in die Wiege gelegt worden, Vater und Mutter, beide konnten sie gut erzählen und fabulieren, und in den eigenen sechs Kindern, von denen unser Max das dritte war, hatten sie die besten Zuhörer. — Vater Lindow war Lehrer in Fahrenwalde. — Lehrer sein ist bei den Lindows überhaupt zu Haus: Vater und Großvater, Onkel und Vetter sind Lehrer gewesen, Max Lindow ist es, sein einziger Sohn steht als Lehrer an einem pommerischen Gymnasium schon in Amt und Würden. Was Wunder, daß da die Liebe zum Berufe der Leitfaden seines Lebens ist.

Er ist ein Lehrer von tiefster Wirkung auf seine Schüler, mit denen er gehen kann und denen er Berater und Freund ist, weit über die Schulzeit hinaus. — Es flog ihm einmal ein Brief ins Haus von einem Schüler, der 24 Jahre vordem in seiner Klasse eingeseignet wurde und inzwischen Offizier geworden war, seine Bücher gelesen hatte und ihm nun dankte für das Wachrufen an die Kinder- und Schuljahre. Immer war dieser Schüler Uckermärker geblieben, und Lindows Geschichten und Erzählungen hatten in ihm lebendig werden lassen, was im Laufe der Jahre doch nicht mehr so bewußt gefühlt wurde.

Lindow hat auch eine starke Gestaltungskraft. Das hat sich besonders einmal erwiesen in einer Erzählung „De Jäger un sien Hund“, wo er einen bekannten, alten Prenzlauer so beschrieb, daß die Bürger Prenzlaus ihn sofort erkannten. Da ist es dann passiert, daß ein Vater, am Fenster sitzend, rief: „Mudder, Mudder, kumm mol fir her, tief, doa kümmt de Jäger un sien Hund!“ — Ein Matrose, der auf großer Fahrt nach Japan gekommen war und dort die Geschichten nachgeschickt bekommen hatte, schrieb eine Karte: An den Jäger un sien Hund, Prenzlau, — und die Post fand den richtigen Empfänger.

Das alles ist Max Lindow: Schulmeister und Romantiker, Jäger und Beobachter, Schilderer und bewußter Pädagoge.

Geboren wurde Lindow am 26. Mai 1875 in Fahrenwalde in der Uckermark. Max Lindow hatte, wie das so geht, schon früh die Führerrolle über seine Altersgenossen. Da wurde getobt durch die weite, große Dorfstraße, wie weit und groß sie



Max Lindow. / Aufnahme von Marian Kaschubowski, Str. Dölln.

war, das konnte nur ein Kinderauge erfassen, und im schönsten Platt schnabbelten die Mäuler. Aber Lindow war schon hier nicht nur Stürmer und tobender Bengel, dem die Apfelbäume ans Hofenbein gewachsen waren, dem kein Zaun zu hoch, kein Wasser zu tief war, also so ein richtiger wilder Bursche; neben all diesem Jungenhaften kam das Sinnierende schon früh zum Durchbruch, denn zu seinen schönsten Erinnerungen gehört es, zurückzudenken an das Fahrenwalde seiner Kindheit, an die Pfarrberge, den alten Burgwall, um den sich Sagen spannen. Der alte Friedhof am Haupe mit seinen Kirschbäumen, teils war es die süße Stille des Gottesackers, teils waren es die Kirschbäume, der alte feste Turm der Kirche, haben sich wie ein Bollwerk der Jugend im Gedächtnis eingepreßt; sie waren die ersten mächtigen Eindrücke seiner Kindheit.

Dann begann das Leben seine ersten ersten Schatten zu werfen.

Lindow kam auf die Präparandenanstalt nach Joachimsthal, 1891. Hier blieb er zwei Jahre, lernte noch Fr. Brunold kennen, den feinsinnigen Lyriker, dem noch heute die Märter ein treues Gedenken bewahren. Brunold war damals ein stiller Mann, der täglich mit Blumen zum Grabe seiner Frau wanderte, ein stiller Mann, den die Enttäuschungen seines Lebens bitter gemacht hatten.

Viel ist Lindow hier umhergewandert, in der Schorfheide, am Werbellinsee; diese Wanderungen waren das Licht seiner Lehrjahre.

Die zweite Etappe war dann das Seminar in Prenzlau. Diese altehrwürdige Stadt mit ihren Türmen und Mauern und ihrem blauen Uckersee war ihm bald lieb und vertraut. Hier fand er auch das Mädchen, das er später heimführte; sie ist ihm nun schon durch 32 Jahre eine treue und verständnisvolle Lebensgefährtin.

Das erste Lehramt führte Lindow 1896 nach Brüßow, wo er 12 Jahre blieb. Hier ist er viel mit der Flinte durch das Feld geschritten, dabei wurde er der feinsinnige Tierbeobachter, als der er uns in seinen Büchern immer wieder entgegenritt. Die Tiere in der freien Natur wurden ihm Bilder landschaftlichen Zusammenhanges.

Was ihm selbst die Natur ist, das drückte er einmal schlicht aus:

„Ik geh so gárn alleen,
frühmorgens dorch de gröne Heid.“

So bei diesem Schweifen in Wald und Feld, im Angesicht der Weite der Welt sind ihm die Gedanken zugeflogen, haben sich ihm die Gesichten geformt, die er, nach Haus gekommen, bloß noch aufzuschreiben brauchte.

In Brüßow entstanden seine ersten Gedichte. Aber an 25 Jahre hat es gedauert, bis diese Mäusentinder in seinem ersten Büchlein „Bi uns to Hus!“ vorlagen. „Bi uns to Hus“, das war sein zweites Wort geworden — und an Fahrenwalde dachte er dabei — „wie war's da so schön“ — und so wurden diese Worte auch der Titel seines Buches.

1926 erschien „Affied van de Stroot!“, ganz den Tieren gewidmet (Verlag C. Vincent, Prenzlau).

1908 war Lindow nach Prenzlau gekommen, und nun ist er mit dieser Stadt verwurzelt und verbunden. 1933 kann er sein 25jähriges Jubiläum als Bürger dieser Stadt feiern.

Seine ersten literarischen Schöpfungen erschienen im „Cekboom“, dessen damaliger Schriftleiter — selbst ein beachtlicher Dichter — ihn zu immer weiterem Schaffen anregte.

Und so ist er geworden ein Kenner seiner Heimat, ihrer Menschen, der Natur, der er in ihren Stimmungen nachgegangen ist, in dem Auf und Nieder der Jahreszeiten und der Tage, ist verwurzelt in der udermärkischen Erde, die Kinderjahre sind die Ankerkette seiner Heimat- einwurzelung.

Im Mai 1912 gründete er mit Gleichgesinnten den Prenzlauer plattdeutschen Verein: „Unner'n Widenboom“, eine Vereinigung, die schnell wuchs, jetzt 100 Mitglieder aufweist und schon fast 200 Heimat- und Dichterabende veranstaltet hat; noch heute ist Lindow dort Vorsitzender, nun schon 20 Jahre hindurch.

Aus den Arbeiten dieses Vereins entstand dann Lindow eine Aufgabe, die er jahrelang in unermüdlicher Hingabe durchführte: Dorfabende zu veranstalten. — In über 60 Dörfern ist er Sonnabends eingekehrt, hat durch die Lehrer die Dörfler zusammengetrommelt, Pfarrer und Gutsherrschaft waren auch meist dabei. Ein Liedchen wurde gesungen, dann las Lindow: Ernstes — Heiteres. Da er aber, wie fast alle plattdeutschen Dichter, eine humorige Ader hat, so stand das Heitere im Vordergrund, und seine Hörer haben immer helle Freude daran gehabt. Manch einer bekam vor Lachen „Butwehdag“.

Und so sind es auch die stillen Dorfabende des Winters, an denen die Jugend gern etwas Theater spielt; für sie und ihre Freuden schrieb er die Theaterstücke: „De Pingstball“, „Meisterjön“, „Meister Kloof“, „De Lüdenstuw“, „Herzenbuer“, „Sans un de Kief“, een lustig Märchen- speel“, „De Piepershoff“.

Und all dieses entstand aus dem Kleinmosaik von Einzelerlebnissen, die er mit künstlerischem Verständnis aneinanderreicht, um so ein lebendig-wahres Bild zu schaffen.

Wie er erzählt, still, ohne Beschönigung, oft geht es aus ohne Klang, ohne Steigerung, schlicht wie das Leben ist, weil es Stückchen sind, aus dem wirklichen Leben geschöpft. Zuerst ist man etwas verduzt, fragt sich, was nun?, dann aber wirkt das Gelesene, die Gestalten werden lebendig, sie stehen vor uns, man atmet erdhafte Luft; das sind Menschen, das ist Heimatboden.

Was sich manchmal die Bevölkerung von einem solchen Heimatabend denkt, dafür die niedliche Frage: „Kleed sich de Mann of ut?“ „Nä!“ „Na, dann is dat of nücht!“

Eines Abends erinnert sich Lindow gern, wo er unterm Weihnachtsbaum einen solchen Heimatabend veranstaltete und alle beieinander waren wie eine große Familie.

Als er zu diesem Abend fuhr, kam er in der Bahn mit einem Bauern in ein Zwiegespräch. „Se sind doch Herr Lindow?“ „Ja!“ „Jo, if hew all öfter seggt, Se ward'n erst berühmt ward'n, wenn Se al lang dot sind.“

Anfang 1932 erschien sein Buch: „Sans Unrast!“ (Verlag Franz Schneider, Leipzig. 2,50 RM.)

Hier zeigt er das Leben eines Jungen auf dem Lande in seinem Tollen und Spielen, in seinem Werden und Wachsen. So schön ist diese Jugend, daß das Herz warm wird, wenn man in diesen Spiegel der Freude schaut. Das Buch ist hübsch illustriert, ist ansprechend, ein schönes Geschenk.

Jugendbücher ähnlicher Art sind:

„Sohnemann“, Verlag Julius Belk, Langensalza, hochdeutsch geschrieben, das Leben um eine Mühle herum mit dem Schlußkapitel: „Zur Schule“. So kam nun für den kleinen Sohnemann das Leben heran.

Mitte 1932 erschien im Verlag von J. Belk, Langensalza, als „Sohnemann“ 2. Teil ein neues Schriftchen „Müllerfriß“, das den Faden weiterspinnt.

Seine „Förstertinder“, auch Verlag Belk, auch hochdeutsch geschrieben; auch hier die Welt des Kindes in ihrer rührendsten Form, der unschuldsvoll verlangenden, die uns Erwachsenen den Begriff des Paradieses gibt, jenes Paradieses, aus dem uns die wachsende Erkenntnis ausschließt, nach dem wir immer die Sehnsucht im Herzen tragen. Rahmen des Lebens ist hier das Försterhaus, Betreuerin der kleinen Welt die Großmutter. Hier die Kleinen, dort die alte Mutter, sie beide an der Schwelle des Lebens, und, so zusammengehörend, letzter Glanz für den einen, erstes Leuchten für den andern.

Das kleine Büchlein macht froh.

Und dann „Zuchuuuuuuuuuuuu“ mit den 12 U hinten dran. Verlag Julius Belk. Das ist nun das Lustigste, es sind Kasperlestücke für die Schule. Na, und welcher Junge hätte nicht so gern ein bißchen Theater gespielt und gar den Kasper, der das Vorrecht des Knuffens und des Schubsens hat. Eingestreuete kleine philosophische Liedchen des Kaspers hat Musiklehrer E. Reichert, Prenzlau, in anspruchsloser, feiner Weise vertont.

Und was Lindow angefangen hat, das setzt er noch immer fort. Er muß schreiben, die Fülle der Eindrücke, die in ihm leben, frei machen.

Von seinen Gedichten stehen mehrere als Lernstoff in den Lehrplänen, in den Lesebüchern finden wir Proben seiner Dichtungen. Manches seiner Lieder wird auch in den Schulen gesungen, so sein „Ackermarklied“, „Suse, Suse, sus“ und das „Wannerlied“, alle von Martin Fischer vertont.

Neu erscheint in Kürze: „Das Sonnenaugenkind“ bei Belz, Langensalza.

* * *

Martin Fischer ist ein Mann, dem das Musikalische Lebensklang ist.

Mit seinem langen, wehenden Vollbart, seinem freundlich-gütigen Wesen hat er etwas Patriarchalisches, steht er in einer nüchternen Zeit wie die verkörperte Romantik.

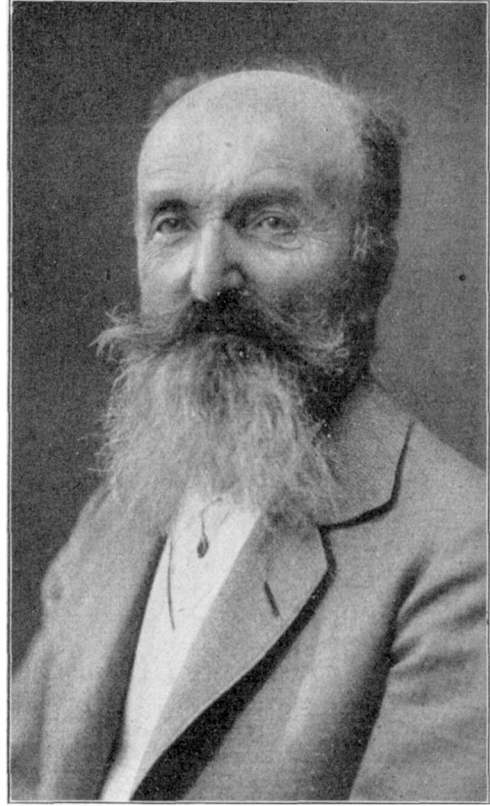
Romantik und Hingabe leben auch in seinem Innern. Dem Volkslied hat er im späteren Lebensalter seine ganze Liebe zugewandt, und manche Komposition, vornehmlich Lindowischer Texte, gibt Zeugnis davon.

Er hat es gut verstanden, sich in das Schlichte einfache volksliedhafter Weisen hineinzufinden. Das ist ein Grundstock, den er schon vom Vater hatte. Denn dieser sang mit Vorliebe Volkslieder, und die große Lebensaufgabe Fischers diente ja auch dem Gesang, wenn er auch in seinen Mannesjahren den Kunstgesang pflegte.

Fischer wurde am 21. Januar 1853 geboren in Stroppen in Schlesien, wird also im Jahre 1933 80 Jahre alt. — Sein Vater war Kantor und Organist, ein strenger Mann, der nur der Musik lebte und seinen Sohn Martin gewissenhaft anhielt, sich mit Musik zu beschäftigen. In Zauer, wohin der Vater versetzt wird, verlebte der kleine Martin seine Jugend. Die erste Bildung holt er sich beim Vater, dann kommt er auf die lateinische Bürgerschule.

Die musikalischen Neigungen zeigten sich schon früh bei Martin Fischer, wurde er doch schon als Knirps stimmführender Sopran im Kirchenchor. Hier wurde er, besonders an den hohen Festtagen, vom Gottesdienst gepackt. Tiefe Frömmigkeit, ein Grundzug seines Wesens, sie ist ihm bewußt geworden im weiten Raum der Kirche. —

Frühzeitig schon setzte er sich an die Orgel; das war nicht ganz leicht, denn die kleinen Beinchen von Jungmartin erreichten kaum die Pedale.



Phot. Vertuch.

Martin Fischer.

Damit der Kirchenchor sich immer auf der Höhe der singbaren Kirchenlieder halten konnte, gab Martin Fischer seinen Altersgenossen aus dem Chor Gesangsunterricht. — Das war recht schwierig, denn wenn er eben mit ihnen herumgetollt und dumme Streiche begangen hatte, sollte er ihnen kurz darauf Lehrer sein. Es ging aber doch alles besser als er dachte; die Autorität des Vaters stützte auch ihn.

Mit 12 Jahren — 1865 — kam er aufs Gymnasium. — Auch hier griff er gleich wieder zu den Menschen, sie waren von je seine Taster. Seine Mitschüler mußten mit ihm singen, musizieren, er wagte sich schon an kleine Kompositionen heran, fing auch an, sich mit der Harmonielehre zu beschäftigen.

1871 — 18 Jahre — bezog er in Berlin das Institut für Kirchenmusik. Eine Zeit ernster Arbeit begann; an diese Jahre schloß sich eine Studienreise, die ihn durch Süddeutschland, Italien und Oesterreich führte. 1876 — 23 Jahre — fand er seine erste Anstellung in Ludwigs-

hafen. Drei Jahre darauf — 1879 — kommt er nach Prenzlau. Hier ist er auch geblieben, seit nunmehr 54 Jahren. Bis 1913 wirkte er als Organist und Musiklehrer. Seine Schaffenszeit begann.

Er gab eine Liederammlung heraus für Schule und Haus, einen Leidfaden für den Gesangunterricht, schrieb auch ein größeres Werk: „Der Eibjee“ für Chor und Orchester.

1900 erhielt er den Titel Kgl. Musikdirektor.

Seine Idee war es, Prenzlau zum musikalischen Mittelpunkt der Uckermark zu machen. Er wollte uckermärkische Musikfeste einrichten, seine Pläne, wie er sie sah, scheiterten an der Unzulänglichkeit der Wirklichkeit. Raum und Geld waren zu knapp.

Aber seine Idee hat etwas so Bestrickendes, daß man sie nicht fallen lassen sollte, man müßte immer noch mal sie irgendwie durchsetzen.

Wir leben in einer Zeit der Freilichtbühnen, braucht man schließlich eine besondere Tonhalle, wenn das Geld dafür nicht da ist?

Mitten drin im Walde, an einer irgendwie geschützten Stelle der Landschaft, am See, könnte so ein Musikfest gehalten werden, seinen Ausklang finden, nachdem es vorher in St. Marien seinen Aufstakt hatte; zwischendurch auf dem Marktplatz Ansprachen und Sangesgrüße, und wenn dann am frühen Abend die Sangesgruppen sich in die verschiedenen Teile der Stadt verteilen und ihre kleinen Lieder singen, die auch dem Unmusikalischen einen Schimmer von Freude bringen, dann kann eine Stimmung geschaffen sein, die alle erfaßt und alle für das Lied begeistert. Hier wäre dann auch der Platz, das Lied heimischer Dichter und Tonsetzer zu singen. Die Kosten können durch Beiträge oder Sammlungen aufgebracht werden, denn sie sind nicht überhoch. Drei Tage dauert solch ein Fest, Pfingsten gäbe ihm die rechte Weihe und Massenstrom, alles ist in Feststimmung, und Prenzlau könnte dann für die Uckermark auch tatsächlich der musikalische Mittelpunkt sein, den Fischer sah und herbeisehnte.

Man soll nicht unterschätzen, wie solch ein Erleben nachhallt und sich verknüpft mit der Stätte, wo es eintrat, und mit den Menschen, die Mittelpunkt solchen Erlebens waren.

Richard Abel, Konrektor und Organist, der im Ruhestand in Berlin lebt, schildert solch ein Erleben, und wann? 50 Jahre später. — Doch mag Richard Abel hier selbst erzählen: „Im Jahre 1880 wohnte ich in Prenzlau der Aufführung von Anaders „Bergmannsgruß“ bei.

Des weiteren hörte ich in der Marienkirche zu Prenzlau auch einmal die „Schöpfung“ von Haydn. (Immer war hier Martin Fischer Dirigent dieser musikalischen Darbietungen. D. W.)

Aber das bedeutendste Werk, dessen Aufführung unter Martin Fischers stabilerer Leitung ich erlebte, ist die Fitgerische Dichtung „Marich“ für Soli, Chor und Orchester, komponiert von Georg Vierling. Auf Einladung meines Freundes Johannes Gaul (Gaul gestorben 1930) wohnte ich den letzten Proben und der Aufführung im Börsenhausaal bei. Die Aufführung war am Sonnabend, den 18. Februar 1882. Es war eine glänzende Leistung. So etwas hatte ich noch nicht gehört. Die Solisten: Sopran (Clitia), Alt (Sibilla) und Bass (Marich) waren aus Berlin verschrieben. Dazu die stattliche Kapelle des Infanterie-Regiments Nr. 64. Der Chor — etwa 70 Mitglieder — hatte große Aufgaben zu lösen. Es galt, sieben Chöre von gewaltigem Ausmaß zu bewältigen. Ganz besonders ist mir in Erinnerung der lebensvolle Chor: Hebt den Sturmbock hoch! Stoß um Stoß! — Ho Hallo! — Keine Intonation, deutliche Aussprache, sorgfältige Tonbehandlung in Dynamik und Rhythmik ließen wirkungsvolle Gebilde entstehen.

Den großen Schlußchor mit einer markanten Doppelfuge: Aufgang oder Niedergang, Gott wird alles Lobgesang! dirigierte der greise Komponist selbst. Donnerder Beifall, als Martin Fischer ihm den Taktstock reichte. Nach der Aufführung wurden beide durch Ueberreichung je eines Lorbeerfranzes geehrt.

Dankbar erinnere ich mich dieser Aufführung und mancher anderen durch Fischer.“

So lebendig und glutvoll schreibt ein Mann 50 Jahre später. Man könnte meinen, man läse eine Würdigung der Leistung nach eben gehörter musikalischer Darbietung.

Fischer hat von allen Instrumenten der Orgel sein Herz verschrieben. Im gewaltigen Hallenraum waren ihm die Töne Klänge aus einer anderen Welt.

So hat er auch in seiner einfachen, schlichten Frömmigkeit, die ihn Gott als seinen besten Freund, als seinen lieben Vater sehen läßt, das schwere Leid mit Ergebung getragen, daß ihm der Krieg einen seiner Söhne nahm. Drei Kinder, zwei Söhne, eine Tochter, waren seiner im April 1880 geschlossenen Ehe entsprossen.

Aus seiner stillen, schlichten Frömmigkeit entsprang auch die Liebe zum Volkslied, dieser

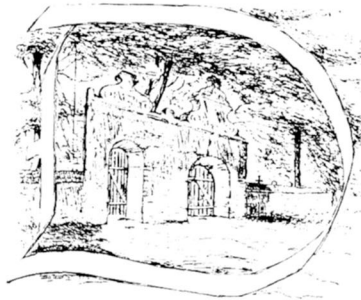
Rundgebung eines Volkes, das die Gefühle, die des Lebens Wechsel schafft, hier sich bewußt macht und durch die schmeichelnde Form musikalischer Untermalung idealisiert und versonnt.

Noch heute wandelt Fischer trotz seiner achtzig Jahre frisch umher, sein wallender, weißer Patriarchenbart ist schon von weitem für die Jugend

das Zeichen, daß Onkel Fischer kommt, denn für sie hat er Süßigkeiten in seiner Tasche.

Wir sahen hier zwei Männer aufgehen in einer Idee und sich vereinigen im Dienste einer Idee.

Die Idee ist aber das Tragende im Reiche der Entwicklung.

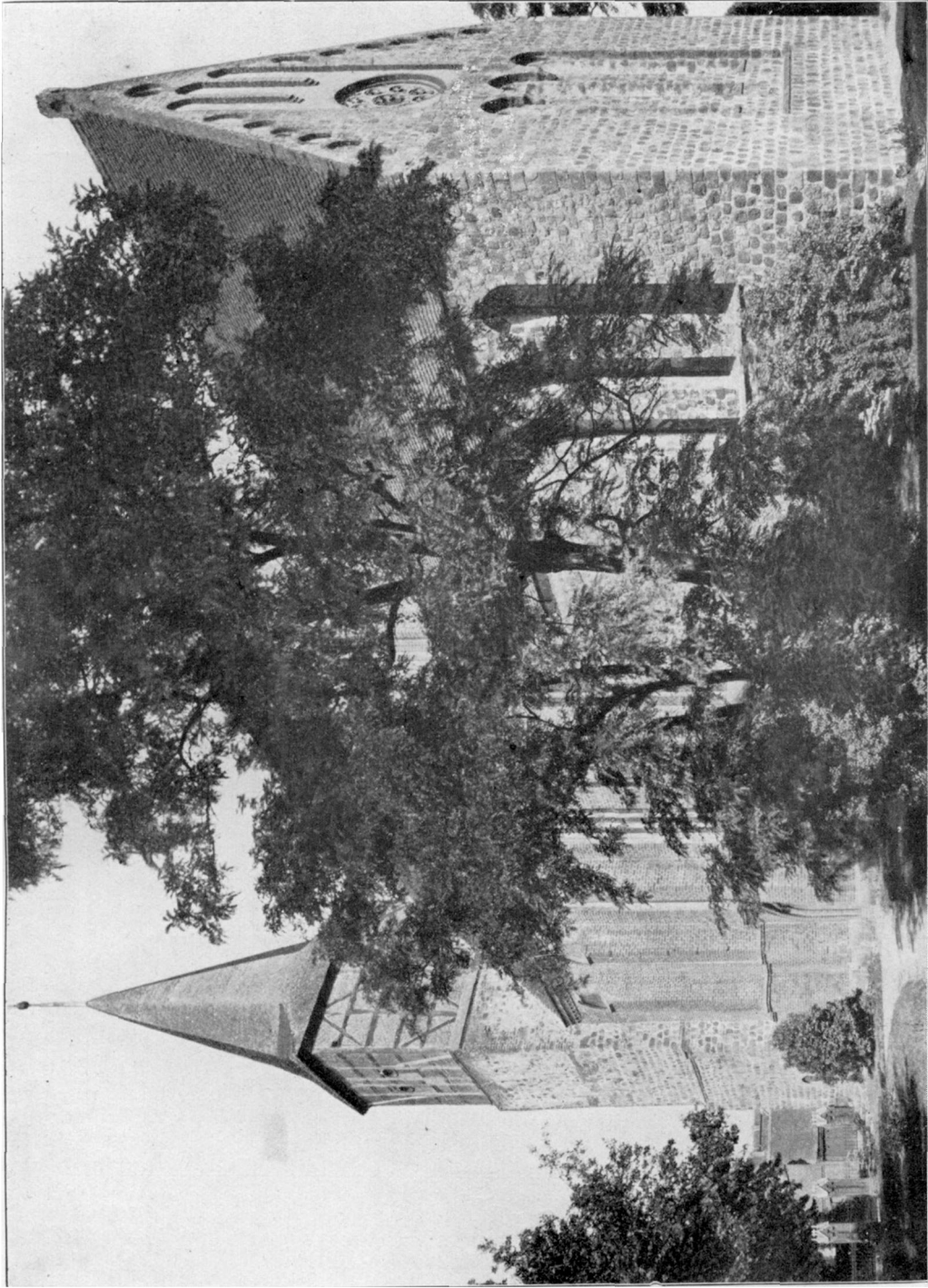


Die Glocke von Seelübbe.

Nacherzählt von Pfarrer Peters, Berlin-Schöneberg.
Zeichnung von Leo Wiese, Prenzlau.

urch das alte wunderschöne Friedhofs-Portal im Schatten riesiger Linden kommt man in den stillen Garten der Toten, in dem seit Jahrhunderten die kleine Kirche von Seelübbe treulich Wache hält. Vor alter Zeit gehörte sie zu dem Nonnenkloster in Seehausen. Mit ihrer Glocke steht sie aber wohl einzig in der Uckermark da. Man muß sich mal die Mühe machen und zu ihr in den Glockenstuhl hinaufsteigen. Dann erzählt einem der Führer, indem er ab und zu mit dem harten Knöchel seiner arbeitsgewohnten Hand auf das Metall klopft, ihre Geschichte. Vor langer, langer Zeit, als das Dorf und auch die Kirche von den Räubern, die die Mark durchstreiften, zerstört waren, kamen die ersten Bauern wieder ins Dorf. Sie fanden nichts als Ruinen und mußten ihren Unterhalt mühselig durch Fischfang im Uckersee, der noch bis an das Dorf reichte, erwerben. Eines Tages fanden sie in ihrem Netz ein merkwürdiges Ding. Halb Fisch, halb Mensch. Das war der Seekönig, der sich davon überzeugen wollte, ob die neuen Ansiedler nicht zu viel seiner Untertanen gefangen hätten. Voll Angst und Schrecken ließen die Kolonisten den Seekönig im Netz verwickelt am Ufer liegen, und zwei Tage jammerte und tobte er, ohne sich befreien zu können. Endlich am dritten Tag rief er den Bauern zu, er wollte ihnen alles geben, was sie haben wollten, nur sollten sie ihn befreien, er wäre schon schier vertrocknet. Nach langem Hin und Her einigte man sich, daß der Seekönig

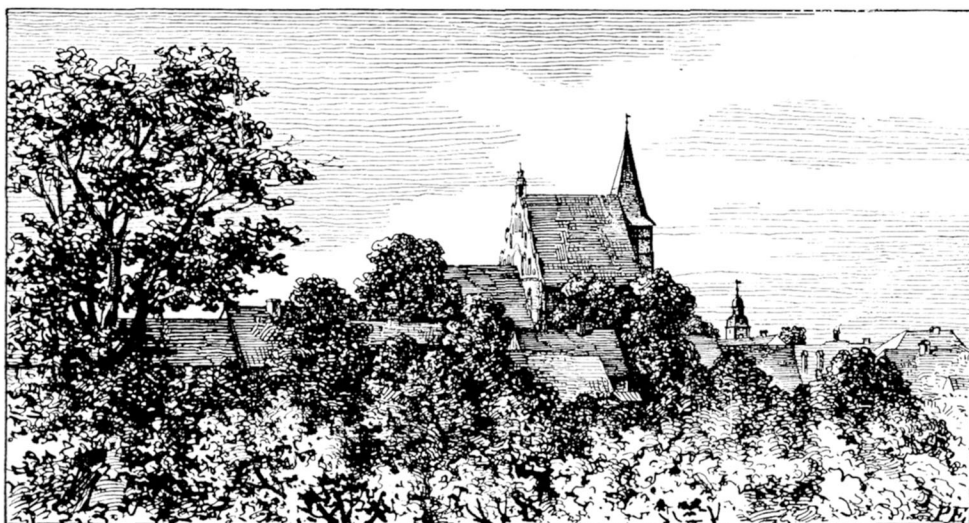
den Bauern die Felder trocken legen sollte und, damit man auch wüßte, daß er Wort hielt, sollte er ihnen gleich eine Glocke in ihre Kirche hängen. Auf der Glocke müßten aber der gekreuzigte Heiland und Johannes und Maria zu sehen sein. Das sollte auch gleich eine Probe sein, denn „kannst du son Paddenmul truhn?“ Nichtig, kaum hatte der Seekönig genickt, da kam aus den Fluten des Uckersees das glänzende Haupt einer Glocke hervor, und auch das Kreuz war auf ihr zu sehen. Nun durchschnitt man voller Freude, da der Seekönig die Wahrheit gesprochen hatte, sein fesselndes Netz und mit lautem Platsch, Platsch watschelte er zu den Fluten hinab. Mit Tohlen und Gelächter tobte die Jugend hinter ihm her: „Na'n See lop, na'n See lop“, riefen sie immerfort (daher hat das Dorf seinen Namen). Das hätten sie nicht tun sollen, denn dicht am Wasser drehte sich der Seekönig drohend um und zog den ärgsten Schreier mit sich in die Tiefe. Nun war große Trauer, und als man die Glocke aufhängen wollte, um sie zum Gedenken zu läuten, entdeckte man, daß der Netz sie doch nicht ganz richtig hatte herstellen können. Wohl war das Kreuz da, aber es fehlte der oberste Balken. Wohl waren Maria und Johannes auf der Glocke zu sehen, allein sie kehrten dem Kreuz den Rücken, und vom Gekreuzigten selbst fand man keine Spur. Erst allmählich im Laufe der Zeit kamen an der anderen Seite der Glocke seine Füße zum Vorschein, und man sagt, wenn der ganze Körper zu sehen ist, dann hätte der Seekönig seinen Groll fahren lassen und das Dorf könne vor seinen Heimtücken in Frieden leben. Aber darüber wird wohl noch lange Zeit vergehen.



Strasburg Am., Marienkirche.
Aus: „Die Kunstgemälde des Kreises Prenzlaun“.



Strasburg Am., Inneres der Marienkirche.
Aus: „Die Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlaw“.



Strassburg, vom Friedhof aus gesehen. / Aus: „Die Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlau.“

Kirche und kirchliches Leben in und um Strassburg in alter Zeit.

Von Dr. Werner Lippert. / Mit 8 Abbildungen.

Sankt Marien im Mittelalter.

Wo die Menschen der Vergangenheit schweigen und ihre Worte verstummt, ihre Schriften vergessen oder verschollen sind, da erzählen die Denkmäler und Dinge jener Tage um so beredter von der Vorzeit und ihrem Wollen und Vollbringen.

Wagemut und Schaffensfreude hatten einst jene Scharen von Siedlern aus ihrer westdeutschen Heimat geführt, nach Osten, wo sie eine neue Heimat suchten. Deutsche Dörfer wurden gegründet — in unserer Landschaft Falkenberg, Jüterich und ein dritter Ort unbekannt Namens, dieser wohl an der Stelle des heutigen Strassburg; so berichtet die Ueberlieferung. Die Zusammenfassung der drei Orte zu einer Stadt geschah vor 1250, wahrscheinlich in den vierziger Jahren des Jahrhunderts. Schon der Stadtplan jener Tage ist ein beredtes Zeitdokument: in einem Eckgeviert zum breit und geräumig angelegten Marktplatz, wo zur Seite des Wirtschaftslebens die weltliche Macht sich entfaltete, wurde ein ebenso großer Raum der geistlichen Macht übereignet: schon das ein Stück Mittelalter! Und nun fügte sich Stein zum Stein — ein kirchliches Bauwerk wuchs empor, erhob sich weit über die Stadt, ihren

Werttag und ihren Feiertag — so wie die Kirche auch die geistige Macht war, die in das Tun und Lassen jedes Stadtbürgers und in jede Gemeinschaft innerhalb ihres Mauerringes eingriff, sei es fordernd oder helfend.

Kein Jahrhundert seitdem hat vergessen, das kirchliche Bauwerk weiter auszugestalten oder doch zu erhalten, oft auch, zerstörtes wieder aufzurichten; aber die grundlegenden Leistungen und Gedanken gehören hier dem 13. Jahrhundert an. Aus jener Zeit stammen der heutige „Chor“ oder Altarraum der Kirche und das untere Mauerwerk des jetzigen Turmes. Nur als eine Vermutung sei es ausgesprochen, daß dieser Chor ein Teil der ehemaligen Kirche jenes Ortes gewesen sein könnte, auf dessen Grund und Boden man die neue Stadt errichtete.

„Bauhütten“ — Genossen- oder Bruderschaften, die von Ort zu Ort wanderten — pflegten solchen Bau zu fördern, auch Baumeistermönche gab es; denn das Wählen und Behauen des harten Felssteines wie das Planen und Errichten des Mauerwerks forderten Kenntnis und Erfahrung. Kraftbewußt wie das Wesen der Menschen jener Zeit und dabei ein wenig nüchtern gleich der Landschaft in der näheren und weiteren Umgebung, so wuchs dieses Werk aus

Zeit und Lebensraum heraus. Und noch heute stehen die drei wuchtigen Mauern des Chores da, errichtet aus wohlbehauenen, wohlgeschichteten Findlingen, aufrecht und schlicht — doch wohlgegliedert: jede durchbrochen von drei schlanken, hohen Fenstern, deren Spitzbogen, zugleich nach Weise der Frühen Gotik, noch etwas gedrückt anmuten. Die Radfenster an der Stirnseite erkennt man leicht als spätere Zutat; alt ist dagegen der Rundbogenfries auf der Südseite. Eine mittelalterliche Priestertür dort wurde vermauert. Alt auch sind oberhalb des Radfensters an der Ostseite die drei hohen Spitzbogenblenden und die beiden Reihen von je sechs kleineren Blenden an der Schräge des Giebels; im Verein mit der Fiale — dem Ziertürmchen auf dem First — erhöhen sie den Eindruck des Emporstrebenden.

So waren denn die alten Baumeister schon an diesem Teil des Kirchengebäudes mit Erfolg bemüht, den starren, massigen Stoff zu überwinden und ihr Werk von innen heraus über das Alltägliche zu erheben.

Wie Langhaus und Turm zu dieser Zeit und im Mittelalter überhaupt ausfahen, bleibt ungewiß; doch werden die Abmessungen nach Länge und Breite kaum wesentlich anders gewesen sein als heute. Im 15. Jahrhundert nun war die Stadt zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt, wofür mancherlei Anzeichen vorliegen. Jetzt ging man daran, das Gotteshaus auszugestalten und besonders das Langhaus so auszubauen, wie es im wesentlichen noch heute dasteht. Der Backstein, leichter zu formen, gab dem Bau sein besonderes Gepräge, und es entstand eine Hallenkirche — ein Bau mit drei gleich hohen Schiffen — die im Innern und außen noch weit Kühner emporstrebte, als es der Feldsteinerne Chor vermochte.

Die Hauptlast dieses Bauwerks ruht auf den in vier Jochen angeordneten gewaltigen Pfeilern im Innern, welche die lastende Schwere jeweils auf ein ganzes Bündel von Einzelsäulen, die „Dienste“, verteilen und so für das Auge ein gefälligeres Gleichmaß schaffen. Aus den einzelnen Diensten und ihrem Gesims wieder wachsen die schmaleren Gewölberippen empor, wie Nester aus einem Stamm, schließen sich in Sternform zusammen und bilden und tragen so ein Sternengewölbe, das nun auch der lastenden Decke ihre Schwere nimmt (den nicht gewölbten Chorraum schließt nur eine Balkendecke flach ab). So konnte es gelingen, die Außenwände des Baues ohne Gefahr und vielseitig zu durchbrechen, durch die Portale und vor allem durch Fenster, deren schlankte Höhe und Spitzbogen den Eindruck des

Erhabenen ebenso unterstreichen wie das steil aufsteigende Dach und die Strebepfeiler, welche den Druck an der Außenseite des Bauwerks auffangen. Maßwerk, in gotischer Art nach geometrischen Motiven gebildet, bekrönt die Fenster in ihrem oberen Felde.

Reiche Durchbrechung und Schmuck zeigt vor allem der Ostgiebel des Langhauses; auch hier hohe Fenster und jeweils als oberer Abschluß Spitzbogen und zierendes Maßwerk; das Radfenster ist auch hier neu. Freilich wurde dieser Giebel nicht voll durchgebildet; im oberen Teil behalf man sich mit Spitzbogenblenden und je drei allzu einfachen Fialen an der Dachschräge.

So zeugt dieses Bauwerk vom Geist der Zeit seiner Entstehung ebenso, wie es andererseits echte Heimatkunst ist, die nach Stoff und Eigenart aus der niederdeutschen Landschaft emporwuchs. Eigenwüchsig gibt sich der Chor; doch schon hier gelang es, spröden Baustoff zu beleben und zu befehlen. Vom Sieg über den Stoff, Vergeistigung des Dinglichen ganz im Sinne der Gotik, spricht das Langhaus, wo dieses Stoffliche in mannigfaltiger Weise überwunden und dabei eine klare Gesamtgliederung geschaffen wurde. Geist des Mittelalters und seiner Kunst atmen ebenso die fast übermächtigen Säulen im Innern, dessen Eindruck dennoch hell und einfach bleibt, der Backsteingotik gemäß, wie sie das Wahrzeichen des norddeutschen Neusiedlungslandes ist. Bezeichnend auch war der Gedanke des doppelten Turmes — mag schon hier selbst der ausgebaute Turm wohl nie zu voller Höhe gediehen sein, ebenso wie mancher unvollendete Turmriese der großen westdeutschen Dome. Denn Gotik heißt: Streben ins Unerreichbare, Erhabene, Jenseitige, Unendliche, Ewige, und ihr Geist spricht so noch immer aus den „steinernen Psalmen“ mittelalterlicher Kirchen.

Kirchliches Leben und Stiftungen im Mittelalter.

Es gehört zu den tieferen Lebensfragen aller Geschichte, daß sich in jedem Zeitalter eigene Spannungen und Gegensätze zeigen, welche die Einheitlichkeit im Wesen einer Zeit und ihrer Menschen zersprengen wollen. Und so steht der Richtung auf das Jenseitige im Mittelalter eine stärkere Freude am Diesseits gegenüber, die sich im Leben der Menschen damals überall zeigte und besonders auch in dem Gepränge der katholischen Kirche, welche jenes Zeitalter beherrschte. Bunter Kirchenschmuck, Aufzüge, Prozessionen und mancherlei Sitten, auch Schmausereien gehören daher mit zum Bilde des kirchlichen Lebens jener Zeit.

Treten wir zunächst ein in die Strasburger Pfarrkirche des Mittelalters! Zahlreiche Nebenaltdäre — wie sie sich in katholischen Kirchen noch heute finden — erheben sich in den Nischen; sie sind der Verehrung bedeutender Heiliger geweiht, deren Fürbitte dem Stifter wie dem, der sie in der Bedrängnis anrief, Erfüllung versprach. Fremd muten die Namen an; da gab es einen Altar des Heiligen Erasmus und einen des Heiligen Dionysius; beide waren Bischöfe und Märtyrer gewesen, jener in Italien, gestorben 303, dieser in Paris, gestorben 289, dann zum französischen Schutzpatron erhoben; die berühmte Abtei St. Denis (= Dionysius) bei Paris ist sein Grab. Der Gedenktag des Erasmus war der 2. Juni, der des Dionysius der 9. Oktober. Ein dritter Altar galt der Heiligen Katharina von Alexandria, die 307 als Märtyrerin starb; ihr war der 25. Oktober geweiht. — Und warum genossen gerade diese unter den zahllosen Heiligen des Mittelalters hier besondere Verehrung? Sie gehörten zu jenen „14 Heiligen Nothelfern“, die noch heute in der katholischen Kirche als besonders wirksame Fürsprecher gelten; man denke an den Wallfahrtsort „Vierzehnheiligen“ oberhalb Bamberg. Im übrigen hatte jeder dieser Heiligen seine besondere Bedeutung: Dionysius wurde besonders gegen Kopfleiden, Katharina gegen solche der Zunge und Erasmus gegen Viehkrankheit und Leibweh angerufen.

Ein vierter Altar war zu Ehren des Heiligen Nikolaus errichtet, welcher im 4. Jahrhundert in Kleinasien lebte — der 6. Dezember war sein Gedenktag —, ein fünfter galt den Heiligen drei Königen — der 6. Januar war ihnen geweiht —, ein sechster hieß der Altar des Heiligen Kreuzes oder Leibes Christi und ein siebenter Altar war der der Marien- oder Frühmesse; eine solche wurde an Sonn- und Feiertagen sehr früh und vor der Hauptmesse für Kirchenbesucher gehalten, die zu späterer Stunde vielleicht durch Arbeit verhindert waren.

Bedient wurde jeder dieser Altäre von einem Messpriester, auch Altarist oder Vicarius (= Stellvertreter) genannt, deren es somit außer einem Probst in der Stadt eine ganze Reihe gab; freilich nicht so viele wie in Prenzlau, wo 1543 die Zahl der geistlichen Personen 26 betrug, oder wie in Neubrandenburg, wo die Marienkirche nicht weniger als 39 Nebenaltdäre aufwies (1353 waren es 16 gewesen). Solche Nebenaltdäre, ob sie nun von einzelnen Personen oder Körperschaften gestiftet wurden, bedurften der laufen-

den Zuwendung und Verschreibung von Geld, Ländereien oder sonstigem Ertrag aus Liegenschaften, um den Altar und den Messpriester zu erhalten.

Außer diesen Nebenaltdären werden 1502 in Strasburg genannt „Twe Vicarien: Sante Laurentien und Sante Peter und Sante Paul, belegen in unserer Parkirche“, doch bleibt es ungewiß, ob es sich hier um Nebenaltdäre handelte oder um Stiftungen anderer Art; ausgestattet waren sie mit Ländereien und gewidmet dem Heiligen Laurentius oder Lorenz, der am 10. August 258 in Rom als Märtyrer auf glühendem Roß starb, und den Aposteln Petrus und Paulus, deren Andenten am 29. Juni gefeiert wurde. Stiftungen, auch ganze Kirchen unter dem Schutzpatronat dieser Heiligen gab es in Norddeutschland besonders viele, wie sich Stiftungen für die hier genannten Heiligen ebenfalls in den Städten rings um Strasburg wiederfinden. Indes kann die Angabe eines älteren märkischen Chronisten nicht zutreffend sein, nach der die Strasburger Pfarrkirche überhaupt dem Laurentius oder, wie es auch heißt, dem St. Spiritus oder Heiligen Geist geweiht gewesen wäre. Vielmehr ist der Name „Marienkirche“ für das Jahr 1502 einwandfrei belegt, und zwar in der gleichen Urkunde, in der jene beiden „Vicarien“ genannt werden: da verkauft Hans von Schwedten dem „Ehrjamen Rade tho Straßeborch und of Marien dem Gotteshauffe dat Feld im Lauenhagen und den drüdden theil an den dyck na der Kabelow“. Nur ein „Kirchenlehen Laurentii der Leinweber“ wird 1695 in Strasburg erwähnt, wie denn gerade die einzelnen Zünfte solche Stiftungen machten oder auch die Bruderschaften, die es in Strasburg sicherlich auch gab; das waren Genossenschaften von Geistlichen und Laien, die sich der Armenpflege widmeten und für Begräbnis und Seelenmessen ihrer Mitglieder sorgten, wie z. B. eine Leichenbruderschaft, der „Kaland“ genannt — weil sie am ersten des Monats, den „Kalenden“, zusammentrat — dessen Mitglieder für ihre Leistungen Ablass erhielten.

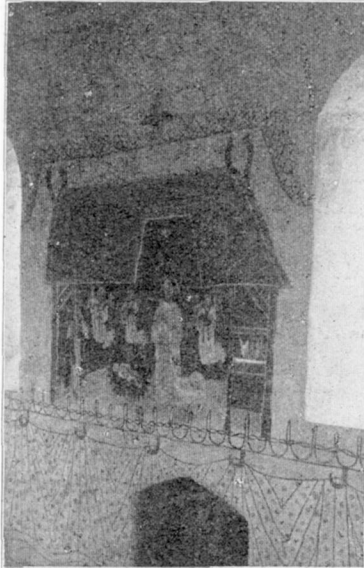
Solche Ablässe pflegte der Bischof auch zum Bau einer Kirche und zu ihrer inneren Einrichtung auszusprechen, wie auch der Landesherren öfter einzelnen Orten Hebungen auferlegte, wenn es galt, in einer Nachbarstadt ein Gotteshaus zu vollenden oder einen Altar zu errichten.

Von Reliquien und Bildern des Mittelalters in der Kirche zu Strasburg hat sich keine sichere Kunde erhalten, aber ohne Zweifel hat es deren gegeben, besitzt doch das Aker-

märkische Museum in Prenzlau mehrere Reliquienbehälter aus anderen Orten, ebenso eine Hostiendose. Für mittelalterlichen bildlichen Kirchenschmuck bietet die in der Nachbarschaft Strasburgs gelegene Kirche zu Dargitz bei Pasewalk ein vortreffliches Beispiel. Da ist, in mittelalterlich bunter Bildhaftigkeit, neben wohl gelungenen Bildnissen von Heiligen die Heilige Nacht

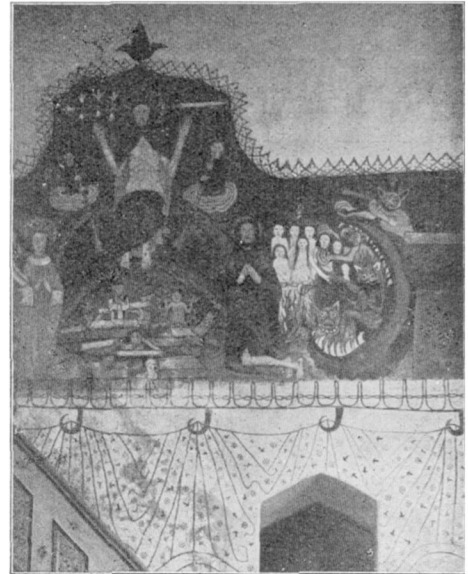
um das Seelenheil, dazu der Volksaberglaube in Stadt und Land: das alles gehört ebenso wie jene bildlichen Darstellungen der Heiligen- und der Heilsgeschichte zu der Eigenart mittelalterlicher Frömmigkeit.

Daher hielt man denn mit Stiftung und Vermächtnis auch außerhalb der Pfarrkirche nicht zurück. So werden in Strasburg drei Hospit-



Links: Christi Geburt.
Rechts: Weltgericht.

Zwei alte Malereien aus der Kirche in Dargitz bei Pasewalk. / Aus: „Mittelungen des Ufermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau“.



dargestellt, hier in ein leibhaftig ufermärkisches Bauernhaus verlegt mit seinem Fachwerk und riesigem Strohdach; nicht einmal die landesüblichen Giebelzeichen fehlen, auch nicht Ochsen und Esel der Legende. Dieselbe Lebenswahrheit atmet die Darstellung des Jüngsten Gerichts: Auferstehung, Himmel und Hölle, Teufel und teuflisches Wesen, die Verdammten durch Ketten zusammengehalten und schon von verzehrendem Feuer umlodert, fast behaglich hat die Phantasie des mittelalterlichen Malers Schauplatz und Personen dargestellt, je weiter sein frommer Sinn den Schrecken der Hölle fern zu sein hoffte. — Ähnlich wird man sich das Innere der mittelalterlichen Kirchen zumeist ausgeschmückt denken müssen, zu einer Zeit, als die Bibel noch nicht in den Händen der Gemeinde war und man nicht lesen konnte und als man nicht zu lesen brauchte und darum gedämpfteres Licht durch die bunten Schmuckfenster hereinfallen konnte. Um wieviel naiver aber war die Stellung des mittelalterlichen Menschen zu solchen Darstellungen! Der Teufel war dort an die Wand gemalt! Glaubte man ihn doch oft genug in Wirklichkeit am Werke. Furcht vor Tod und Teufel und Sorge

täler genannt, in denen christliche Liebestätigkeit an Armen und Kranken, einheimischen und fremden, geübt wurde. — An der Jüteriker, heutigen Mühlenstraße, nahe dem Tor lag ein Hospital mit Kapelle zu St. Sabinen; diese sollte 1691 das Gotteshaus der Reformierten werden, wurde jedoch nicht weiter ausgebaut; ein Kirchhof dabei wurde Armen-Friedhof, jedoch 1753 wegen Ueberfüllung geschlossen. Vor dem Jüteriker Tor befand sich das Heilige Geist- oder St. Spiritus-Hospital, erst im 30jährigen Kriege verfallen und im Anfang des 18. Jahrhunderts für Einheimische neu hergerichtet. Ein Hospital gleichen Namens gab es in Prenzlau und Pasewalk; das Pasewalker besaß Einkünfte aus Papendorf. Ein Rittergut „Sabinenkloster“ gibt es noch heute in Prenzlau. Ebenfalls vor dem Tor war gelegen das Georgen-Hospital für Fremde. Hospitäler dieses Namens — unter dem Schutzpatronat des Heiligen Georg oder St. Jürgen, eines Kriegsmannes und Märtyrers, der 303 starb und dem der 23. April geweiht war — wurden besonders im Zeitalter der Kreuzzüge angelegt, und zwar meist außerhalb des Mauerringes, da

sie für Reisende mit ansteckenden Krankheiten wie Ausfall, Pest, Rote Ruhr und Fleckfieber bestimmt waren. Noch in Akten des 18. Jahrhunderts werden dort in der Nähe genannt: „eine Wörlde bei der Kapelle“ und „ein Camp der Cämmerei bei der Jüteriker alten Kapelle, wenn man von Pajewalk kommt, linker Hand“.

Daß es Klosterniederlassungen in Strasburg gegeben habe — wie in Prenzlau, Pajewalk und Friedland —, davon findet sich eine einzige spärliche Kunde eines Chronisten um 1750, der angibt: „auch sollen Kloster hier gewesen sein, von deren einem man noch rudera (= Reste) zeigt“.

Im ganzen ein recht buntes Bild mittelalterlicher Frömmigkeit, in welchem diese oder jene Züge freilich allzu äußerlich anmuten und auf eine tiefgreifende Religionserneuerung hindrängen.

Reformation und Landeskirche¹⁾.

Die Reformation begründete das Landeskirchentum und übertrug dem Landesherrn weitgehende Rechte bei Durchführung der Religionserneuerung. Wanderprediger wirkten in der Mark. Evangelischen Gottesdienst, in dessen Mittelpunkt die Predigt trat, hielt man längst vor den allgemeinen Kirchensynodien; doch sollte die Predigt nicht über eine Stunde dauern. 1540 wurde die Märkische Kirchenordnung erlassen, welche die Grundzüge evangelischer Lehre, den Katechismus Luthers und Bestimmungen über Gottesdienste und Sakramente brachte. Das Führen von Kirchenbüchern ward 1573 angeordnet; die in Strasburg beginnen jedoch erst

1716. Die Visitation dort fällt bereits in das Jahr 1536.¹⁾

Mit Absicht ließ man zunächst manche alten Kirchenbräuche bestehen, „weil es nicht



Altes Casel oder Messgewand aus Strasburg.

Phot. Bertuch, Prenzlau.

¹⁾ Die folgenden Ausführungen stammen zumeist aus handschriftlichen märkischen Akten im Staatsarchiv.

ratsam schien, selbige wegen des gemeinen Mannes sogleich abzuschaffen, und man dafür hielt, diese würden mit der Zeit sich auch ändern.“ So heißt es noch 1736, den Predigern auf dem

Landes solle „mit guter Manier“ zugeredit werden, Chorröcke und Messgewänder abzulegen, die zum Teil sogar mit dem Siegel des Konsistoriums verschlossen worden waren. 1740 wurde das Tragen des Chorrockes oder Casels in der Kirche den Pfarrern wieder freigegeben. So werden denn auch die Messgewänder, die das Udermärkische Museum in Prenzlau aufbewahrt — ein Casel davon mit gesticktem Rückenkreuz ist aus Strasburg — nicht aus dem Mittelalter, sondern aus weit späterer Zeit stammen. Ähnlich erhielt sich die Sitte, Gebete, Segen und Einsetzungsworte des Abendmahles zu singen, was erst 1736 abgeschafft wurde. 1564 hören wir ebenso, daß bei einer Erbhuldigung Responsorien oder liturgische Zwiegesänge in der Prenzlauer Marienkirche gesungen wurden, und zu 1619 wird aus Strasburg berichtet: „Den 19. Augusti tritt Herr Martinus Krufenberg das Diakon-Ampt zu Strasburg an, indem er die erste Messe (wie es noch hier genannt wird) singet, darauff er am folgenden 29. September Hochzeit hält.“ Den Jahrestag der Heiligen Maria Magdalena aber feierte man in Prenzlau bis 1683, eine Sitte, die dann nur unterblieb, weil in diesem Jahre zwei Pfarrerkinder von einem Torbogen erschlagen wurden und man den Zorn Gottes fürchtete. Und wenn besonders die Landleute in der Udermark noch heute von „to Johanni“, „to Martini“ und „to Micheel“ reden, so ist das ebenso ein Nachhall aus katholischer Zeit, wie wenn man einst sagte, zwei Märkte in Strasburg fielen auf den Montag nach Margareten und nach Martini. Und ein letztes: bis heute und wohl bis in alle Zukunft spricht man, wie in Strasburg und Prenzlau, so in evangelischen Landen überhaupt von „Marienkirchen“. So hängt das Volk auch hier an altem Brauch.

Die Einwirkungen des landesherrlichen Regiments auf das kirchliche Leben verschärften sich im 17. und 18. Jahrhundert. Preussische „Staatsräson“ rief jedoch öfter den Widerstand der Geistlichkeit hervor. So weigerte sich der Geistliche Inspektor Malichius in Prenzlau 1652 standhaft, weltliche Erlasse von der Kanzel abzulesen, wie höheren Orts befohlen war, und erst 1711 wurde verfügt, daß nur „Ecclesiastica“ (= Kirchenfachen) von der Kanzel abzulesen seien; doch mußte in den Kirchen seit 1716 der Küster vor der Kanzel weltliche Verfügungen vor und nach dem Gottesdienst verlesen, was der Landreiter nachprüfte.

Geistlichkeit und Landesherr vereinigten sich zur Durchführung einer strengen Kirchenzucht; die Pfarrer predigten gegen Luxus und Böilerei

und legten dabei Gleichnisse oft sehr anzüglich aus, enthielten auch wohl unchristlichen Gemeindemitgliedern das Abendmahl vor, was übereifrige Geistliche (nach einem Aktenstück von 1603) bereits auf die angewandten, welche gekantzt hatten. Andererseits belegte ein Erlaß von 1714 jeden Pfarrer mit zwei Talern Strafe, der seine Predigt über eine Stunde ausdehnte; wie denn noch manche alte Sanduhr aus Kirchen in märkischen Muscen aufbewahrt wird, die ehemals anzeigte, wann die Stunde des Aufhörens der Predigt geschlagen hatte. Eine Hauptbedeutung besaß zu dieser Zeit der Katechismus: 1683 wurde befohlen, jeden Sonntag nach der Predigt Katechisation zu halten, und den Pfarrern dringend zur Pflicht gemacht, dabei jedes Wort auszuliegen.

Bei Taufen waren nur drei Gevattern gestattet, nachdem sich die Sitte herausgebildet hatte, deren eine ganze Anzahl zu bestellen — und ein Schneider in Berlin 1684 sogar dreizehn Juden zu Gevattern geladen hatte. Schon 1540 heißt es in einem Erlaß: „Es sollen in Städten nicht mehr denn 12 Frauen mitsamt den Gevattern zur Kindtauf gebeten werden, und soll ihnen nicht mehr denn ein Gericht, es sei an Fleisch oder Fische, Gladen oder Gebackenes, darzu Butter und Käse fürgetragen werden; doch daß die Frauen über eine Stunde nicht Mahl halten, sondern eine jede nach Ausgang einer Stunde von dannen wiederum in ihr Haus gehen“. Und ein anderes Edikt: „Bei Hochzeiten sollen des andern Tages die Totengräber, Hundepfeischer, Kuh- und Schweinehirten, Bierspänder und dergleichen die Hochzeitleute um ein Frühstück oder Brautsuppe nicht placken; es ist auch schimpflich, daß die Bettler und faule Weiber, die nicht arbeiten mügen, vor den Hochzeiten die Türen also vorlaufen und berönnen, daß oftmals kein freyer Gang vorhanden, da man aus- und eingehen kann.“ — So hatte denn Thomas Rangow, der Chronist des alten Pommernlandes, einst wohl nicht mit Unrecht geklagt: „Das Geld aber ist durchaus sehr freßig und zerisch und mag ihnen eine leichte Ursach fursallen, das sie große Unkosten thun. Dan wirt ein Kint geporn, so haben die Weiber iren Praß. Wan ein Hochzeit wirt, da pittet man Freund und Frombd zu, praßet drey, vier, fünff und bisweilen mehr Tag aus und aus und schenkt dem Preutigam und Braut nichts; und wirt offer der ganze Brautschack verpraßet. Item ist kein hoch Fest im Jar, als Ostern, Pfingsten, Weynachten, Fasnacht, man holt in den Stetten und Dorffern Bruder-schafft und Gilde bey acht und mehr Tagen, welchs alles mit Freßen und Sauffen aufgerichtet wirt. Also es thom einer zur Welt, und wan er

in der Welt ist und widder von der Welt scheidet, so muß gestlemmet und gedemmet sein.“

Bis zu welchen Merkwürdigkeiten sich jene Zeit gelegentlich verstieg, zeigen zwei Verfügungen; die erste stammt von 1731: „Kein französischer noch deutscher Kandidat der Theologie soll einhergehen wie ein französischer Abbe „mit Besen und kurzem Mäntelchen, seidenen Strümpfen, Tanzschuhen und gepuderten Perrücken wie die Müllerknechte.“ Ein andermal — 1696 — wurde es verboten, zur Weinersparnis Röhrchen im Abendmahlstisch zu benutzen, da manche so keinen Wein bekämen und ohne Wein vom Abendmahlstisch hinweggingen, was die Gefahr in sich berge, ins Papsttum zurückzufallen. —

Mag all das mehr die Außenseite von Religion und Kirche betreffen, bei welcher der Historiker gewiß nicht stehen bleiben soll, so zeigen sich dem Blick, der darüber hinweggleitet, doch überall landesherrliche Eingriffe — wenn auch in vortzerzieherischer Absicht nach patriarchalischer Weise — deren Formen dem Menschen des 20. Jahrhunderts oft sonderbar und allzu stark anmuten.

Der Kirchenbau in Strasburg seit der Reformation.

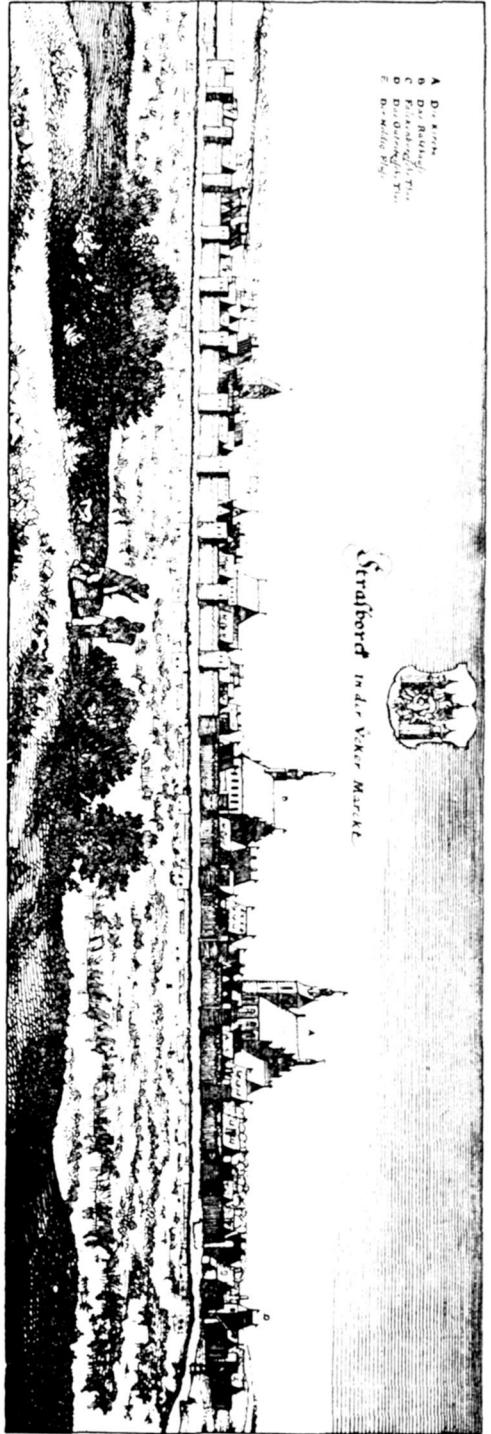
Das Kircheninnere erfuhr durch die Reformation eine grundlegende Umgestaltung: die Nebenaltäre wurden beseitigt und die Kirche mit Gefühl versehen. Die Gotteshäuser pflegte man neu einzuweihen. Im Chor nahmen jetzt die Ratsmitglieder Platz. Brustbilder von gewissen Geistlichen, Ratspersonen und Fürstlichkeiten hängt man 1593 auch in der Strasburger Pfarrkirche auf: ein anderer Zeitgeist herrschte gegenüber dem Mittelalter, wo der Chor den Priestern und Mönchen vorbehalten war — wie noch heute in katholischen Kirchen.

Der Kirchturm mit drei Glocken wurde am 22. Mai 1602 bei einem großen Brande zerstört, wobei die Orgel unversehrt blieb. Erst am 10. März 1617 begann Meister Elias Hartwig aus Friedland mit dem Neubau des Turmes, der am 7. Juni vollendet war. 75 Reichstaler betragen die Kosten. Das Stadtbild des Kupferstechers Merian aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zeigt, daß man damals eine erfreuliche Lösung der Turmfrage fand: als Abschluß des Turmes dient ein Satteldach und, zum Teil in dieses eingebaut, ein Dachreiter mit Laterne und Haubendach. Der Feldsteinteil des Turmes aber reicht bis zur vollen Höhe des Langhauses, so daß der ganze Turm wesentlich anders aussieht als heute. In dieser Gestalt überdauerte er die Schrecken des 30jährigen Krieges und damit eine

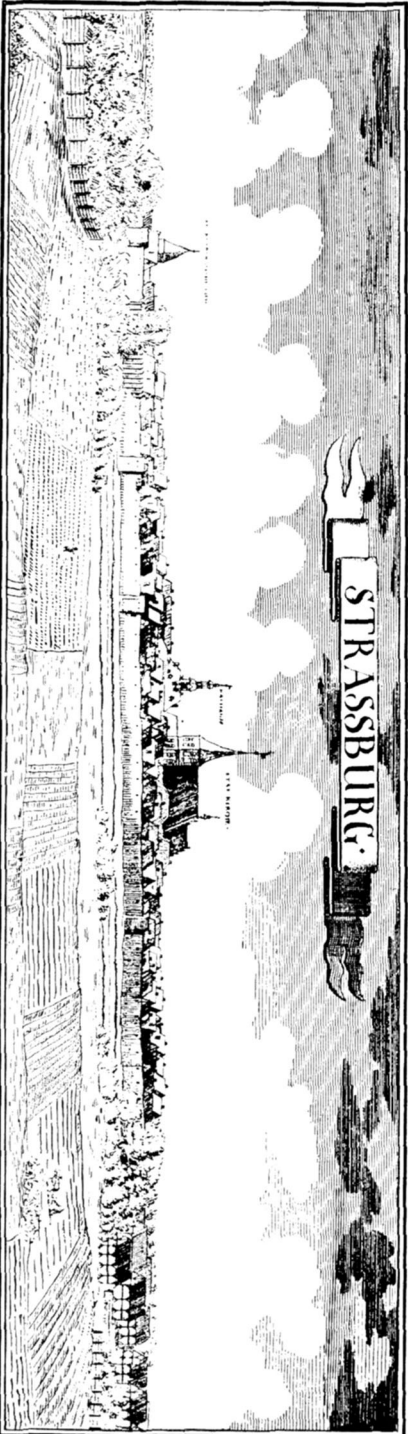
Zeit, in der viele Türme und Dachstühle von Kirchen rings im Lande vernichtet wurden. Am 8. Januar 1653 ward jedoch auch dieser Turm ein Opfer der Flammen, wiederum mit den Glocken. Ebenso wurde bei dem großen Brande kurz vor Pfingsten 1681 ein Teil der Kirche zerstört. Die Wiederherstellung fiel in eine Zeit der Not. Das zeigt jenes Bild des neuen Turmes, das Daniel Pehold im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts schuf: bis tief hinunter ist der Unterteil des Turmes notdürftig gestützt; niedriger Fachwerkbau dient als Glockenstube, ein gedrückter, spitz verlaufender Turm erhebt sich darüber. Es ist fast der gleiche Notabschluß, den der Kirchturm noch jetzt zeigt.

Im 18. Jahrhundert, als die Schäden des Großen Krieges allmählich wieder ausgeglichen waren, ging man an eine gründlichere Ausbesserung des Kirchenbaues, bei dem 1711 vor allem das Sterngewölbe im Schiff erneuert wurde, „welches zu undenklichen Jahren niedergelegen“ (so sagt ein Chronist). Im gleichen Jahre war eine Orgel mit 20 Registern vorhanden. 1717 wurde eine neue Kanzel und 1750/51 ein neuer Altar errichtet (ein früherer stammte von 1618), 1748 die verfallene Sakristei wieder erbaut. Eine Landbeschreibung weiß um 1750 in der Kirche zu benennen: ein Altarbild, darstellend Maria und sechs musizierende Engel, darüber ein Bild der Krönung, ferner Bilder der zwölf Apostel und sechs Darstellungen aus dem Leben Jesu; dazu eine Kanzel und eine Taufe aus Holz. 1761 wurde das Haus des Diakonen oder zweiten Pfarrers neu erbaut. 1744 schmolz der Glockengießer Heinze aus Berlin, der damals in Fürstenerwerder mehrere Glocken goß, eine „Große Glocke“ von 1689 um, tat mehr als 3 Zentner Glockenguß hinzu und schuf so eine neue Glocke, die zusammen mit der „Achter- oder Bürgerglocke“ ein gutes Geläut ergab. 1792 wurde eine dritte große Glocke beschafft — mit einem Durchmesser von 1,45 m — die reich verziert war. Damals war es in Strasburg üblich, daß beim Gewitter auf ein Zeichen der Großen Glocke die jungen Bürger verpflichtet waren, zu den Spritzen zu eilen, wie auch der Glockentreter bis zum Ende des Gewitters auf dem Turm bleiben mußte: eine Sitte, die auch durch den allzu preußischen königlichen Erlaß von 1783 wohl nicht beseitigt wurde, der das Läuten der Glocken bei Gewitter verbot, weil es „aus altem Aberglauben“ geschehe.

Nach der Weise der Zeit begrub man auch in Strasburg Geistliche und Standespersonen in der Kirche (wogegen der Prenzlauser Arzt Simon Herz in seinem „Versuch einer medizinischen



Stralsund. Ansicht nach Merian (erste Hälfte des 17. Jahrhunderts). / Quat: „Die Ruinenmaler des Reiches Preussien.“



Stralsund. Ansicht der Stadt nach Dehmel (um 1715). / Quat: „Die Ruinenmaler des Reiches Preussien.“

Ortsbeschreibung der uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau“ von 1790 aus gesundheitlichen Gründen eiferte), so den Bürgermeister Johann Rehb-berg, welcher 1603 „in der Kirchen gegen der Tauffe begraben wird“, ferner den Pastor Gedeon Lemchen, der 1621 „zur Linken des Altars“ beigelegt wurde, und 1725 den Bürger-meister Mauritius. Im 18. Jahrhundert spricht außerdem eine Kunde von einer Gruft, die sich unter dem unausgebauten Turm befinden soll. Ein Maurer hätte damals hinabsteigen wollen, sein Vorhaben jedoch als zu bedenklich auf-gegeben.

Nach einem Ausbau der Kirche 1823 schritt man Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu einer gründlichen Wiederher-stellung, die 1865 beendet war; auch die innere Ausstattungs stammt aus diesem Jahr. Der Kirch-turm wurde 1837 erneuert und Knopf und Wetterfahne vergoldet — im übrigen aber bei seiner Unvollkommenheit belassen. 1831 hatte man aus dem Metall zweier zerfprungener eine mittlere neue Glocke beschafft (im Gewicht von 60 Zentnern). Eine neue Orgel erbaute 1849 der Orgelbauer Kaltschmidt aus Stettin; sie wurde am Sonntag, den 16. September, eingeweiht, nachdem Richard Löwe, der bekannte Balladen-komponist und Organist an St. Jakobi in Stettin, sie tags zuvor abgenommen hatte. Am Nach-mittag des gleichen Tages fand unter Löwes Mitwirkung ein Kirchenkonzert statt.

So gibt es denn kein Bauwerk und auch keine Einrichtung der Vergangenheit und Gegen-wart in Strasburg, die selbst nur annähernd ein so wechselvolles Schicksal erlebt und eine so bunte Geschichte aufzuweisen hätten wie die Kirche. Auf Jahrhunderte schaut sie herab. Der trotzige Feldsteinchor aus dem 13. Jahrhundert, der schmuckhafte Backsteinbau aus dem 15., der Not-bau des Fachwerkturms aus dem 17. Jahrhun-dert: drei Zeitalter spiegeln sich darin, so ver-schieden in ihrer Art wie diese drei Teilbauten selber.

Die Nachbarstadt Prenzlau feiert in wenigen Jahren ihr 700jähriges Bestehen — die Grün-dungsurkunde von Strasburg ging verloren. So wäre denn hier wohl das Jahr 1250 als Gedenk-jahr zu Grunde zu legen, zumal 1250 das Ucker-land nach langen Kämpfen märkisch wurde. 1950 wird dann auch St. Marien das Fest ihres 700-jährigen Bestehens feiern können, als ein althehr-würdiges Denkmal, zu dem noch in ferne Zeit viele Menschenalter aufblicken werden, wie unge-zählte Tausende der Vergangenheit zu ihm auf-schauten. So reichen sich Vergangenheit, Gegen-

wart und Zukunft hier die Hand, wie nur je in der Geschichte.

Die Verwaltung des Kirchenwesens in Vergangenheit und Gegenwart.

Strasburg gehörte bis zur Reformation zum Bistum Cammin, wie denn das Ucker-land, ursprünglich dem Bistum Brandenburg unterstellt, bereits im 12. Jahrhundert dem neu-begründeten Cammin zugewiesen wurde. Dieses Bistum reichte südwärts etwa bis zu einer Linie von Feldberg zum Grimnitzsee und einer zweiten von dort zum Zusammenfluß der Welse und Randow und weiter bis zur Oder (so daß das uckermärkische Greiffenberg noch zu Cammin zählte). Längs der Grenze zwischen der Mark und Mecklenburg-Strelitz aber verlief die des Bistums Havelberg, so daß in diesen Gegenden drei Bistümer zusammenstießen: Feldberg ge-hörte bereits zum Bistum Brandenburg und Woldegt zum Bistum Havelberg.

Das Verwaltungsbuch des Bistums Cammin ist erhalten; darin finden sich aus dem 15. Jahr-hundert u. a. die folgenden Eintragungen (in Uebersetzung des lateinischen Textes): „In Gegen-wart des Präpositus, der Bürgermeister und Ratsherren der Stadt Strasburg wurde in der Vikarei der dortigen Pfarrkirche am Altar des Heiligen Kreuzes wegen des Todes Nikolaus Krufes Herr Georg Hellewich als Priester ein-gesetzt“ (18. November 1492). „Christian Cadouw wurde in Gegenwart des Bürgermeisters und der Ratsherrn in die durch den Tod des Herrn Nikolaus Herteslewe in der Pfarrkirche freie Vikarei eingesetzt“ (3. Januar 1493). „In Gegenwart der Herren Gerhardt und Johann von Swachten wurde in der Pfarrkirche in die durch den Tod des Herrn Heinrich Kerhoff freie Stelle Johann Gilow, Canonikus aus Stettin, eingesetzt“ (24. Oktober 1493). Offenbar hatte die Stadt Strasburg an einem der Altäre in der Prenzlauser Marienkirche das Patronatsrecht, so daß die Einführung eines Priesters am 30. März 1493 dort ebenfalls in Gegenwart von Strasburger Ratsherren geschah.

Das geistliche Amt war zu jener Zeit eine Pfründe mit oft reichen Einkünften, mochte auch der Klerus wieder zu Abgaben an den Bischof verpflichtet sein, der zudem die Erträge aus dem Geistlichen Gericht besaß. Dazu war aller Landbesitz der Kirche, mit welchem Dörfer und Städte bereits bei ihrer Anlage ausgestattet wurden, im Mittelalter gleich den Ritterhufen abgabefrei.

Nach der Reformation diente der kirchliche Grundbesitz zur Unterhaltung des Gotteshauses

und der Schule sowie zur Ausstattung der kirchlichen Aemter. Bei den Visitationen wurden die Einkünfte der Geistlichen neu festgesetzt — ebenso das Gehalt des Organisten für das „Schlagen“ der Orgel — und der „Gemeine Kasten“ begründet (auch Kirchen- oder Gotteskasten, später Salariantasse = Befoldungskasse genannt). Laut Verordnung von 1698 genossen die Pfarrer der Prenzlaue Inspektion Freiheit von Ziese und Aecise, was jedoch später eingeschränkt wurde.

Ein Teil der Einkünfte des Pfarrers bestand in Naturalien. So standen dem Pfarrer in Gramzow 1592 von jeder Hufe zwei Ostereier zu und zu Weihnachten aus jedem Hause eine Brautwurst, von der es aber heißt: „Die theilett er mitt dem Kuster“. In Pöglow erhielt der Küster Butter und Käse aus jedem Haus. Ein Teil dieser Gaben beruhte allerdings auf dem guten Willen der Geber, wie denn manche solche „alte Obervanz“ oft erbittert umstritten war, so die Brautsuppe, von welcher Sekt, der Geschichtschreiber von Alt-Prenzlau, sagt: „Auch die Prediger auf dem Lande erhielten vordem die Brautsuppe in Natura, wie denn noch ein vormaliger Prediger in Pöglow so genau auf diese alte Gewohnheit hielt, daß er nicht eher traute, bevor ihm nicht die Braut selbst die Suppe in die Sakristei gebracht, wo er sie noch vor der Traue verzehrte.“ — Endlich entschädigte man den Pfarrer auch für das Briefschreiben, wofür er jedesmal einen Groschen erhielt.

Die Pfarrhufen gelang es vielfach dem Adel an sich zu bringen oder gar zu verkaufen oder doch gegen geringe Pacht unter dem Pfluge zu behalten; oder das bessere Pfarrland wurde gegen schlechteres eingetauscht. So wird z. B. um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus Herzfelde in der Uckermark geklagt, das Pfarrland sei „schlecht und an schlimmen Örtern“, so daß das Sprichwort Recht habe: „Pfarrland liegt vel montibus vel paludibus vel in arena vel in via“, d. h. am Berg oder im Sumpf oder im Sand oder auf dem Wege: ein Seitenstück zu jener uckermärktischen Redensart, die ehedem beim Wurfstopfen auf dem Lande gelegentlich umging: „Immer rin, is Preesterwohl!“

Aus Strasburg ist erwähnenswert, daß der Pfarrer noch im 16. Jahrhundert jedesmal den ersten Korb Fische erhielt, so oft im Lauenhagener See gefischt wurde; außerdem hatte er die Kohnnutzung zur Deckung der Pfarrgebäude. Sodann war dort nach dem Kirchenetat von 1798 bis 1803 noch „aus alter Obervanz“ „Hufenzins oder Kanzelpacht“ zu entrichten, und zwar von 54 Jüteritzer, 49½ Falkenberger und 94 Alt-

städter Hufen insgesamt 113 Taler (auch zahlten 2 Jüteritzer, 8 Falkenberger und 16 Altstädter Hufen 13 Taler an die Kämmererei: ein Rest des alten Zehnten oder Hufengeldes, das im Mittelalter die Laien zu geben hatten und das auch urkundlich an einen Dritten übertragen werden konnte. Dazu kam auf dem platten Lande durchweg die Verpflichtung der Bauern zum Pflügen des Pfarrlandes, zu Holzfuhren und zur Schafschur auf des Pfarrers Wirtschaftshof, den dieser entweder selbst bewirtschaftete oder durch einen „Colonus“ bewirtschaften ließ.

Kirchenländereien führten auf den Feldmarken oft besondere Namen, deren in Strasburg noch zur Zeit der Separation mehrere lebendig waren: so die „Hilkenländer“ = Heiligenländer (vgl. Hilligentlei = Heiliges Land), ferner ein „Kirchenwerder“ auf dem Falkenberger Feld, das „Inspektorbruch“ (beim heutigen Jugendheimplatz), das zum Pfarrland des Geistlichen Inspektors (heutigen Superintendenten) gehörte, der „Priestergaben“ und endlich der „Papendiek“ am Hellteich (= Pfaffendamm); diese beiden Landschaftsnamen gibt es auch in Prenzlau.

Das Patronat der städtischen Pfarrkirchen pflegte der Landesherr bei der Reformation dem Magistrat zu übertragen. Es schloß das Recht ein, Aemter zu besetzen, und die Pflicht, das Kirchengebäude zu erhalten. Im Mittelalter besaß über einen Nebenaltar in Strasburg der Landesherr das Patronat, über deren drei der Magistrat, während das Patronat über die anderen Privatpersonen zustand, d. h. wohl jeweils dem, welcher den betreffenden Altar gestiftet hatte. Seit der Reformation stand dem Magistrat das Kirchenpatronat nur zur Hälfte zu; er war nur „Compatronus“ (= Mitpatron); er berief den Diaconus, auch den Kantor, den Organisten und den Küster, den Geistlichen Inspektor aber der Landesherr. Die Kirchenrechnungen prüfte der Magistrat im Beisein des Geistlichen Inspektors nach und wählte einen Kirchen- und einen Oberkirchenvorsteher aus dem Rat, der einen Schlüssel der Kirchenkasse hatte, so daß ohne sein Beisein kein Geld herausgenommen werden konnte. 1740 gehörten die Stadtuhr auf dem Kirchturm, die Orgel und ein Gestühl im Chor der Stadt. Ein Streit zwischen Magistrat und Kirche wurde 1725 dahin entschieden, daß der Magistrat den Gewerken kein Kirchengestühl zuweisen und die Gewerke für die Sitze im Chor kein Geld nehmen durften; wer einen Kirchenstand besäße, der dürfe auch Kinder und Dienstboten darauf gehen lassen, „ohne daß

die übrigen etwa anwesenden Weiber solches verhindern sollen!“

Die Evangelische Kirchengemeinden- und Synodalordnung von 1873 entzog dann dem Magistrat als bisherigen Mitpatron die Verwaltung des Kirchenvermögens und übertrug sie dem Gemeindefircherrat und der Gemeindevorsetzung. Andererseits übergab das Zivilstandsgesetz von 1874 die Führung der Standesregister den vom Staate bestellten Standesbeamten und machte die Einrichtung von Standesämtern nötig.

Schien der Kirche einst gelegentlich die Gefahr zu drohen, daß sie zu einem Teil der Staatsverwaltung wurde, so brachten die Jahre 1918/19 mit der Trennung von Kirche und Staat einen vollkommenen Wandel und stellten die Kirche auf sich selbst. In Artikel 137 der Reichsverfassung heißt es: „Es besteht keine Staatskirche. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig. Sie verleiht ihre Ämter ohne Mitwirkung des Staates und der bürgerlichen Gemeinde. Die Religionsgesellschaften sind berechtigt, auf Grund der bürgerlichen Steuerlisten Steuern zu er-

heben.“ Das bedeutet für die Kirche: Freiheit vom Staat auf der einen — Kampf um die Selbstbehauptung auf der andern Seite. Und so wie der Staat heute eine Lebensform ist, in welche der Staatsbürger sich einordnen soll — nicht der er sich lediglich unterzuordnen hätte — so gibt es nun auch eine Evangelische Volkskirche und ein Evangelisches Kirchenvolk, dem im Rahmen der Synodalverfassung Recht und Pflicht zur Mitarbeit bei der Verwaltung des Kirchenwesens obliegt — ebenso wie dort dem Staatsbürger im großen Ganzen des Staates.

Wer aber Sinn und Bedeutung dieser Tatsache recht begreifen will, dessen Blick muß sich mit Notwendigkeit rückwärts richten, in jene Zeit der preußischen Landeskirche, in welcher der Landesherr als „summus episcopus“, als Höchster Bischof galt — wenn er nach Luthers Wort auch nur ein „Notbischof“ war — und von der darin beschlossenen Gebundenheit (wie sie zum Teil im vorstehenden gekennzeichnet wurde) noch weiter zu der um vieles stärkeren Gebundenheit des katholischen Mittelalters.

Geschichte hilft also auch hier die Gegenwart erst recht verstehen.

Es ward auch mir die Seele grau — —

Von Ernst Ziemendorf.

Es ward auch mir die Seele grau
So oft vom Alltagsstaube.
Dann strich ihr Flug so laß und lau,
Und arm ward da der Glaube.

Der flürend sich emporgewagt,
Den Himmel aufzuschließen,
Der landete, geduckt, verzagt,
In düstern Schuldverließen.

Doch immer noch, wenn sie erschläft
Erdwärts war abgetrieben,
Ist müder Seele letzte Kraft
Zum Schrei nach Gott geblieben.

Dann kam das Leid; es machte frei
Den Fittich, staubgebunden,
Und lehrte mich, daß Gnade sei
Ein Kreuz mit Weh und Wunden.

Die Seele hob sich, neu gestrafft,
Zum Flug aus Erdenbanden
Und schwang sich auf voll Glaubenskraft
Und — mußte wieder landen.

Doch, wenn sie dann, verzweifelnd schier
Sich fand am Boden liegen,
Sprach Gott sein helfend Wort: „Laß dir
An meiner Gnade genügen!“

Pfarrer Ernst Walter

ise am 13. Mai 1932 in die Ewigkeit abgerufen. Am 14. August 1890 als Sohn des Pfarrers Walter in Beveringen (Prignitz) geboren — sein Großvater war Superintendent in Gramzow Am. —, war er Schüler des Joachimsthalschen Gymnasiums und übernahm nach vollendetem Studium, nach beendigem Weltkriege das Pfarramt zu Zützen. Von dort wurde er nach Prenzlau berufen und 1926 in St. Sabinen eingeführt. — Ueber das Wirken des Vollendeten hat Superintendent Biederstaedt in der Tagung der Kreisynode am 27. Mai 1932 von Vorstandswegen berichtet, wie folgt: „Wir kommen von dem frischen Grabe des Pfarrers Walter an St. Sabinen, den wir am 17. ds. Mts. auf dem Friedhofe hier selbst zu seiner letzten Ruhe bestattet haben; sein früher Tod trifft nicht nur seine Witwe, seine jungen Kinder im Alter von 10 und 8 Jahren, nein, er trifft aufs schmerzlichste auch seine Gemeinde, uns alle, den ganzen Kirchenkreis. Ueber die Grenzen seines Pfarrsprengels hinaus hat der Vollendete erwecklich, anfeuernd, zündend, aufbauend gewirkt; sein wuchtiges Wort, seine packende Art, sein entschlossenes Wesen, sein starker Wille zwangen die Herzen in seinen Bann und rissen sie hin zu entschlossenen Gelübden, zu entschiedenem Tatwillen. Eine geborene Führernatur, so steht er uns vor Augen, ganz fromm, kerndeutsch, immer aufrecht. — Die Jugend hing ihm an, er hatte sie ganz in seiner Gewalt. Er hatte immer etwas an sich



von dem kühnen Feldsoldaten, der er im Weltkriege war. Wie gern sah ich ihn im Lutherrock mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse! Er war eine ausgesprochene Luthernatur, mit Luthers unüberbietbaren Worten hat er allezeit den Herrn Christum verkündigt. „Hier gut lutherisch allewege“, das war seine Losung: „Wir sind hier evangelisch bis ins Herz, wir sind hier protestantisch bis auf die Knochen, wir sind hier deutsch bis ins Mark.“ — In der Schule eines qualvollen Leidens hat ihn unser Herr zugerichtet für seinen Abschied, für seinen Heimgang. „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet.“ Geprüft und bewährt, so rief ihn Gott ab. — Schier unübersehbar war der Zug der gewaltigen Trauergemeinde, als wir seinen Leib zu Grabe geleiteten: — ein lechtes Zeugnis, eine wirkungsvolle Demonstration für unsere Kirche.“

Der Kirchenkreis Prenzlau I widmete ihm in den Zeitungen folgenden Nachruf:

„Unser Herr hat den
Pfarrer Ernst Walter
an St. Sabinen heimgesucht.“

Wie kurz auch die Zeit, die hier zu wirken ihm vergönnt, so reich doch der Segen, den er aussprechen durfte.

Christi Geist war deutlich, war spürbar mit ihm. Jesu Kreuz ist Gnade, Trost, Lohn und Friede.“

90 Jahre Sparkasse des Prenzlauer Kreises.

1. Juli 1842 — 1. Juli 1932. / Von Kassendirektor Mikhaff.

„Um den Sinn für Sparsamkeit bei der ärmeren, insbesondere bei der dienenden Klasse dadurch zu wecken, daß derselben Gelegenheit verschafft wird, ihre Geldersparnisse, wenn solche auch höchst gering sind, mit völliger Sicherheit, Zinsen tragend, bei stets freistehender Verfügung darüber, und unter möglichst vermiedener Bekanntwerdung des Ersparten, unterzubringen und sich so ein Capital zu sammeln, welches bei Verheirathungen, bei Etablierung eines Geschäftes oder im Alter und in Fällen der Noth eine erwünschte Hülfe gewährt, ist unter der Garantie der Stände des Prenzlauer Kreises und unter specieller Aufsicht des Landraths desselben, und eines aus Mitgliedern der Stände gewählten Curatorii eine Sparkasse für den Prenzlauer Kreis unter nachstehenden Bedingungen errichtet.“

Das sind die Einleitungsworte zu dem ersten Statut für die Sparkasse des Prenzlauer Kreises. Die Gründung derselben ist auf den Beschluß der Kreisstände des Prenzlauer Kreises vom 29. 10. 1841 zurückzuführen.

Das historische Dokument trägt die Unterschriften von Angehörigen alteingesessener Familien im Kreise Prenzlau, wie

v. Stülpnagel-Dargitz, Landrat des Kreises.	Graf Schwerin auf Wolfshagen.	Aug. Richter auf Augustfelde.
v. Stülpnagel-Rollwitz.	Herz auf Schmarfow.	von Winterfeld auf Damerow.
v. Wedell-Görich.	Arnold v. Kabe.	A. v. Winterfeld auf Menfin.
von Arnim auf Woddow.	von Winterfeld auf Kutzerow.	C. v. Holtendorff auf Jagow.
Schulz aus Bergholz.	Schulz, Bürgermeister zu Prenzlau.	Grabow, Schulz, Bürgermeister zu Strasburg.
	Weidemann, Schulze in Köpersdorff.	Schulze aus Malchow.

Die Allerhöchste Kabinetts-Ordre lautet vom 16. 2. 1842, die Bestätigung des Herrn Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg ist am 17. 3. 1842 ausgesprochen worden. Nach § 1 der damaligen Satzung ist die Einrichtung mit dem 1. Juli 1842 für die Benutzung des Publikums freigegeben worden. Am 1. Juli 1932 jährte sich mithin zum 90. Male der Tag des Bestehens. Welche Fülle von Geschehen, Arbeit und Mühen verbirgt sich hinter dieser einfachen

Ziffer. Welches Maß von Leistungen war erforderlich, um durch Generationen hindurch das Institut, das gleichzeitig auch die älteste Kreissparkasse der Provinz Brandenburg ist, auf den heutigen Stand zu bringen. Eingedenk der zu erfüllenden Aufgaben wurde mit der Entwicklung der Zeit Schritt gehalten, indem im Jahre 1919 der Giro-, Scheck- und Ueberweisungsverkehr zur Einführung gelangte. Diese Einrichtung entsprach, wie die Entwicklung zeigte, einem tiefen Bedürfnis des Publikums. Die mit großem Fleiße betriebene Aufklärungsarbeit nach der Stabilisierung der Währung hat reiche Früchte getragen.

Interessant ist eine Gegenüberstellung folgender Zahlen:

Die Sparguthaben von 1842—1914, also in 72 Jahren, betragen	RM.	15 826 000,—
Die Sparguthaben Ende 1923 betragen	RM.	401 158 246 105 000.—
die nach der Stabilisierung einen Wert von nur	RM.	401.—
hatten.		
In den Aufbaujahren von 1924—1931 war es möglich, den Einlagenbestand bis auf	RM.	7 715 400.—

zu heben. Ein erfreuliches Zeichen des gesunden Sparwillens der Bevölkerung, weiterhin aber auch der Ausdruck des Vertrauens, das die Kreiseingesessenen zu ihrem alten Sparinstitut haben. Daß die Sparkasse in steigendem Maße bemüht war und ist, im Rahmen der ihr durch die Aufsichtsbehörde gezogenen Grenzen die Kreditbedürfnisse der heimischen Wirtschaft zu erfüllen, läßt sich aus nachfolgender Gegenüberstellung ersehen. Von den Spareinlagen waren zinstragend angelegt:

Ende 1914 in städtischen Hypotheken	RM.	1 438 110.—
„ 1914 in ländlichen	„	1 127 505.—
„ 1914 in Darlehen an öffentl. Institute u. Korporationen	„	4 158 524.—
„ 1931 in städtischen Hypotheken	RM.	1 162 327.—
„ 1931 in ländlichen	„	1 416 270.—
„ 1931 in Darlehen an Private, Gemeinden, öffentl. Institute, Korporationen usw.	„	2 419 990.—
„ 1931 in Kredit. in lauf. Rechnung	„	1 115 202.—

Daneben hat die Sparkasse 95 Posten Hypotheken aus Mitteln der verschiedenen Amerika-Anleihen der Deutschen Rentenbankkreditanstalt

im Gesamtbetrage von RM. 1 088 500,— vermittelt, die ausschließlich der Landwirtschaft im Kreise Prenzlau zugeflossen sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit der Hergabe der in den verschiedenen Formen gewährten Kredite der Wirtschaft ein großer volkswirtschaftlicher Dienst geleistet worden ist. Die unausgesetzte Steigerung der Inanspruchnahme aller Einrichtungen, wie Anlegung von Spar- und Depositengeldern, bargeldloser Ueberweisungs- und Scheckverkehr, Reisekreditbriefe, Akkreditierungen, Depotverwaltung, An- und Verkauf von Wertpapieren, Aufbewahrung von Wertgegenständen, Vergebung von Hypotheken, Darlehen und Kontokorrentkrediten, Abschluß von Bauparverträgen,

von allen Berufs-Kreisen und Ständen, darf, wie bereits erwähnt, als ein Zeichen des Vertrauens gedeutet werden.

Mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit ist von der Abhaltung einer Feier Abstand genommen worden. Dagegen hat sich die Kreissparkasse entschlossen, die Bibliotheken der Schulen des platten Landes, die in erheblichem Umfange für die Schulsparkassen tätig sind, mit entsprechendem Lehrstoff zu bereichern. Im Hinblick darauf, daß es heute vielen Eltern nicht möglich ist, den Kindern das Ausbildungsmaterial zu verschaffen, ist dies ein sozialer Akt, der volle Würdigung verdient und sicherlich großen Beifall hervorrufen wird.

Der Wanderer.

Von Franz Ganswind.

Berwachsene, alte, junggrünende Weiden standen am Grasrand eines schmalen Sandweges. Die Furchen von Wagenrädern lagen wie Stempel in weißer Erde. Es mochte vor kurzem ein Bauer vorbeigefahren sein, den Wagen voll von duftigem Heu. —

Ein Wanderer kam, wer weiß woher, aus weiter, fremder Welt. Die Schuhe waren grau, der Staub des Weges hatte sie geschmückt. Der Wanderer sah es und lächelte. „Staub der Heimat“, frohlockte sein Herz. Er blieb stehen. Vor seinen Augen dehnte sich ein wallendes Meer. Die Wellen waren aus goldgelbem Korn. —

Das war hier nun das Land seiner Jugend, das Land, nach dem er sich gesehnt hatte, Tage, Monate und Jahre. —

Jetzt lag es vor ihm in rauschender, goldiger Schönheit. Mit heißen Augen sah er es an. —

Er setzte sich in's Gras. Zu seinen Seiten zirpten Grillen. Vielleicht war's für ihn ein Heimatlied. —

Er nahm vom Weg eine Hand voll Sand und ließ ihn durch die schlanken Finger rieseln.

„Sieh“, sagte er zu dem Sand, „ich bin wieder gekommen, ich weiß nicht, ob Du mich noch kennst, früher trieb ich als Knabe durch Dich die Schafe auf die Wiesen.“ —

„Oh, ich kenne Dich, ich kenne alle wieder, die zu mir kommen, ob sie sich auch änderten im Sturm oder im Sonnenschein des Lebens“, sprach der Sand.

„Du bist der Alte geblieben, weiß und schlicht“, meinte verträumt der Wanderer und brach ein Halw im Gras.

„Du bist nun noch der Einzige von Eurem Geschlecht“, seufzte der Sand.

Der Wanderer nickte. — „Ich weiß noch, wie sie Deinen Vater tot vom Felde brachten. Sie trugen schwer, hart drückten ihre Stiefel meinen Rücken.“

„Ich weiß“, klagte der Wanderer, „an einem Sonnentage sandten sie mir eine schwarze Karte in die Fremde.“ —

„Auch Deine Mutter schläft schon lange unter grünem Rasen, und Du bist nun fremd dort unten in dem Dorf.“ —

„Darum bin ich ja eben zu Dir gekommen, weil die Menschen unten mich nicht mehr kennen noch verstehen“, sprach der Wanderer.

Und der Sand erwiderte: „Ich hab' es gewußt, daß Du kommen würdest, so schütte denn Dein trauriges Herz aus; ich kann Dich verstehen, immer, wenn Du auch kommst.“

„Ich kann Dir nicht sagen, wie mir ist, auch nicht erklären. — Ich — nur ich kann es fühlen und so will ich schweigen, will alles für mich allein weiter tragen, wie es ja so viele meinesgleichen tun, sei es Freude, — oder sei's das schwerste Leid“ — klagte der Wanderer. —

In den alten Weiden harfte der Wind ein wehmütiges Lied. — Ueber dem wogenden Korn spielte funkelnd die Abendsonne. —

Es wurde Abend in des Wanderers Heimat.

Andante

Dir können glücklich sein!
 Text von G. Reichert.

Melodie u. Harmonik
 von G. Reichert.

mf

Ich für in grünen Wald im Lied das weisse Helle.
 bring mir ein Rosenzweiglein zuehelt im Meer - braun.
 Ich hab dich in meine Hand. Ich hab dich in meine Hand.

cresc. *ritard.*

Weg - bin in grünen Wald im Lied das weisse Helle.
 du bringst mir ein Rosenzweiglein zuehelt im Meer - braun.
 nimm dich in meine Hand. Ich hab dich in meine Hand.

Lied und Gefang zu zwei'n nach uns fort - zu!

f *fz* *ritard.*

Dir können glücklich sein, wir, ja wir bei - - da!

Ein neues germanisches Denkmal der Völkerwanderungszeit aus der Uckermark.

Die Fünfknopffibel von Berkholz, Kreis Templin.

Von Universitäts-Professor Dr. Kietebusch. / Mit 8 Abbildungen.

Im März 1928 wurde dem Märkischen Museum vom Polizeipräsidium in Berlin ein interessantes Fundstück eingereicht, das beim Kiesgraben in der Nähe des Dorfes Berkholz zusammen mit einem menschlichen Skelett zutage gekommen war. Da die zuständigen Gerichtsbehörden einen in neuerer Zeit vollführten Mord nicht für ausgeschlossen hielten, so war in der „Strafsache gegen Unbekannt wegen Mordverdacht“ ein Verfahren eröffnet worden, das nach dem von mir gelieferten Gutachten natürlich sofort wieder eingestellt wurde. Schon die Ortspolizeibehörde, Herr Amtsvorsteher Ehrke in Hardenbeck, hatte die Vermutung ausgesprochen, daß es sich um ein älteres Skelett, „vielleicht um einen gefallenen Soldaten aus den Freiheitskriegen handelt.“ vielleicht auch um ein Skelett, „das schon tausend Jahre in der Erde gelegen hat.“

Der Landwirt Ewald Maaß in Berkholz hatte im Februar 1928 auf seinem nach Kröchlendorff zu gelegenen Acker beim Kiesgraben das Skelett freigelegt. Er war in der Tiefe von $\frac{3}{4}$ m zuerst auf die Füße des Skeletts gestoßen. Beim Weitergraben kam dann das ganze Skelett zutage. Es wäre besser gewesen, wenn man beim Auftreten der ersten Spuren die Arbeit eingestellt und den Fund — wie es etwas später geschah — sogleich der Ortspolizeibehörde gemeldet hätte. Leider hat der Finder dem Funde keine größere Bedeutung beigemessen und warf die Knochen auf den Rand der Grube. Glücklicherweise hatte er beobachtet, daß „auf der Brust“ des Skeletts ein eigenartiges Schmuckstück lag, „scheinbar ein Orden, eine Krone mit fünf Zacken“. Diese „Krone“ wurde dem Märkischen Museum mit eingereicht, weil seitens der Gerichtsbehörden mit vollem Rechte vermutet wurde, daß nach diesem Begleitfunde das Alter des Skeletts bestimmt werden könne. Ich konnte denn auch sogleich feststellen, daß die Bestattung der aufgefundenen Leichenreste bereits vor mindestens 1400 Jahren stattgefunden haben müsse, also während der Zeit der großen germanischen „Völkerwanderungen“. Der Oberstaatsanwalt und das Polizeipräsidium hatten also an dem Funde ein bei weitem geringeres Interesse als das Museum und die Wissenschaft. Für

letztere sind Denkmäler aus der märkischen Völkerwanderungszeit ja um so bedeutungsvoller, weil ihre Zahl verhältnismäßig recht gering ist. Bis vor wenigen Jahren noch wären sie beinahe an den Fingern einer Hand aufzählen gewesen. Erfreulicherweise sind im Laufe der letzten Zeit mehr und mehr Denkmäler jener Periode bekannt geworden. Zu den interessantesten gehört zweifellos der vorliegende Fund.

Da es nicht ausgeschlossen war, daß in der nächsten Umgebung des Fundplatzes noch weitere Beobachtungen zu machen wären, besichtigte ich am 27. März 1928 die Fundstelle. Die Kiesgrube ist erst in neuerer Zeit angelegt worden. Man hatte erst wenige Kubikmeter Kies ausgeschachtet. Andere Gräber sind also augenscheinlich noch nicht zerstört worden. An der Grubenwand war noch deutlich der Eindruck zu sehen, wo der Schädel gelegen hatte. 35 cm über dieser Stelle fanden sich noch Reste einer Steinpackung, die wohl einst das Grab von oben her schützte. Drei Steine befanden sich noch in ursprünglicher Lagerung, drei weitere hatte man beiseite geworfen und zwei hatte der Besitzer schon abgefahren. Der Durchmesser der einzelnen Findlinge betrug etwa 40 cm. Der Schädel hatte in einer Tiefe von 0,95—1,10 m gelegen. Der Kopf des Skeletts war nach Süden gerichtet. Die Fundstelle liegt 30 m vom Feldwege entfernt, 2,50 m von der Grenze des benachbarten Besitzers Pieper auf dem ehemaligen Koenigschen Bauerngute (Nr. 13 der Separationskarte von 1840/2). Am Abjuchen der Umgebung beteiligten sich außer dem Museumsrestaurator Lemser auch Herr Gemeindevorsteher Schulz und der Besitzer des Grundstückes, Herr Maaß. Dabei wurden an der Fundstelle selbst nur noch eine Rippe und zwei Zähne gefunden. Irgendwelche Spuren anderer Gräber konnten zunächst nicht entdeckt werden, auch nicht an den Wänden der Kiesgrube. Nach Nesten oder wenigstens Spuren eines etwaigen Holzfarges haben wir vergeblich gesucht. Gelegentlich der Besichtigung hörte ich, daß von dem Bruder des Landwirtes Maaß, dem Landjäger Pohl in Voigsenburg ein „Knopf“ übergeben worden sei, der in der Mitte durchlocht ist. Auch diesen „Knopf“ — es handelt sich um eine in Frauen-

gräbern dieser Zeit nicht allzu seltene blaue Glasperle — erhielten wir dank Vermittlung des Herrn Amtsvorstehers Ehrte in Hardenbeck. Das wichtigste Stück des Fundes ist unstreitig die in der Abbildung 1 wiedergegebene Schmuck- oder Gewandnadel, auch Fibel (von fibula) genannt. Es ist das erste Exemplar einer Fünfknopffibel, das in der Mark gefunden worden ist. Das Stück, aus Silber gefertigt, ist 5 cm lang. Den Namen führt die Fibel von den 5 Knöpfen, von denen leider zwei fehlen. Beim Auffinden waren noch vier vorhanden. Einer ist, bevor das Stück in unsere Hände kam, nachträglich abgebrochen und verloren gegangen. Die profilierten Knöpfe sitzen an einer halbrunden Kopfplatte, deren Oberseite mit Rankenspiralen in Sterbschnittarbeit verziert sind. Der anschließende Bügel ist in der Mitte mit einem

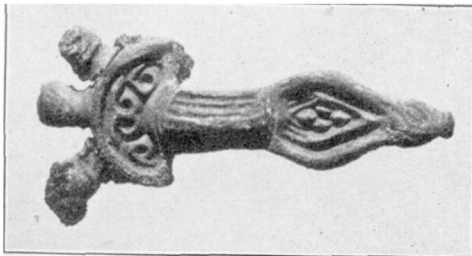


Abb. 1: Fünfknopffibel von Bertholz.

stärkeren, an den Seiten mit zwei schwächeren Graten versehen. Zwischen Mittel- und Seitengraten verlaufen links und rechts parallel zu ihnen je zwei Rippen. Nach der Kopfplatte ebenso wie nach dem Fuße zu findet der Bügel in Querrippen seinen Abschluß. Der Fuß ist rautenförmig, nähert sich aber schon mehr einem Oval. Die Hautform ist noch sehr deutlich zu erkennen bei der Verzierung, namentlich bei der Umrandung des stark vertieften, aus vier Erhebungen bestehenden Innenornaments. Die beiden oberen Seiten der umgrenzenden Naute sind merkwürdigerweise aufgelöst in je drei Linien, die in dieser Zusammenstellung beinahe pfotenartig wirken. Der Fuß schließt mit einem deutlich herausgearbeiteten Tierkopf ab. Auf der Abbildung ist das linke Auge mit seiner ovalen Umrandung besonders gut zu erkennen. Eigenartig ist auch das scharf abgesetzte Schnauzenende.

Auf der Unterseite bemerkt man die Nadel, die mit ihrer Spitze in dem Nadelhalter oder der Nadelrast liegt. Am andern Ende ist die von links nach rechts durchlaufende Sehne zu er-

kennen. Die Achse der Spirale und die Stifte, mit denen die Knöpfe an der Kopfplatte befestigt sind, bestehen aus Eisen, wie die Reststellen klar erweisen.

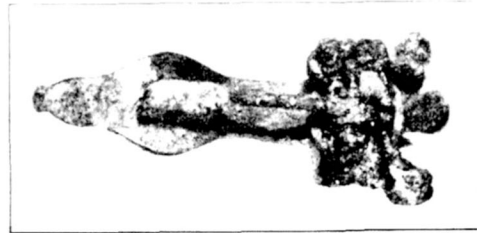


Abb. 2: Unterseite der Fünfknopffibel.

Fünfknopffibeln gehören zumeist der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts an. Hier handelt es sich aber um ein spätes Stück dieser Gattung. Der ovale Fuß tritt erst bei den Fibeln des 6. Jahrhunderts mit rechteckiger Kopfplatte häufiger auf. Unsere Fibel dürfte der Zeit bald nach 500 angehören, also derselben Zeit etwa, aus der das Märkische Museum das prächtige Reitergrab von Neudöln besitzt, in dem ein germanischer Reiter der Völkerwanderungszeit mit seinem Rosß und seinem Schwert begraben worden ist (Abb. 3 und 4).



Abb. 3: Kriegerstelet mit zweischneidigem Schwert (Spatha) über der Brust. Links neben dem Stelet ein kleines schalenförmiges Tongefäß. / Aus dem Reitergrave von Neudöln.

Das 6. Jahrhundert bildet in der Geschichte der Mark Brandenburg einen entscheidenden Wendepunkt. Die letzten Reite der germanischen Semnonen wurden aus dem Havellande nach dem Nordharzgebiet verpflanzt, wo wir sie als

Nordschwaben wiederfinden. Der Frankenkönig Sigbert, Gemahl der blutdürstigen Königin Brunhilde, sah sich gezwungen, mit Langobarden und Avarn um 562 einen Vertrag zu schließen, dem die letzten Semnonen zum Opfer fielen.

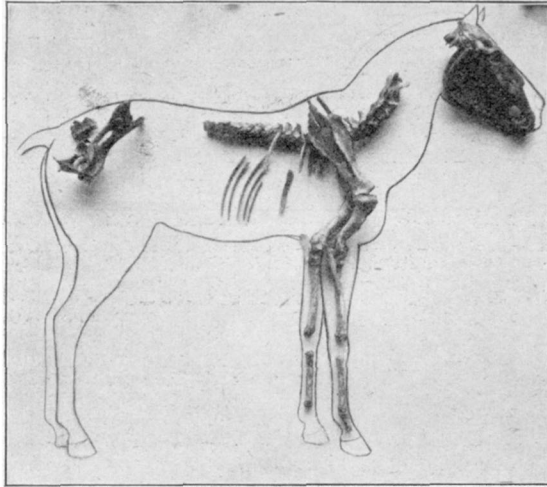


Abb. 4: Pferd aus dem Reitergrabe von Neukölln.

Die Langobarden zogen bekanntlich unter Alboin 568 nach Italien. Ihr Gebiet an der mittleren Donau besetzten die Avarn. Im Gefolge der letzteren aber waren die Slaven von Osten her bis in die Mark und darüber hinaus vorgezogen. Seit dem Beginn des 7. Jahrhunderts ist das Land östlich der Elbe und der Saale von Wenden besetzt.

Der Kampf um die Grenzgebiete beginnt bereits wieder zur Zeit Karls des Großen, also

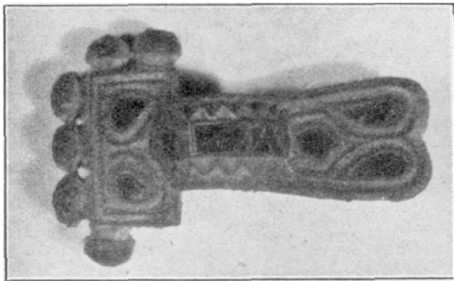


Abb. 5: Vergoldete Silberfibula von Brih (Berlin). Mit 8 tiefroten Almandinen besetzt. Anfang des 6. Jahrhunderts (Märk. Museum).

Ende des 8. Jahrhundert. Im 10. Jahrhundert nimmt das Deutschtum unter den sächsischen Kaiser, namentlich unter Heinrich I. und Otto

dem Großen, den Kampf um die alte ostelbische Heimat von neuem, und zwar mit großem Erfolge auf. Die Stadt Brandenburg wird deutsch. Die Bistümer Brandenburg und Havelberg werden gegründet. Unter Otto II. (983) erfolgt ein böser Rückschlag. Erst seit Albrecht dem Bären (1134) dringen deutsches Wesen und deutsche Kultur von neuem vor, erobern schließlich den ganzen Osten und vollführen mit der Germanisierung und Kolonisierung des Landes bis zur Oder und Weichsel und teilweise weit darüber hinaus eine der hervorragendsten Großtaten deutscher Geschichte. Die alte Heimat wird wieder deutsch.

Eine stattliche Reihe interessanter Fragen und Probleme verknüpft sich für den Geschichtsforscher und den Freund deutscher Geschichtswissenschaft mit dem Zeitalter der Wiederein-



Abb. 6: Fibula mit lappiger Kopfplatte. 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts. / Aus den runden Scheiben am Fuße sind die Halbedelsteine herausgefallen. Von Rosenthal (Berlin).

deutschung. Eines der schwierigsten dieser Probleme ist die Antwort auf die Frage, wie es kam, daß unsere immerhin einige Jahrhunderte



Abb. 7: Goldener Hängebrakteat (einseitig geprägt) von Rosenthal.

von Wenden besiedelte Heimat so schnell dem Deutschtum wiedergewonnen wurde. Die Anhänger der Urgermanentheorie meinen, daß während der Wendenherrschaft starke Reste germanischer Bevölkerung in den alten Wohnsitzen zurückgeblieben sind, so daß die von Westen einrückenden deutschen Kolonisten in ihnen wertvolle Stützen des neuen Deutschtums vorfanden.

Andere wollen von dem Vorhandensein einer zahlreichen unter der Wendenherrschaft lebenden deutschen Bevölkerung nichts wissen. Aus den Berichten zeitgenössischer Geschichtsschreiber, durch die Betrachtung von Orts- und Flußnamen oder durch Erforschung haus- oder dorfwirtschaftlicher Verhältnisse ist die vorliegende Frage nicht hinreichend zu klären. Da kommt nun die Archäologie mit ihren Bodenfunden zur Hilfe herbei. So lange uns aus dem 5. nachchristlichen Jahrhundert und dem anschließenden 6. kaum germanische Funde bekannt waren, mußten wir annehmen, daß unser Gebiet zwischen Elbe und Oder schon vor dem Einrücken der Wenden so gut wie menschenleer gewesen ist, daß also schon damals kaum noch Germanen in dieser Gegend gewohnt haben.

Wenn sich nun aber durch sich mehrende neue Funde herausstellen sollte, daß unsere Heimat während des 5. und 6. Jahrhunderts noch bei weitem stärker besiedelt war als man bisher annehmen mußte, dann erhalten die Dinge ein wesentlich anderes Gesicht. Nun sind in der Tat nicht nur in der Mark, sondern auch in Mecklenburg im Laufe der letzten Jahrzehnte eine ganze Reihe neuer Funde aus der germanischen Spätzeit ans Licht gezogen worden. Ich erinnere nur an die Prachtfunde von Briz (Berlin), wo neben Eisenmessern, Knochenstämmen und Bronzeschnallen sogar

eine vergoldete Silberfibel, deren Oberseite mit tiefroten Almandinen besetzt ist, und ein goldenes Anhängerchen gefunden wurde, das kunstvolle Filigranarbeit aufweist. Diese Fundstelle liegt etwa nur ½ Stunde von der des Neuköllner Reitergrabes entfernt. Hier auf dem Nordrande des Teltow müssen also noch Germanen in stattlicher Zahl gegessen haben.

Hoffen wir, daß weitere glückliche Funde aus der Völkerwanderungszeit uns immer tiefere Blicke tun lassen in die Geheimnisse germanischer Urzeit. Jeder aufmerksame Bewohner unserer Mark kann dazu beitragen, vor allem jeder Landmann, wenn er beim Pflügen, beim Kiesgraben oder beim Ausheben der Hausfundamente und Kellergruben die Augen offen hält und neue Beobachtungen und neue Funde den maßgebenden Stellen sofort mitteilt

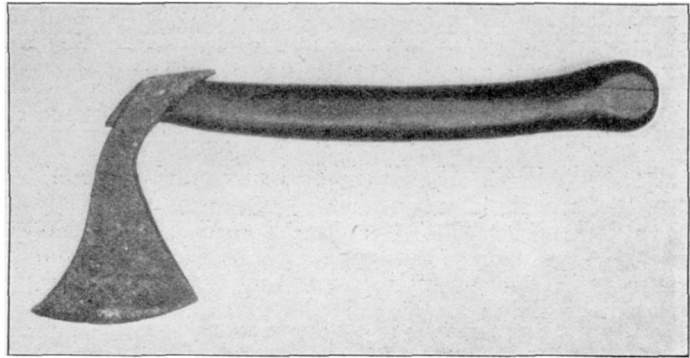


Abb. 8: Fränkische Art (Franziska) von Dranienburg, Kreis Niederbarnim. (Im Märkischen Museum.)

Der böse Schwan.

Von Joachim von Winterfeld-Damerow.

Auf sonnenglanzerhelltem
Gewässer, dicht vom Lenz umblüht,
ein Schwan mit sanft geschwelltem
Gefieder stille Kreise zieht.

Doch seht, den wunschlos Trägen,
so wähetet ihr, was sicht ihn an?
Er reckt zu wütigen Schlägen
den Flügel, der nicht fliegen kann.

Durch Rohrgewirr und Alge
umschäumten Buges schießt er her,
mit hochgesträubtem Balge
steigt er zum Ufer zorneschwer.

Sein Hals, der rückgebogene,
gleich eingelegetem Lanzenstift;
so stürmt der Glückbetrogene,
zu rächen seine Kerkerhaft.

Die ihm den Flug beschnitten,
ihr schmäht das triebgequälte Tier.
Wer ahnt, was es gelitten
zu Augenlust und eitlem Zier!

In der neuen Heimat.

Erzählung von Bernhard Mähke. / Mit einer Zeichnung vom Verfasser.

Am Anfange des 13. Jahrhunderts konnte man in verschiedenen Dörfern des Havellandes, der Altmark und im Magdeburgischen unter der Bevölkerung eine ungewöhnliche Aufregung wahrnehmen. In größeren und kleineren Gruppen standen die Leute beisammen. Aus ihren Reden konnte man immer wieder das Wort *Ukera* heraushören.

Was war es denn, was die sonst so ruhigen Bauern in solche Erregung versetzte? Es waren Boten aus dem fernen Ukergau erschienen, vom Herzog von Pommern oder dem Markgrafen von Brandenburg gesandt. Sie luden die Leute ein, in das fruchtbare Uckerland zu kommen und sich dort eine neue Heimat zu gründen. Man begegnete ihnen zuerst mit Argwohn. Besonders ältere, besonnene Leute warnten die Jungen: „Bedenket genau, was ihr tut, ehe ihr die Heimat verlaßt! Hier seid ihr frei und niemand untertan. Dort in der Fremde werdet ihr vielleicht irgend einem Ritter hart fronen müssen.“ Die Abgesandten jedoch suchten solche Bedenken zu zerstreuen, indem sie erklärten: „Jeder, der in unser Land kommt, ist sein freier Herr auf freier Scholle, keinem untertan und zinspflichtig, denn allein dem Landesherrn. Hier könnt ihr's schwarz auf weiß lesen.“ Damit zeigten sie ihre Sendschreiben vor. Neugierig wurden die krausen schwarzen Zeichen auf dem Pergament betrachtet. Besondere Achtung nötigte den Bauern das anhängende Siegel ab, war es ihnen doch ein gewisses Zeichen, daß sie das Schreiben eines hohen Herrn vor sich hatten. Da regte sich unter den Jungen die alte deutsche Sehnsucht nach der Fremde. Soviel hatten die Alten mit ihren Bedenken aber doch erreicht, daß man erst einige Vertraute mit den Werbern ins Uckerland sandte, die sich von der Wahrheit der gemachten Verheißungen an Ort und Stelle überführen sollten.

Vor kurzem waren sie zurückgekehrt. Nicht genug konnten sie die Fruchtbarkeit des Bodens und den Wasserreichtum des Landes rühmen. Was alle Beredsamkeit der Fürstenboten nicht vermocht hatte, den eigenen Abgesandten gelang es. Viele der jungen Leute waren fest entschlossen, dem Rufe zu folgen, besonders die nachgeborenen Söhne und Töchter. War es doch in der Heimat das Los der meisten unter ihnen, dem ältesten Bruder als Knecht oder Magd zu dienen, wenn sie nicht ihr Brot bei Fremden essen wollten. Was half ihnen ihr

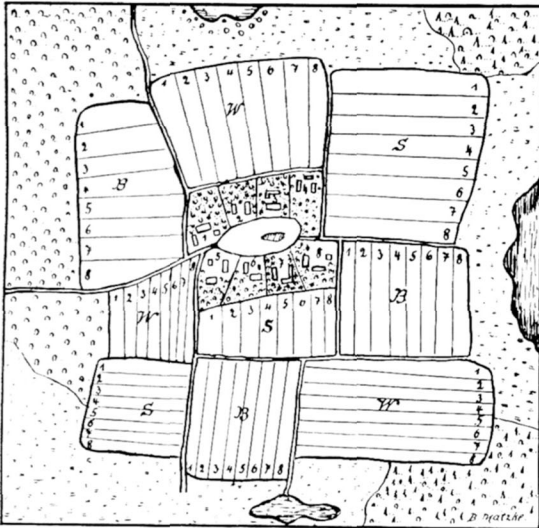
kleines Erbteil! In der Heimat war jedes Fleckchen Grund und Boden vergeben. Nur die Fremde vermochte ihren Landhunger zu stillen, nur dort konnte ihr Trachten nach eigenem Hof und Herd in Erfüllung gehen. Dort waren sie einige Jahre frei von allen Abgaben, konnten sich also bequem einrichten. War der Boden wirklich so ergiebig, wie er ihnen geschildert worden war, so konnten sie wohl mit leichter Mühe später die Pacht an den Landesherrn abliefern und dennoch ein zufriedenes und behagliches Leben führen. Daß sie außerdem noch bei Reisen ihres Landesherrn oder seiner Vögte, beim Bau von Burgen, Wegen und Brücken, sowie in Kriegsfällen Wagen und Vorspann zu stellen hatten, konnte sie nicht abschrecken. Zu diesem Spanndienste waren ja die Bauern auch hier in der Heimat verpflichtet.

Mit leeren Händen durften sie sich aber nicht auf die Reise begeben. Wer irgend noch ein Erbteil zu erwarten hatte, ließ es sich jetzt ausständigen, entweder in barem Geld oder in Gestalt von Vieh, Wagen oder Uckergeräten. Unter Führung der Werber machten sie sich auf den weiten, beschwerlichen Weg. Je weiter sie kamen, desto größer wurde der Zug der Auswanderer, schlossen sich ihnen doch auch ältere Leute an, denen es daheim aus irgend einem Grunde nicht mehr behagte.

Erstöpft, aber doch ungebrochenen Mutes, kamen sie nach vielen, vielen Tagen endlich am Orte ihrer Bestimmung an. Hier empfing sie der Unternehmer, den der Landesherr mit der Gründung des neuen Ortes beauftragt hatte, der in der Nähe eines Sees lag. Nachdem jeder der Ankömmlinge ein bestimmtes Angeld bezahlt hatte, ging es an das Abstecken und Verteilen der Hofstellen, die zu beiden Seiten der Dorfstraße zu liegen kamen.

Nun galt es, für Menschen und Vieh ein Obdach zu schaffen. Gemeinsam zogen die Männer in den Wald, suchten passende Bäume aus und fällten sie. Nach kurzer Zeit waren behauene Baumstämme in genügender Zahl vorhanden. Da unsere Anführer schon in der alten Heimat manches Haus hatten bauen helfen, wurde es ihnen nicht schwer, die Balken zu Schwellen, Stielen und Niegeln zuzurichten. Bald konnte der Grundstein zum ersten Hause gelegt werden. Wie daheim sollte es den Siebel nach der Straße kehren und Wohnung für die Menschen, sowie Stallung für Pferde und Rind-

vieh unter einem Dache vereinigen. Schon waren einige Männer im Begriff, einen großen Feldstein, der als Eckstein dienen sollte, in das dafür bestimmte Loch zu wälzen. Da gebot eine laute Stimme: „Halt! Wollt ihr denn das Bauopfer vergessen?“ Sofort wurde die Arbeit unterbrochen, und der Sprecher warf ein kleines Tier in die Grube. Nun konnte dem neuen Gebäude und seinen Bewohnern so leicht kein Uebel widerfahren. Jetzt erst durfte der Eckstein seinen Platz einnehmen und das flache Fundament aus Feldsteinen gemauert werden. Das Aufrichten des Fachwerks, der Dachbalken und Sparren erforderte nicht viel Zeit. Während dann die einen die Fächer mit Staken und Lehm ausfüllten und das Dach mit einer dicken Rohrschicht bedeckten, hatten andere schon mit dem Bau eines zweiten Wohnhauses begonnen. So wurde nach und nach für sämtliche Ansiedler ein Unterkommen geschaffen.



S • Sommerfrucht	} wechsellnd	 Haus, hof, Garten
W • Winterfrucht		 Wald
B • Brache		 Weide

Flurkarte aus der Zeit des Flurzwangs.
Die Nummern der Ackerstreifen in den neun Schlägen entsprechen den Gehöftsnummern.

Jetzt konnte es an die Verteilung der Feldmark gehen. Jedem Bauern wurde zunächst eine Hufe Landes zugewiesen. Die ganze Feldmark war in große Schläge eingeteilt. In jedem dieser Felder erhielt jeder Ansiedler einen Landstreifen durch das Los zugeteilt. Die Größe richtete sich nach der Güte des Bodens. Wald und Weide

gehörten allen gemeinsam. Mittlerweile war es auch Zeit geworden, an die Bearbeitung des Ackers zu gehen. Da gab es an mancher Stelle erst noch mit Rodehacke und Spaten mühsame Arbeit zu verrichten, ehe der eisenbeschlagene Pflug sich tief in den Boden einwühlte und gewaltige Schollen losbrechen konnte. Endlich war das schwierige Werk vollbracht und der Boden zur Aufnahme der Saat sorgfältig zubereitet.

Aber nicht lange durfte sich der Bauer Ruhe gönnen. Die üppig aufschießende Saat verhieß reichen Erntesegen. Da galt es, Vorkehrungen zu treffen, daß er sicher geborgen werden konnte. Darum ging es jetzt an den Bau der Scheune, die zugleich den hinteren Abschluß der Hofanlage bilden sollte, während parallel dem Wohnhause ein einfacher Schuppen zu stehen kam. Ein Zaun, der von der Außenkante des Hauses nach dem Schuppen lief, schloß das Gehöft gegen die Straße ab. Ein großer Torweg und eine kleine Seitenpforte gestatteten den Eingang. Der rings um das Gehöft liegende Garten wurde nur an der Straße durch eine Mauer umwehrt, die aufeinander geschichtete Feldsteine bildeten.*)

Als die deutschen Ansiedler hier zuzogen, fanden sie noch einige Wendenfamilien vor. Man ließ sie ruhig in ihren Hütten, den Koten, sitzen und nannte sie Kotfassen (Kotzen), woraus später der Name Kossäten wurde. Jeder Kossätenfamilie wurde eine Wöhrde von 5 bis 6 Magdeburgischen Morgen zugewiesen, also so viel Land, wie sie im Schweiß ihres Angeichts ohne Zugtiere bearbeiten konnte. Von diesen Wenden erfuhren die Deutschen auch, wie das alte Dorf hieß, und meist behielten sie für die neu angelegte Siedlung den alten Namen bei. Ebenso beließ man den Hügeln und Gewässern fast immer ihre wendischen Bezeichnungen. Da die neuen Besitzer aber das Wendische mit ihrer niederdeutschen Zunge nicht recht aussprechen konnten, so kamen mancherlei Verdrehungen vor. So wurde aus gvozdi (Wald) der Quast, aus koni topiti (Pferdeschwemme) der Köhntop, aus holu (groß) ein Vollenberg und aus golu gora (kahler Berg) ein Galgenberg; denn nicht alle Hügel dieses Namens sind einmal Nichtstätten gewesen. Aber auch die Ortsnamen mußten sich mancherlei Veränderungen gefallen lassen. So entstand der Name Damm aus dabu (Eiche).**) Die Sippe des Gron (der durch Reden Berühmte) wohnte in Gronow, dem heutigen Grünow. In Schmölln hatten Teer- oder Pechsieder ihren Wohnsitz, den

*) Vgl. Jahrgang 1926 Seite 141!

***) Sprich: dambe!

sie Schmolin, nach smola (Teer, Pech) nannten. Schleprow, ursprünglich Slepetow, gehörte dem Slépik, d. h. der Blinde. Aus brezki (Birkenwäldchen) wurde Breetsch, Brest, endlich Brieszig.

Die Jahre gingen dahin. Immer heimischer fühlten sich die neuen Ansiedler im Uckerlande. Nur eines vermißten sie. Noch fehlte es in ihrem Dorfe an einem Orte, wo sie ihrem Gotte in feierlicher Weise dienen konnten, wie sie es in der alten Heimat von Jugend auf gewohnt waren. Groß war daher die Freude über die Botschaft, ihr geistlicher Oberhirt, der Bischof von Cammin, wollte ihnen Gotteshäuser erbauen. Eines Tages erschienen Männer aus dem Pommerschen. Steinmetzen waren es, auch im Maurerhandwerk wohl erfahren, die schon manche Kirche aus den schwer zu bearbeitenden Granitfindlingen errichtet hatten. Nun wurde auf dem freien Platze inmitten des Dorfes die Stelle für das zu erbauende Gotteshaus abgesteckt. Während ein Teil der Bewohner den Boden für die Fundamente aushob, schafften andere die auf dem Felde in Menge vorhandenen Feldsteine herbei, die nun von den Steinmetzen mit großer Kunstfertigkeit und peinlicher Genauigkeit behauen und zum Bau zugerichtet

wurden. Nur langsam wuchsen die meterdicken Mauern aus dem Erdboden in die Höhe, wobei alt und jung als Handlanger sich nützlich machten. Endlich, nach jahrelanger, mühevoller Arbeit stand das Gotteshaus da, wuchtig und kräftig sein massigen Turm zum Himmel reckend.

Nun konnte der vom Bischof der Gemeinde überwiesene Priester die Kirchenweihe und den ersten Gottesdienst abhalten. In dem einfach und prunklos ausgestatteten Innenraume herrschte ein geheimnisvolles Halbdunkel; denn die schmalen Fensteröffnungen ließen nur wenig Tageslicht hereindringen. Wohlweislich hatte der Baumeister sie nicht breiter angelegt, sollte die Kirche den Ortsbewohnern doch nicht nur in friedlichen Zeiten eine Stätte der Erbauung und Andacht sein, sondern ihnen auch beim Nahen eines Feindes mit ihrem Hab und Gut sichere Zuflucht und Schutz gewähren. Aus diesem Grunde hatte man auch die Türen aus festen Eichenbohlen gezimmert und reichlich mit Eisen beschlagen. Starke Querbalken bildeten von innen einen sicheren Verschuß. Nachdem die Bauern den freien Platz rings um die Kirche noch mit einer hohen, dicken Feldsteinmauer umgeben hatten, fühlten sie sich sicher unter der Obhut ihres Schutzpatrons.

An deiner Seite.

Von Traute Wittmann.

An deiner Seite geh ich wie im Traum,
 Von deiner Liebe glücklich eingefriedet —
 Du bist der immergrüne Lebensbaum,
 Um den sich rankenfest mein Alltag schmiedet.

Ich nenn ihn Glück — den Gleichklang zweier
 [Wesen,
 Mir liegt der Reiz der Gegensätze fern!
 Vielleicht gilt dieser Zug nicht als erlesen...
 Mir aber liegt der Rhythmus: Stern bei Stern.

Das ist ja das, was Religionen wollen:

Dies unerschütterliche Hochgefühl,

Dem wir Sein oder Nichtsein anvertrauen sollen
 Mit der Gewißheit: Glaube führt ans Ziel.

So glaub' ich meinem Stern — doch kann's
 [gesehen,

Daß etwas Fremdes meine Schritte wendet
 Und zwingt mich, einen Abendweg zu gehen,
 Auf dem das Lampenlicht der Wirklichkeit mich
 [blindet.

Noch gehe ich in Traumes Sonnentagen
 Durch die geliebten Selbstverständlichkeiten...
 Und laß mich — halb vom Frühlingwind ge-
 [tragen —
 Von deinen Führerhänden sorglich leiten.

„Vergib uns unsere Schuld.“

Von Katharina Bloß.

Die Zeit unserer Väter war streng und hart. Diebe wurden gehängt, Ehebrecher mit dem Schwerte gerichtet, übelbeleumdete Frauen zum Feuerode verurteilt, Brandstifter wurden gerädert, verlodete Sünder mit glühenden Zangen zu Tode gemartert.

Das hat aufgehört; unsere Richter sind milder geworden. Aber nie hat aufgehört das unbarmherzige Urteil, das die Menschen sich gegenseitig sprechen, womit sie das Mitgeschöpf mehr peinigen und zu Tode martern als es je glühende Zangen und Folter vermocht haben.

Da blättere ich in der Chronik der Stadt, und ein Schauer erfaßt mich ob soviel menschlicher Bosheit, Schwachheit und Grausamkeit! Und ein Zittern geht mir durchs Herz vor soviel Güte, Liebe und wehem Leid. Was mir aus den wenigen Zeilen entgegenglingt in rohen und zarten Tönen rundet sich zu der großen Symphonie alles menschlichen Geschehens, heute wie damals, die nur einen Text haben sollte:

„Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“

Es wäre besser, wir bäten:

„Vergib uns niemals so unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“

Der junge Bäckermeister Heinrich Mesow hat seinen Scharren am Markt hinter dem Rathause. Seine Brote haben meist ehrlich Gewicht und seine Semmeln und Schneden sind knusprig und süß, wie sonst nicht in der Stadt. Nicht der Rat allein nimmt von ihm die Ware; sie kommen oft aus verschiedenen Teilen der Stadt zu dem Schiebefenster, sich das Backwerk zu holen und vielleicht auch einen Blick zu tun auf die blühende junge Frau, die ihnen das Brot reicht: Sie ist nicht auffallend hübsch und nicht einmal lustig oder gar ausgelassen; sie ist für ihre jungen Jahre fast zu still und versonnen; aber sie hat einen eignen Ton in der Stimme und sanfte Augen. Sie hat Glück gehabt in ihrem kurzen Leben bisher; für Heinrich war es doch ein Wagnis, sie aus den Klauen des Stiefvaters zu reißen. Der Bäcker Christian Kriefow ist ein bekannter Trunkenbold, der sein Weib und ihr Kind aus erster Ehe mehr und roher als nötig geschlagen; den die Zukunft aus ihren Reihem auszustoßen gedenkt, wenn er sich nicht bessert. Seine kränkliche, armfelige Frau hat auch dem Kinde nicht helfen können; bis

Mutter Mesow, Heinrichs rasche und tüchtige Mutter, das zarte Ding gesehen und auf die inständigen Bitten der elenden Frau kurzerhand in ihr Haus genommen.

Da hat sie zwei Jahre lang still und redlich gedient, ein wenig zerprügelt, bei jedem lauten Ton zusammensuckend, als höbe sich schon eine harte Hand, sie zu schlagen; sehr schweigsam, aber mit aufmerksamen Augen, beflissen, alle Wünsche zu erfüllen, ehe sie ausgesprochen.

Allmählich verliert sich diese Art wie von einem bösen Gewissen und diese Scheu eines knechtischen Wesens, und sie blüht auf unter der derben aber gerechten Hand der klugen Frau, die nicht Mutterzärtlichkeit geben kann, die aber nie ein böses oder heftiges Wort sagt und alle Noheit der Welt von ihr fernzuhalten sucht. Nie darf der Stiefvater die Schwelle betreten, nie setzt die Tochter den Fuß mehr ins väterliche Haus.

Bäcker Kriefow wird der Boden allmählich zu heiß. Er läd seinen wenigen Kram auf den Wagen und zieht aus der Stadt auf ein Dorf. Der Abschied von Mutter und Tochter ist kurz. Eine Hast ist in dem Mädchen, als könne es nicht den Zeitpunkt erwarten, da das Tor sich hinter den Eltern schließt. Nach wenigen Monaten schon stirbt die Mutter; wie die Leute sagen, weil er sie totgeprügelt hat. Nun ist sie erlöst, scheint die Tochter zu denken. Denn von diesen Tagen an wachst sie auf; nicht zu lautem Lachen und jauchzendem Leben; o nein, dazu wird sie nie fähig sein; wohl aber singt sie zum ersten Male ein kleines Lied, ein kleines trauriges Lied. Sie singt es mit einem süßen Wohlklang in der feinen Stimme und mit einem ergreifenden Ausdruck, der auf die, die sie hören, von erschütternder Wirkung ist. Mutter Mesow ist klug und klar; es ist nichts Fremdes in ihrer Art; kein Uebergefühl hat darin Platz; aber bei den kleinen Liedern der Anne empfindet sie etwas Beklemmendes in ihrer Brust wie von etwas Dunklem, Unbekanntem, was sie nicht recht in Worte fassen kann; einmal sagt sie zu ihrem Sohn:

„Dat is as in d' Kirch, as wenn de Dod in't Hus künmt.“

Das Feierliche und das Schaurige, Gott und unerbittliches Schicksal scheinen aus diesen zarten Tönen zu klingen. Dann verändert sich auch das blasser Gesicht: die schmalen Wangen

röten sich sanft, in die grauen Augen kommt ein Leuchten und der dünnlippige Mund wird weich und voll und läßt die Zähne ein wenig hindurchschimmern.

Heinrich Mesow hat die Wahl gehabt unter den Töchtern des Handwerks. Da sind hübsche, ein wenig derbe, blondsträhnige Mädchen, die der Vater gut aussteuern würde; er könnte dann seinen Scharren vergrößern; Gesellen annehmen, am Ende gar Ratmann werden — Bürgermeister Adam Kalb will ihm wohl. Er aber redet mit seiner Mutter, die zwar zuerst kluge Bedenken hat, dann aber nachgibt, als sie seinen festen Willen sieht; sie läßt ihn ziehen, wohin er zu wandern gedenkt.

Nach kurzer Zeit ist er wieder in der Stadt, die bald das Schauspiel erlebt, daß der dreißigjährige tüchtige Meister mit dem sechzehnjährigen Kinde Anne Adams in die Ehe tritt. Die neugierigen Weiber und Kundinnen bestürmen Mutter Mesow, die nur die Schultern zuckt und schließlich die empörten Mütter und unheilvertühdenden Klatschbasen mit einem „Stecht jun Räs! in'n egen Dreck!“ aus dem Hause hinauswirft.

Drei Kinder werden dem Heinrich geboren. Mit jedem Kinde wird die Frau schöner und heiterer, ihr liebliches Singen häufiger; das Gesicht des Mannes strahlender. Das Geschäft blüht auf. Es arbeiten zwei Gesellen in der Backstube; und Mutter Mesow sagt bei der Taufe des dritten Kindes zu der fragenden Magd:

„Goh to de Fru!“

Worauf in der Küche ein verwundertes Flüstern entsteht: „De Ollich will woll nich mehr regeern?“

Heinrich geht auf Bitten seiner Anne zu der Mutter, aber die schüttelt energisch den kaum ergrauten Kopf.

„So bliwv dat von hüt an! Een Biew mit dree so'n Staatskinner is Fru!“

Und dabei sieht sie ihn mit einem mertwürdig verkniffenen Lächeln an, daß der Sohn sie bei den Schultern nimmt und derbe schüttelt.

„Töv man, Mudder, nu kannst wat beläwen!“ Und laut pfeifend stampft er aus der Stube.

Der kleine bucklige Magistratschreiber geht jeden Morgen an den Scharren und holt sich sein Frühstück: zwei Schnecken und ein paar froße Zwiebäcke. Wenn ihn die Meisterin selber bedient hat, ist er den ganzen Tag zufrieden. Er hat sich extra einen ledernen Beutel machen lassen, den er ihr mit beiden Händen offen hinhält.

Aber noch nie haben seine Hände die ihren gestreift. Noch nie haben die beiden anderes zusammen gesprochen als sich die Tageszeit geboten beim Kommen und Gehen. Aber es genügt vollkommen, um den kleinen Schreiber glücklich und mit seinem Lose zufrieden zu machen.

Die Klatschmäuler haben anderes zu verreißen; es scheint als ob gute Menschen den Frieden hätten.

Da meldet sich Paul Lüdecke, Bäckergefelle, bei dem Meister um Arbeit. Und weil Adventszeit ist und die Weihnachtsstollen zu backen und viel zu schaffen, nimmt Heinrich Mesow ihn in sein Haus, obwohl es ihm nicht recht ist, daß er gradenwegs von Christian Kriefow kommt, dem Trunkenbold, und ihm üble Geschichten erzählen kann vom dem Treiben des immer mehr verkommenden Kerls.

„Holl dien Mul!“ sagt er kurz.

Er weiß, seine Frau zittert noch heute, wenn der Name des Stiefvaters fällt.

Das Leben geht so eine Zeitlang weiter, bis die junge blühende Meisterin merkt, daß der Gefelle eine Leidenschaft für sie gefaßt hat. Es ist plötzlich über ihn gekommen, er weiß selber nicht, wie es so schnell geschehen konnte. Zuerst versucht er, ihr aus dem Wege zu gehen, weil er fühlt, daß es zu nichts als Unheil führen kann. Aber als er merkt, daß sie ihm ausweicht, wo sie kann, reizt ihn ihr geheimer Widerstand. Er überlegt nicht, daß eine Mutter von drei Kindern, die das vierte unter dem Herzen trägt, und eine Frau, die ihrem Manne bedingungslos ergeben ist, für ihn unantastbar ist. Je deutlicher er weiß, daß seine Wünsche sich niemals erfüllen werden, desto heftiger steigert sich sein Gefühl für diese unnahbare Frau, die der Madonna aufs Haar gleicht, die in der Kirche auf dem Altarbild zu sehen ist.

„Eine schöne Madonna“ denkt er boshaft; und all das häßliche Wissen wird wieder wach und stachelt ihn auf. Er hat ja die Macht, sie zu zwingen.

Mutter Mesow hat klare Augen. Sie rät ihrem Sohn, den Gesellen zu entlassen. Weihnachten wäre vorüber und zu Ostern fände sich wohl noch eine Hilfe aus der Stadt. Er gefiele ihr nicht, sagt sie kurz auf die verwunderte Frage des Sohnes, der des Gesellen Partei nimmt, da er ein äußerst tüchtiger Arbeiter sei und für zwei schaffe. Auch wolle er es nicht mit ihm verderben, da er über den Stiefvater allerlei wisse und leicht schlechtes Gerede herumbringen könne. Die Alte schüttelt den Kopf und warnt ihn. Sie fühlt, so oder so muß das

Unglück kommen. Und am Dienstag vor Lätare hört der Meister in der Hinterstube erregtes Sprechen, dann Poltern, dann einen Aufschrei! Als er die Thür aufreißt, stürzt ihm seine Frau blaß wie ein Laten in die Arme, und der Geselle richtet sich am Tisch mühsam empor.

Nun ist ihm alles sofort klar. Ohne ein Wort zu sagen, holt er aus der Lade Buch und Lohn und legt beides schweigend auf den Tisch und weist nach der Thür. Der Geselle geht langsam, aber mit tückischem Blick hinaus.

Die Meisterin kann sich nicht beruhigen. Aber er streicht ihr über den blonden Scheitel und sagt begütigend: „Loot man sind, 't is jo nu allens wedder good!“

Doch in den nächsten Tagen springt das Gerücht wie ein freißend Feuer auf und rennt die Stadt auf und ab: als die Anna Adams noch bei ihrem Stiefvater war, hat sich der Trunkenbold mehrmals an ihr vergriffen! !

Die Weiber haben wieder etwas durchs Maul zu ziehen! Mutter Mesow schmeißt hinter ihnen die Thür zu und steht eine Weile starr und stumm. Dann geht sie mit unsicheren Schritten in den vorderen Scharren, der nach dem Marktplatz führt. Da hantiert die junge Meisterin nichts ahnend bei dem Backwerk. Auf der Straße hat sich ein Knäuel Menschen angesammelt.

Die Alte geht auf die Frau zu, die mit einem Male ihre Augen groß und voll Entsetzen auf sie richtet.

„Fru!“ schreit sie leise auf. Sie hat nie gewagt, „Mutter“ zu ihr zu sagen, und die Alte hat nie darauf gedrungen.

„Kumm hier rut!“

Sie ruft die hintende Bertha, die den Hühnerstall und den Hof besorgt, daß sie im Scharren die Leute abfertigen soll. Die junge Meisterin folgt ihr, beide Hände gegen die Schläfen gepreßt. In der Stube schlafen die drei Kinder. Rössig und friedlich und unwissend des Unglücks, das auch über sie hereinbrechen wird.

An der großen Bettstatt stehend, fragt die Alte mit schleppendem Ton, ob was Wahres an dem Gerede.

„Bi dien un dien Kinner ewig Seligkeit!“

Vor Annes Augen bewegen sich schwarzgelbe Fäden, die sich verdunkeln, wieder aufgellen und ihr ein merkwürdiges Gefühl von Leidtigkeit geben. Sie fühlt nicht mehr ihren Arm, den sie doch mit den Fingern der linken Hand umkrallt. Die entsetzlichen Bilder

ihrer Kindheit, die noch vor wenigen Tagen so erschreckend deutlich in ihrem Hirn standen, sind verschwunden. Es ist alles fort aus ihrem Gedächtnis, eine wohlthuende Leere ist da, sie hört zwar eine Stimme, aber sie versteht nicht mehr den Inhalt der Rede und dann glaubt sie zu sinken, tief, tief in wunderbar schützende Nacht. — —

Ihr Körper schlägt hart auf den Boden. — —

Der unerbittliche Arm der Gerechtigkeit faßt zu. Solche Schande und Unzucht kann nicht verjähren! „Der Gerechtigkeit muß Genüge geschehen!“

Am 18. März des Jahres 1608 wird der Bäcker Christian Krickow, bürtig aus Köddelin, vom Fenster mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht. Anne Adams aber, die verehelichte Frau des Bäckermeisters Heinrich Mesow, wird „Alters, Geschlechts und der vom Stuprator erlittenen Gewalt halber zur Verweisung verdammet!“

Die Kerkerhaft hat ihr nicht gut getan. Sie ist furchtbar mager geworden. Die Fehlgeburt, die sie bei dem schweren Fall in der Stube gehabt hat, hat ihrem zarten Körper alle Widerstandskraft genommen. Sie haben sie krank wie sie war aus dem Bett in den Turm gebracht. Nun soll sie hinaus aus der Stadt. Wohin? Sie hat niemand auf der Welt als ihren Mann und ihre Kinder. Und gerade von denen soll sie fort?! —

Aber sie hat im Gefängnis viel nachdenken gelernt. Ihr Mann ist nie zu ihr gekommen; wohl aber hat sie Mutter Mesow ein paarmal besucht und ihr von den Kindern erzählt. Sie hat nicht geweint, ihr Herz ist nur ein schwerer Stein in der Brust. Sie hat auch nie gewagt zu bitten, ihr einmal eins der Kinder mitzubringen. Nie sollen die Kleinen erfahren, daß ihre Mutter im Turm sitzt. Das Jüngste hätte es wohl nicht begriffen; aber nein, besser ist es, sie lernen niemals diesen Ort des Entsetzens kennen!

Nun ist sie der Schuld ledig gesprochen. Aber sie verweisen sie aus der Stadt. Muß sie gleich fortgehen? Darf sie nicht mehr über die Schwelle des Hauses, wo sie nur Liebe und Wohlthat genossen und wunderbare Jahre des Friedens gelebt?

Bei der Urteilsverkündung hat sie ihren Mann flüchtig gesehen. Solange der Spruch nicht gefällt war, hat er seinen Scharren zuschließen müssen. Die Zunft hat es so gewollt. Nun sie freigesprochen eigener Schuld, erlauben

sie ihm wieder zu backen. Sonst müßte er ja verhungern mit samt den Kleinen! Welch Elend hat sie über das Haus gebracht! Immer war Heinrich gut zu ihr, und so hat sie ihm gelohnt! Sie wird nicht mehr Schande über ihn bringen! Sie wird fortgehen, ganz still und ohne Aufsehen. Die Kleinen sind bei der Großmutter in bester Obhut. Eigentlich wollte sie des Abends über den Markt gehen und noch einmal das Haus sehen. Vielleicht stand der dreijährige Klaus zufällig am Fenster — ach Gott, dann käme sie ja gar nicht weiter — nein, nein, sie wird hinten an der Mauer entlang schleichen. Das Gericht wird sie doch nicht durch den Henker hinausjagen lassen? ! Sie geht ja freiwillig. Vielleicht nach Pommern, zu Kindern. Jemand einen Dienst wird sie annehmen. Arbeiten wird sie — — dabei sieht sie ihre mageren Arme und fühlt das Zittern in ihren Knien — — arbeiten? Wird sie überhaupt noch arbeiten können? ! Hat sie nicht seit der Krankheit immer Schmerzen im Leib? Wer nimmt eine kranke Magd?

Sie sinkt auf dem Stroh zusammen und grübelt. — —

Da klirren die Schlüssel und die Tür quietscht in den Angeln.

Muß sie schon fort? !

Sie wimmert leise.

In dem Dämmer der elenden Kammer gewahrt sie eine Gestalt. Sie glaubt, es wäre der Schließer, dann aber schreit sie auf.

Heinrich, ihr Mann, tappt sich zu ihr hin.

Heinrich ist bei den Richtern gewesen. Seine Mutter hat ihm zugehört. Er hat alle Scheu überwunden. Da sie doch unschuldig befunden und man nur einem Kinde Gewalt getan, da sie sonst brav und tüchtig und er drei Kinder mit ihr gehabt, die nach der Mutter verlangten, so wolle er die hohen Herren bitten, sie in seinem Hause zu lassen.

Das Gericht will nur Gerechtigkeit, nicht Rache. Nach kurzer Beratung wird ihm beschieden, er möge sein Weib in sein Haus zurückholen.

Er stammelt seinen Dank und geht auf die Straße. —

Da steht seine Mutter in ihrem schwarzen, festen Kleide und rennt ihm entgegen. Halb weinend, halb lachend nickte er ihr zu. Er folgt der Gerichtsperson, die mit der gesiegelten Akte die Rossstraße entlang geht zum Turm.

Anne hat sich auf den Knien zu ihm hingeschleppt.

„Heinrich, vergiww mi mien Schuld! Un dat du noch ees kümmt, dat verjät ik di mien Läv-dag nich!“

Heinrich kann nicht sprechen. Dies jämmerliche Geschöpf dort auf dem Boden war seine liebe Frau? ! Die furchtbare Geschichte hat seiner Liebe einen schweren Stoß versetzt. Sein untadeliger Ruf war hin. Seinen Scharren haben sie ihm gesperrt, die Gefellen verlassen ihn schon vorher. Gemieden haben sie ihn wie einen räudigen Hund! Da hat sich sein Herz gegen sie gekehrt, die an all dem die Schuld trug — unschuldig und doch schuldig! Er hat sich nicht überwinden können, sie aufzusuchen, so sehr er selber auch darunter litt — heut am Tage des Gerichts hat er sie wiedergesehen. So blaß, so erschreckend elend wie ein schwerkrankes Kind, wie sie damals gewesen vor sieben Jahren, als sie als Jungmagd in sein Haus kam. Wie ausgelöscht aus ihrem Wesen die sieben Jahre des Glückes, als sei sie nie die singende, selige Mutter gewesen von drei blühenden Kindern! Was haben die Menschen aus ihr gemacht! Das Mitleid, das ihn zu überwältigen droht, verdrängt jetzt die Wut gegen die Schurken, die sein und ihr Leben zerstört haben! Er ballt die Fäuste und stiert den Schließer an, der nur darauf wartet, daß das arme, kindhafte Weib aus dieser Kammer erlöst wird. Er stößt den Mann unsanft in die Seite.

„Nu man tau, et ward Tid!“

Der Nachwinterabend dunkelt draußen. Heinrich rafft sich zusammen. Er beugt sich hinab und hebt die Schwache auf. Eines Kindes Gewicht fühlt er in seinen Armen.

Nun, nun, sie werden sie wieder in Ordnung bringen, Mutter wird sie schon hochkriegen. — —

Willenlos läßt sie sich führen.

Die Straßen sind dunkel. Eine lichtlose Nacht. — Ab und zu flackert in der Ferne ein Windlicht, wo einer der Herren den Weg sehen will. Sie gehen nicht die Mauer entlang. Das merkt sie am Pflaster. Will er sie auf die Straße nach Schwedt bringen? Jetzt gleich bei der Nacht? ! Die Luft ist noch kalt, es riecht beinahe nach Schnee. Da ist doch der Markt. Da dunkelt in unheimlichen Umrissen die große Kirche hinauf in den Himmel.

Winkt nicht ein Licht in dem Bäckerhaus? Nein, sie will nicht mehr hin! Sie will die Kinder nicht sehen! Es zerreißt ihr das Herz! Sie bleibt stehen und fühlt, sie steht auf dem Nichtstein, auf dem sie durch die Jahrhunderte die Bösen gerichtet und auch heute den zum

Tode gebracht haben, der all das Unglück ver- schuldet! — Sie zittert. Sie wird keinen Schritt mehr weiter tun! Dieser blutgeschwärzte Stein trennt sie für immer von ihrem Manne, von ihren Kindern. — — —

Heinrich zerrt sie hastig.

„Bliw hier nich stoßn! Kumm!“

Sie kann nicht, sie darf nicht! Doch sie hat nicht mehr die Kraft, sich zu wehren. Sie wim- mert:

„Nich Heinrich, nich Heinrich! Ik öwerläw dat nich!“

Da packt Heinrich die leichte Last mit hartem Griff, aber viel weicher mittheilsvoller Liebe und trägt sie auf seinen Armen in das Haus.

Seine Mutter steht mit gefalteten Händen mitten in der Stube.

Als ihr Sohn die Frau absetzt und ihr die durchsichtigen Hände vom Gesicht zieht, sagt die Alte laut:

„So, nu bliwst immer bi uns!“ Da lallt sie zum ersten Male das Wort „Mutter“ und schwant; aber sie schlägt nicht wieder auf die Erde, sondern die alte Frau fängt sie diesmal auf und streichelt ihr sanft die Backen.

„Ward allens wedder good!“

Anne sieht von einem zum andern, dann löst sie sich aus den Armen der Frau und geht an die große Bettstatt der drei schlummernden Kin- der. Da kniet sie nieder und legt die Stirn an das braune Holz. Sie wagt nicht, den Kinder- schlaf zu stören. Wer weiß, was morgen früh sein wird! Das alles kann ja gar nicht, gar nicht wahr sein! Vielleicht träumt sie oder hat Fieber! Sie schließt die Augen und betet: „Wedder to Hus! Wedder to Hus!“ — — —

Paul Lüdecke arbeitet unten auf der Neu- stadt. Er hat ja keine Lügen verbreitet; er hat nur weiter geredet, wessen sich der besoffene Kerl selber gerühmt. So einen Mann konnte man doch unmöglich in der Zukunft dulden! Und das Weib, das sich soviel dünkte und ihn mit ihren schwachen Kräften zu Boden gestoßen — unschuldig?! Pah, die Weiber haben viel mehr Stärke als sie wahr haben wollen! Nun haben die Richter sie losgesprochen. Aber sie muß aus der Stadt. Recht so. So eine braucht hier den andern nicht das Brot wegzufressen! Dumm wars doch, daß er sie nicht auf dem Nichtplatz gesehen. Sie sagen, sie sei sehr elend geworden — Liebe ist nicht mehr in ihm. Aber wie er sich jetzt vorstellt, daß sie fort muß von Haus und Mann und Kindern, rinnt ihm eine Welle des Mitleids durchs Herz — man muß doch

hören, wohin sie sich gewandt hat, ob nach Stettin oder Schwedt zu; vielleicht ist sie jetzt geneigter, ihn anzuhören. —

Da erfährt er, daß alles anders gekommen und sie wieder zu Haus bei Mann und Kin- dern! Und eine maßlose Wut über diese Ent- täuschung ergreift ihn.

Er rennt zum Zunftmeister und stellt ihm vor, daß das wider alle Gerechtigkeit wäre. Wer aus der Stadt verwiesen, darf nicht bleiben, und der gegen das Urteil handelt und sie auf- nimmt, handelt wider das Gesetz! Der Meister stutzt. Hat das Gericht nicht die Erlaubnis er- teilt? Da ist nichts zu machen.

So eine soll uns das ehrliche Brot weg- schnappen? Die Leute werden den Scharren bestürmen und die ehrbaren Bäcker haben das Nachsehen! So kann einer aus Unzucht und Schande noch Vorteil ziehen und sich bereichern auf Kosten der Makellosen! Wolle die Zunft solche Ungerechtigkeit dulden?!

Der Meister rät ab. Auf der nächsten Gilde- sühung soll der Fall besprochen werden. Paul Lüdecke und die Weiber der andern Bäcker sind geschäftig. Als die Stimmen gezählt werden, ist das Verbot des Backens ausgesprochen, so- lange die Verwiesene die Stadt nicht verlassen. Zuwiderhandeln zieht den Ausweis aus der Zunft nach sich.

Heinrich Mesow steht wie erstarrt. Wovon soll er leben mit den Kindern?! Wie können sie wollen, daß er sein unschuldiges Weib ver- stößt?! Was soll er tun?! Er wankt nach Hause. Leben ohne sie?! Verhungern mit ihr?! Und die Mutter und die Kinder?! Nein, nein, die hat er zu lieb. Aber liebt er nicht auch die Frau? Kann er es denn übers Herz bringen, sie fortzujagen? Niemals.

Seine Mutter erwartet ihn. Sie weiß, ohne zu fragen, was geschehen ist. Die Menschen sind nicht viel anders als Bestien, die nicht eher ab- lassen, als bis die Beute in Stücke gerissen! Reid, Herrgott im hohen Himmel, warum hast du den Reid geschaffen?! Reid ist die große Todsünde und gebar den ersten Mord! Reid wird die Erde vergiften, so lange es Menschen auf ihr gibt! Reid wird den letzten Menschen erschlagen — —

Die Alte steht aufrecht. Was wird er tun?! Hier muß er selber entscheiden. Es ist schwer, fürchtbar schwer. Aber lieber verhungern, als eine Unschuldige fortjagen, zu der sie selber ge- sagt:

„Nu bliwst immer bi uns!“

Es wird sich schon ein Ausweg finden. Sie haben ja eine reiche Sippe in den Dörfern der Mark; wenn er nicht Bäcker mehr sein kann, so wird er Knecht. —

In ihrem faltigen Gesicht zuckt es. Der Stolz des freien Handwerks beugt sich nicht leicht. Aber bleibt hier eine Wahl?! Sie ballt die Fäuste. Es muß gehen. Grad den Schandmäulern zum Tort!

Heinrich ist in den Lehnstuhl am Ofen hingefunken. Was wird?! Beide Hände hat er vors Gesicht geschlagen, als wolle er keinen der beiden Wege sehen. — —

Da öffnet sich die Tür und Anne tritt ein. Sie sieht ein wenig runder aus als vor einigen Wochen. Der nahende Frühling mit seiner weichen Luft tut auch das Seine. Sie trägt das Jüngste auf dem Arm; die beiden größeren Kinder hängen an ihrer Schürze. So ist sie das geheiligte Bild der Mutter, die klare Antwort auf die furchtbar schwere Frage: soll sie bleiben, soll ich sie fortschicken?!

Seine Mutter tritt hinter ihn.

„Heinrich, mien Jung, kiek ees!“

Er fährt wie bei einer Schuld ertappt hoch. Hat er nicht eben gedacht, daß die Kleinen es gut bei der Großmutter hätten?! Wenn sie gestorben, müßte es ja auch gehen?!

Er wendet den Blick von unten nach der Eintretenden hin. Der Anblick überwältigt ihn doch. Er springt auf und geht auf sie zu.

„Nä, nä Anne, du bliwvst!“

Mutter Mesow lächelt. Aber Annes Augen werden groß und weit:

„An wat denn?!“

Er lacht hart auf.

Ja, was dann?!

Mutter Mesow springt ein. Sie merkt an dem Lachen, daß er noch nicht über den Berg ist. Sie will aber helfen. Sie fängt an, ihre Zukunftspläne auszubreiten. Die Verwandten auf dem Lande — mit deren Gelde ließe sich vielleicht was erwerben, man könnt' es sich ja auch abverdienen. — —

Heinrich wirbeln die Gedanken durch den Kopf. Dann hier also fort aus dem Haus, aus der Stadt, aus Arbeit und Ansehen — und auf dem Dorfe ein Knecht; und die Leute werden auch da mit Fingern auf sie zeigen und die Schande wird an ihnen haften ihr Lebelang —

er läßt sich wieder in den Stuhl fallen und stöhnt. —

Anne spricht kein Wort. — — —

Der Frühlingsabend ist lind und sanft. Die Luft strömt durch das kleine Fenster hinein in die Kammer, wo Heinrich und Anne schlafen.

Sie schlafen nicht, sie tun nur so. Sie muß an den Tag der Gerichtsverhandlung denken, wo sie schon Abschied genommen von allem, was ihr lieb. Wieviel leichter war es doch damals als heute! Nun hat sie die Kinder wieder ans Herz genommen, nun hat sie die Liebe wieder gespürt und die Geborgenheit; nun hat sie wieder erfahren, was Heim ist. Aber die Menschen wollen es nicht. Sie ist für sie eine Pestfranke geworden, dessen Atem allein schon verderben kann. Wo sie auch sein wird, immer wird dies ihr folgen — nie mehr wird sie frei sein — und Heinrich, ach, Heinrich! Seine Nächte werden schlaflos sein wie diese es ist, und einmal wird auch die Liebe sterben — — nein, nein, nie will sie das je erleben! Und ist es denn so furchtbar, fortzugehen? Ganz fort? Dahin, wo aufgehört wird der Neid und die Bosheit, die Grausamkeit und der Hochmut der Menschen? Ach, Gott, die Kleinen! Noch wissen sie nichts von der Sünde der Mutter. Aber wenn sie erst groß sind und ihre Zunge einmal gegen die Mutter erheben — — sie schaudert. —

Da langt eine Hand auf ihr Kissen.

„Anne, schlöppst nich?“

In der Stimme liegt soviel Leid und Bitternis, so viel Liebe und Verzweiflung, daß sie trocken aufschluchzt.

„Mien Heinrich!“

Sie bohrt ihren Kopf in seine Schulter, um das Zucken nicht merken zu lassen. Er fährt ihr mit der Hand über das weiche Haar.

„Anne, ik weet nich, wat ward'n sall!“

„Loot man jind, 't ward schon ward'n. Müßt den kopp boben behollen!“

„Ik kann nich Knecht jind —“

„Dat brukst oof nich! 't find't sich schon wat anners.“

„Wat denn? Wat denn?! Ik seh keen' Utweg!“

„De leew Herrgott deikt een' schiden, verloot di dorup.“

Sie ist wieder ruhig geworden. Merkwürdig ruhig. Sie hat seinen Kopf zu sich gezogen und

hält ihn auf ihrer Brust fest. Sie streichelt ihm die Backen wie einem Kinde. Er kuschelt sich dicht an sie heran.

Vielleicht findet sich wirklich ein Ausweg. Morgen sieht sich die Sache auch anders an. Die Gildesitzung hat ihn so marode gemacht. Sie haben ja noch etwas Erspartes, man kann klein anfangen, aber selbständig, irgendwo auf einem Dorf. Die Mutter ist eine kluge Frau, sie wird schon helfen. Nur Knecht kann er nicht werden und hier sein Haus verlassen? Anne sagt, es wird sich schon was anderes finden, ja, ja, es muß sich finden. — Er schläft in ihren Armen ein.

Nach einer Weile löst sie sich vorsichtig von ihm los. Es geht gegen Morgen. Sie fühlt es an der Kälte, die durch das Fenster weht.

Leise erhebt sie sich. Er dreht sich schlaftrunken um.

„Anne?“

„Dat Kind schreeg“, sagt sie leise und beruhigend wie schon oft.

Sie streicht ihm noch einmal über den Kopf und küßt ihn hauchfein auf die Backe. Er lächelt im Schlaf wie ein Junge.

Sie schließt das Fenster, zieht sich den Rock an, wirft ein Tuch über und geht auf den kleinen Flur hinaus. An der Tür zur großen Stube bleibt sie stehen. Hier schlafen die Kleinen und die Mutter. Die hat einen leisen Schlaf. Aber heut will sie die Kinder noch einmal sehen.

Sie klingt die Tür auf.

„Wat is?“

Die Alte ist wach geworden; oder hat auch sie nicht geschlafen?

„Set de Klemmst nich schrägen?“

„Ik heww nüscht hört.“

Eine fahle Dämmerung liegt im Raum. Sie bewegt sich rasch und sicher und beugt sich über das große Bett. Die beiden Ältesten schlafen mit offenen Mündern, den Daumen zwischen den Lippen, rosig, gesund und stämmig. Der Jüngste zierlich wie sie und ein wenig blaß. So wird sie dies Bild immer vor Augen haben, die schlafenden Kinder, behütet von der wachen Großmutter, und der schlummernde Mann mit dem kindlichen Lächeln. — — —

Die Großmutter wittert, als sei etwas Fremdes im Raum.

„Goh wedder to Bedd, 't is noch vâl to tidig.“

Sie hat sich in ihrer schmalen Lade aufgerichtet und sieht in der weißen Haube gespensterhaft aus.

„Ik goh, Großmudder, du paßt woll up.“

„Dat doh ik, kannst di up verloten.“

„Gode Nacht oof, Großmudder.“

„Nacht oof, mien Dochter.“

Mit zögernden Schritten geht sie hinaus. Der Weg zum Nichtstein kann nicht schrecklicher sein, muß sie denken. Aber es muß geschehen. Es gibt nur diesen Ausweg.

Sie geht zur Ladentür. Klinkt auf und zu. Nun werden die Großen denken, sie sei in die Kammer zurückgegangen. Durch die Haustür kann sie nicht gehen. Die Klingel würde durchs ganze Haus scheppern. Aber hinter dem Laden ist ein kleiner Ausgang nach der Scharrenstraße. Der Riegel öffnet sich rasch. Dann schlüpft sie hinaus auf die stille Straße. Es ist die Zeit der tiefsten Ruhe der Stadt. Die Uhr schlägt eben halb vier. Vorsichtig geht sie dicht an den Häusern vorbei. Die Ratswache muß umgangen werden. Wenn sie erst die Mariengasse und das Dunkel der großen Kirche erreicht hat, ist alles gut.

Niemand begegnet ihr. — —

Am nächsten Tage werden die Torwächter bestürzt. Niemand hat die Stadt verlassen, niemand hat die Tore passiert. Heinrich rennt auf das Rathaus. Die Großmutter aber geht mit dem einen Gefellen die Mariengasse und die Kreuzgasse hinunter zu dem breiten Graben, der hinter den Gärten fließt. Er geht mit viel Wasser, es war ein schneereicher Winter. Die Waschkänke liegen zwei Fuß tief unter dem Spiegel. Aber sie finden sie doch. Das Tuch liegt am Ufer und verrät sie.

Der Gefelle hat sie herausgeholt. Großmutter schlägt sie in das weiche Tuch ein. Die Leute stehen stumm beiseit.

Ein christlich Begräbnis wird ihr versagt. Aber auch an der Kirchhofsmauer kann man den Blumen nicht verbieten, zu wachsen und den Weichen nicht wehren, zu blühen. Ein Hollunderbusch quillt aus der Mauer und schützt im Mai seinen Duft über das einsame Grab.

Noch etwas vom Wein.*)

Von Bernhard Kanzow.

Bekanntlich war der Weinbau in der Mark, auch in der Uckermark, früher weitverbreitet. Das beweisen schon die zahlreichen Ortschaften, in deren Nähe noch heute ein Weinberg liegt, der freilich seit langem keinen Weinstock mehr aufweist. Daß aber in manchen Gegenden der Mark auch in unserer Zeit noch ergiebiger Weinbau betrieben wird, wurde mir klar, als ich vor Jahrzehnten einen Studienfreund auf dem Lande in der Nähe einer „Weinstadt“ besuchte. Der Fußweg, der zu seinem Dorf führte, ging fast immer durch Weingelände. Als ich darüber mein Erstaunen ausdrückte, führte mich der Freund eines Tages in eine Kellerei der Stadt. Was lagerte da an Fässern und Gebinden! Auf meine Frage, wohin der Wein „exportiert“ würde, wurde uns eine Reihe von Rechnungen für namhafte Weinhandlungen und Weinstuben vorgelegt, dabei aber auch nicht verschwiegen, daß die größten Abnehmer die überlandten Gebinde nicht am Tage, sondern nachts in ihre Keller schaffen ließen. Uebrigens wird der einheimische Wein durch guten Rheinwein veredelt, so daß er wirklich mundet. Nebenbei erfuhr ich, daß die Weinernte in der Mark damals 1650 Hektoliter im Werte von 45 000 Mark ergeben habe, eine ganz respektable Leistung.

Auch das alte Prenzlau hatte seinen Weinberg. Nach einem gedruckten Vortrag meines Vaters befand er sich auf dem Gelände der jetzigen Landarmenanstalt, und zwar da, wo es sich südwärts nach dem Uckersee zu hinabsenkt, also in günstiger Lage. Der Ertrag gehörte dem Wohllehrbaren Rat. Da mag nach langer, ermüdender Sitzung manch fröhlicher Umtrunk gehalten sein nach dem alten Lippenischen Recht vom Jahre 1479:

Qui bibit ex negas, ex frischibus incipit ille.
(Wer die Reige getrunken, soll auch von frischem beginnen.)

Wir sind im Laufe der Zeit sehr human geworden; ich habe aber nicht gehört, daß in einem unserer jetzigen Rathäuser nach Lippenischer Weise verfahren wird.

Aus welchen Gründen der einst blühende märkische Weinbau zurückging und in der Uckermark gänzlich verschwand, hat der Verfasser des angeführten Artikels eingehend geschildert. Wenn er am Schluß die wenigen Rebstöcke, die sich im

Schutze der Südwände an Häusern und Ställen hie und da noch finden, als „kümmerliche“ Zeugen der Vergangenheit bezeichnet, so kann ich ihm, wenigstens nach meiner Kenntnis aus der Jugendzeit, hinsichtlich des „kümmerlich“ nicht zustimmen. Noch steht mir das lange, wohlgepflegte und reichtragende Weinspalier im Pfarrgarten des uckermärkischen Ruhz in angenehmer Erinnerung. Ebenso köstlich, wenn nicht noch köstlicher, mundeten mir die Trauben vom heimatischen Pfarrhof von St. Sabinen in Prenzlau. Als ich vor wenigen Jahren den Pfarrhof wieder aufsuchte, fand ich den Weinstock nicht mehr vor; er hatte seine Dienste lange Zeit getan.

Zum Schluß ein kühner Gedankensprung von der Uckermark nach Nordamerika. Dort hatte im Jahre 1929 der Kongreß der Vereinigten Staaten beschlossen, dem Entdecker Amerikas ein Denkmal zu errichten, und zu diesem Zweck eine bedeutende Summe bewilligt. Wer aber war der Entdecker Amerikas? Darüber erhob sich im Kongreß ein langer und heißer Streit. Schließlich wurde der Nordmann (Skandinavier) Leif Erikson mit Stimmenmehrheit als des Denkmals würdig anerkannt; denn dieser kühne Seefahrer hatte ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus von Island aus das amerikaniische Festland erreicht, und zwar in der Gegend des heutigen Neuschottland. Er nannte das Land Vinland, nach den Trauben, die dort wild wuchsen und die ein deutscher Schiffsgenosse als solche erkannte. Er belud sein Schiff mit Trauben und Reben, und ebenso tat auch sein Bruder Thorwald. Es ist also Wein das erste Erzeugnis Amerikas, das als Handelsware nach Europa eingeführt war. Die Reben aber konnten nicht für Island oder Norwegen bestimmt gewesen sein, da Wein dort des rauhen und kalten Klimas wegen nicht gedeiht, vielmehr für ein südlicher gelegenes Land. Ob jener Deutsche, dem Trauben und Reben nicht unbekannt waren, aus unserer Uckermark stammte, wird nicht gemeldet; aber unmöglich ist es nicht, da gerade zu jener Zeit die Kultivierung der Uckermark begonnen hatte und mit dem Einzug der Mönche auch der Anbau des Weins. Jedenfalls aber bleibt er der erste Deutsche, der amerikanischen Boden betreten. Wie viele sind ihm in späterer Zeit als Auswanderer gefolgt, besonders auch aus unserer Uckermark.

*) Vergl. Heimattkalender 1929, Seite 105 ff.



María mit dem Hirsch.

Nacherzählt von Pfarrer Peters, Berlin-Schöneberg.

Zeichnung von Leo Wiese.

In Wiltschow bei Strassburg muß man einmal an einem Sommerabend auf dem schönen stillen Friedhof bei dem alten Kirchlein gewesen sein. Da träumt es sich so schön. Und wenn dann am Abend der silberne Mond durch die hohen Bäume schaut, kommen einzelne Dorfbewohner nach des Tages Last und Hitze, um liebevoll ihre Gräber zu pflegen. Da hört man dann leise und geheimnisvoll die schönsten Geschichten. Denn das müßt ihr wissen, die Wiltschower Kirche birgt einen einzigartigen Schatz in ihrem Altar. Er ist nicht so wie andere Altäre. In seinem Mittelbild sieht man eine schöne und eigenartige Schnitzerei. Es ist ein Bild der Jungfrau Maria, die einen Hirsch auf dem Schoß hält. Und das ging so zu. Vor vielen, vielen Jahrhunderten, noch in der katholischen Zeit, lebte in Wiltschow ein Ritter Henning, ein ganz wilder Jäger. Sonntags und Alltags hatte er nichts anderes im Sinn als zu jagen und das Wild zu hegen. Ob die Gloden läuteten und die Andächtigen zur Kirche pilgerten, immer hörte man das Jagdhorn des Ritters im Wald und auf der Heide. Ja schließlich hatte er sogar einen Bund mit dem Bösen geschlossen, der ihm ein paar Flügel mit einem Hirschgeweih an der Spitze verlieh,

damit er schneller dem Wild auf der Spur bleiben könne. Da er sonst aber seine Untertanen gut behandelte, so mochten sie ihn ganz gerne, ja sie beteten jeden Sonntag, daß Gott ihn von seiner unseligen Leidenschaft erlösen und vom Satan befreien möge. Eines Sonntags war auch wieder die Schar der Andächtigen in der Kirche versammelt. Da ertönte ganz gottlos das Jagdhorn des Ritters in der Nähe. Ein Schaudern des Entsetzens lief durch die Schar der Beter, denn nun trieb es der Ritter wohl so arg, daß er schon auf dem Friedhof jagte. Plötzlich ging die Kirchentür auf und ein Hirsch stürzte in das Gotteshaus mitten durch die Schar der Andächtigen, ihm nach die Hunde! Gerade vor dem Altar brach das gehezte und gequälte Tier zusammen, und o Wunder! aus himmlischen Höhen beugte sich plötzlich die Mutter Gottes hernieder und bedeckte den Hirsch mit ihren schützenden Händen. Als wenig später der atemlose Jäger in der Kirche erschien und seine sichere Beute so geborgen sah, kniete er in tiefer Reue nieder und tat ein Gelübde, niemals wieder ein Tier zu Tode zu jagen. Doch lange Zeit war nötig, um den Jäger aus den Klauen des Bösen zu erlösen. Als er seine Flügel verbrannt, als er alles, was an die Jagd erinnerte, verkauft hatte, stiftete er zum Dank den schönen Altar und ließ als mahnendes Bild in der Mitte das große Erlebnis seines Lebens künstlich auschnitzen.

Verzweiflung.

Von G. Schulz.

Zwei Himmelschlüssel stehen
Lautlos am Wiesenrain.
Ich mag sie nicht mehr sehen,
Mein Himmel stürzte ein.

Im Wald wird schon die Buche,
Am Bach die Birke grün.
Die Blume, die ich suchte,
Wird niemals wieder blüh'n.

Wie Edelsteine funkeln
Tautropfen ringsumher.
Mein Weg, der liegt im Dunkeln
Und hellt sich nimmermehr.

Zwei junge Reiter traben
Jauchzend an mir vorbei.
Ich wollt', ich wär' begraben
Und säh' nichts mehr vom Mai.

Das Dorf Nieden.

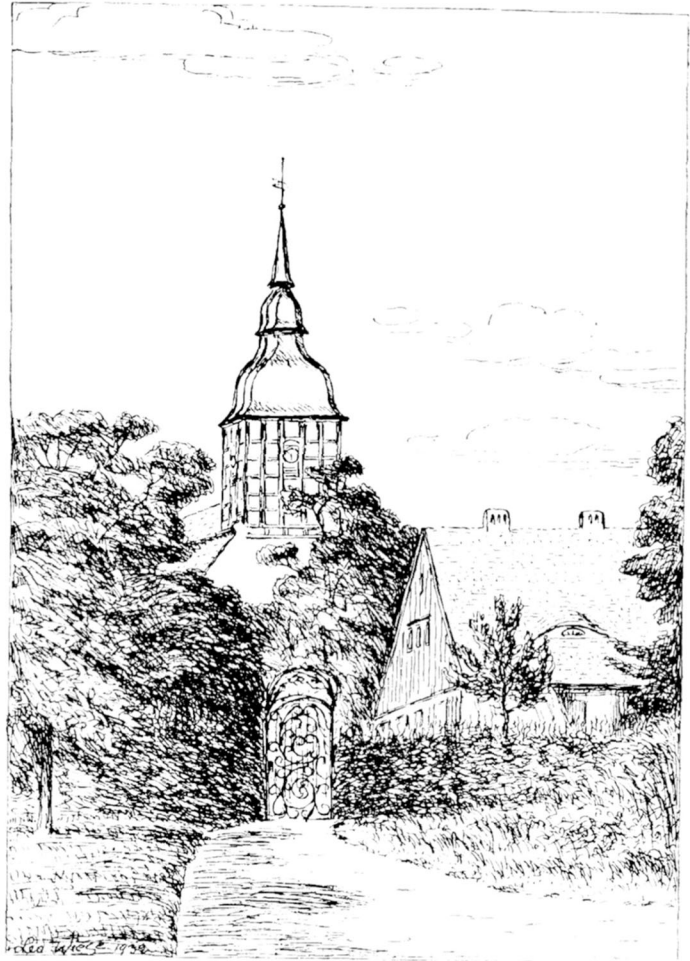
Versuch einer Ortschronik von F. Richter, Berlin.
Zeichnungen von Leo Wiese, Prenzlau.

Das Dorf Nieden im Kreise Prenzlau liegt 16 km nördlich von Prenzlau und ist von dem Reichsbahnhof Nechlin aus in 20 Minuten zu Fuß zu erreichen. Die Einwohnerzahl beläuft sich nach neueren Zählungen auf rund 180.

In der historischen Literatur ist manches über das Dorf Nieden zu finden¹⁾. Auf alle gedruckten Quellen²⁾ hier einzugehen ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich. Sie sind nur soweit verwertet, wie sie ein kurzes Bild der Geschichte von Nieden entwerfen lassen. Dasselbe gilt für die ungedruckten Quellen³⁾, die noch in manchen Archiven ihrer Ausbeutung harren, um das Bild der Geschichte von Nieden in Einzelheiten klarer hervortreten zu lassen.

Der Lage nach ist Nieden ein Straßendorf, das sich längs der Acker von Norden nach Süden hinzieht. Es scheint so, als ob die ursprüngliche Straße zwischen Pasewalk und Prenzlau über Schmarow, Nieden, Görz nach Dauer und Prenzlau weitergeführt habe⁴⁾. Im Norden war Nieden begrenzt durch die uralte Heerstraße von Stettin bis Hamburg, von der noch heute

Ueberreste von pflügenden Bauern gefunden werden. An dieser Heerstraße lag ursprünglich die Festung Nedam, die noch heute unter dem Namen Burgwall bekannt ist. Diese Burg wurde 1121 von dem Polenherzog Boleslaw, der die



Kirche zu Nieden vom Gutsgarten aus gesehen.

¹⁾ Vgl. E. Fidiżin „Territorien der Mark Brandenburg“, Band IV, Berlin 1864, S. 72 f. — H. Berghaus „Landbuch der Mark Brandenburg“, 2. Band, Brandenburg 1855, S. 367 und S. 370. — K. Nagel „Die Dorfkirchen der Uckermark“, Prenzlau 1914. — Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg, Bd. III, Teil I (Kreis Prenzlau), Berlin 1921, S. 127 ff.

²⁾ E. Fidiżin „Kaiser Karls IV. Landbuch der Mark Brandenburg“, Berlin 1856, S. 136. — Kiedel, Codex Diplomaticus Brandenburgensis, A XIII, A XXI B V, C.

³⁾ Im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin-Dahlem. Rep. 23 B, Rep. 40, Rep. 78, enthaltend Staats- und Konsistorialakten. — Im Archiv des Ev. Konsistoriums zu Berlin. — Im Archiv der Provinzialverwaltung, Berlin.

⁴⁾ Vgl. Schwarz in Heimatkalender für 1932, S. 132.

Pommern bis Mecklenburg hinein verfolgte, in Brand gesteckt⁵⁾. Heute noch zeugt der erhabene Hügel des Burgwalls von einst ruhmvolleren

⁵⁾ Quelle bei Herbord II § 5 in Jaffe „Bibl. rer. Germ.“, Bd. V, Berlin 1869.

Tagen. Er gehört jetzt zum Acker des Hofbesizers Richard Rossow zu Nieden, der oft auf verbrannte Eichstämme und auf Steine stößt. Lehrer Rudolf Albrecht¹⁾ zu Nieden fand hier vor 7 Jahren ein Steinbeil aus der Steinzeit, circa 7 Pfund schwer, gut erhalten, und eine kleine Mahlkugel, Durchmesser 5 cm, welche beide in der Schule ihren Aufbewahrungsort haben.

Schon um 1320 scheinen jene alte Heerstraße und die Burg Nedam endgültig ihre Bedeutung verloren zu haben, denn nach einer Urkunde dieses Jahres²⁾ hatten die Städte Prenzlau und Pasewalk es erreicht, daß keine weiteren Wege zwischen den beiden Städten über den Uferstrom führten.

Neben der Burg scheint schon früh das Dorf gegründet worden zu sein, denn nach dem Landbuch Karls IV. sitzen um 1375 die Herren Klaus von Steglitz und Mor von Lynstede in Nieden. An diese hatten die Niedener Bauern von 40 Hufen Abgaben von Roggen, Gerste und Hafer zu entrichten. Die Kirche bestand damals auch schon. Sie war mit 2 Hufen ausgestattet. Das Landbuch erwähnt einen Pfarrer namens Gerhard Schwanebeck. 1492 wird Ismus Lindstedt vom Kurfürsten Johann mit drei Höfen und sechs Hufen belehnt, 1497 belehnt Kurfürst Johann die Familie von Eickstedt mit 13 Hufen und 18 Rossätengärten zu Nieden. Die Herren von Lindstedt haben sich auf Nieden bis zum Dreißigjährigen Krieg behauptet. Auf sie folgte das Geschlecht derer von Winterfeld und von Holten zu Menkin. Der Familie von Winterfeld gehört das Gut bis auf den heutigen Tag³⁾.

Die Kirche hatte ursprünglich einen eigenen Pfarrer. Sie ist seit 1687 und schon vorher vielleicht — der Zeitpunkt ist nicht festzustellen — Filialgemeinde von Görz. Sie ist ein mittelalterlicher Feldsteinbau, wurde oft erneuert. Die letzten Erneuerungen fanden statt zwischen 1860 und 1870 und im Jahre 1909.

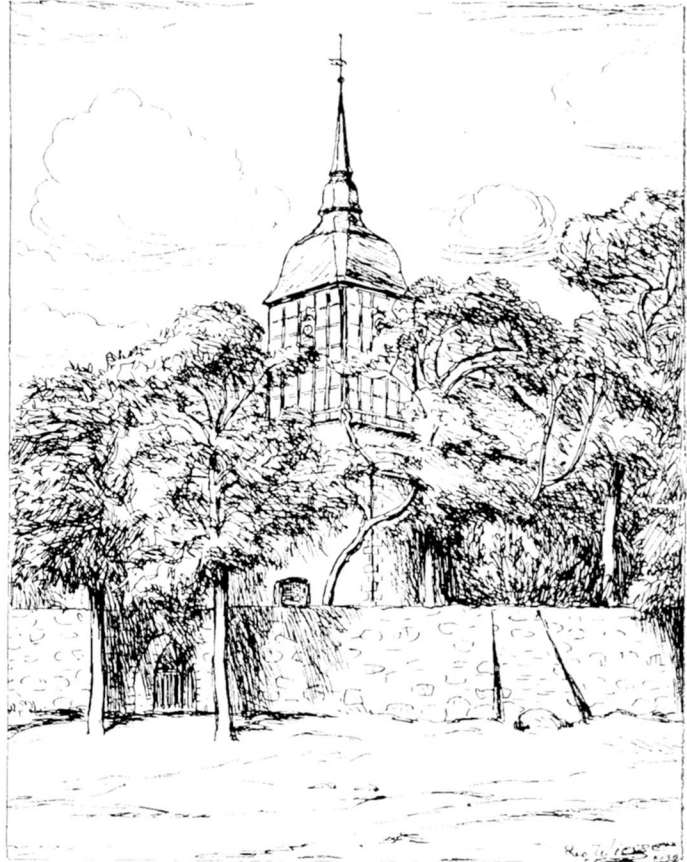
¹⁾ Herr Lehrer Albrecht stellte freundlichst an Ort und Stelle sein gesammeltes historisches Material zur Verfügung.

²⁾ Bei Riedel, a. a. O., A XXI, S. 121.

³⁾ Herr Major von Winterfeld, Nieden, hatte sein umfangreiches historisches Material freundlichst zur Verfügung gestellt.

Wir haben es im Kircheninnern mit einer der schönsten Barockkirchen der ganzen Provinz zu tun, und diese zeichnet sich durch die Pracht der Farben und wundervolles Schnitzwerk aus.

Der Altaraufsatz (Spätrenaissance) hat drei Hauptteile:



Kirche zu Nieden, von der Dorfstraße aus gesehen.

Oberteil:

Die Uebergabe der Welt Herrschaft an Christus, umgeben von reicher Ornamentik.

Mittelteil:

Zwischen reicher Säulenarchitektur die Kreuzigung. Christus Sieger über Tod und Teufel (beide gefesselt am Fußende des Kreuzes). Rechts und links und unten: Abbildungen der christlichen Tugenden.

Unterteil oder Predella:

Relief des heiligen Abendmahls, links und rechts Petrus bezw. Paulus. Die „Kunstdenk-

maler⁹⁹⁾ bezeichnen den Altar als das Werk einer sehr tüchtigen Schnitzerwerkstatt. Die Entstehungszeit ist das Jahr 1618. 1731 ist er zum ersten Mal wiederhergestellt worden.

Die Kanzel ist 1710 entstanden. Sie steht an der Nordwand der Kirche und weist wie der Altar reiche barocke Ausschmückung auf. An den Seiten sind Reliefs der Evangelisten und Christi. Auf dem Schalldeckel befindet sich wieder eine Christusfigur. Den Kanzelfuß bildet ein Engel mit einem Buch. Die Wappen zur Kanzel zeigen die Opferung Isaaks und die Aufrichtung der ehernen Schlange. Ueber der Kanzeltür befindet sich ein reich ornamentiertes Wappen derer von Winterfeld.

Das Gestühl an der Südwand zeigt die sieben Bitten, das an der Nordwand die vier Evangelisten. Ein Taufengel aus dem Jahre 1713 hängt inmitten des Chorraumes, desgleichen in der Mitte des Schiffes ein Messingkronleuchter für zwölf Kerzen, der aus dem 17. Jahrhundert stammt.

Von den drei Glocken kennt man die Herkunft der ersten, „großen“, nicht. Sie hat einen Durchmesser von 99 cm und ist ohne Verzierung. Ihr Meisterzeichen läßt darauf schließen, daß ein gewisser Magister Laurentius sie gegossen hat. Die „mittlere“ Glocke hat einen Durchmesser von 85 cm und einen spätgotischen Fries. Sie stammt vielleicht aus dem Jahre 1517 und ist von einem Jakob Blankensee gegossen. Sie hat ein interessantes Meisterzeichen: Einen Engel, der das Schweistuch der hl. Veronika aufhält. Die kleine Glocke hat einen Durchmesser von 60 cm und einen reich ornamentierten Fries. Sie stammt vielleicht aus dem Jahre 1649. Als Gießerzeichen hat sie an der Außenseite eine

Glocke (wappenförmig mit Inschrift). Aus diesem Zeichen geht hervor, daß ein gewisser Franziskus Dubois aus Lothringen sie gegossen hat.

Um die Kirche herum liegt der Friedhof, der von einer Feldsteinmauer mit Feldsteinportal umgrenzt wird.

Das Schulhaus liegt einige hundert Meter



Der Burgwall an der alten Heerstraße.

nördlich der Kirche auf derselben Straßenseite. 1835 wurde es erbaut, nachdem das alte Schulhaus seinen Zweck nicht mehr erfüllen konnte. Letzteres lag auf der anderen Straßenseite vor dem Gutshaus. Das Schularchiv der Schule zu Nieden informiert über die Schulgeschichte seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Seit 1924 ist Lehrer Albrecht im Schuldienst.

Man sagt mit Recht, daß das Dorf Nieden eins der interessantesten und schönsten Dörfer der ganzen Mark Brandenburg ist. Vom Burgwall aus hat man eine herrliche Aussicht in die Gegend und auf die alte Straße des Mittelalters, die den Osten mit dem Westen verband, die jetzt von Kornfeldern überdeckt ist, nachdem ihre Rolle ausgespielt ist.

⁹⁹⁾ Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Bd. III, Teil I „Prenzlau“ Berlin 1921, S. 130.

Erntemorgen. / Von W. Groß.

Nun ist die Zeit, daß jedes Feld in Reife ährt.
Doch eh' die Sense rauschend durch die Halme fährt,
Der Bauer sinnend an dem Raine steht.
Er hebt die schwiel'gen Hände zum Gebet

Und spricht getrost: „Herrgott, wi bidden di,
Wes uns oof dißen Ault gerecht un trü.“
Dann stülpt den Strohhut er auf's schweiß-
[gewohnte Haupt,
Greift wacker nach dem Sensebaum und mäht
[und glaubt.

Puter und Puterinchen.

Eine vorurteilsfreie Geschichte. / Von Maria Schäfer.

Im Paradiese herrschte wie bekannt lauter Frieden und Eintracht. Alle Tiere vertrugen sich ausgezeichnet, der Löwe mit dem Lamm, der Hund mit der Katze, die Katze mit der Maus usw. usw. Aber von dem Ehepaar Puter konnte man nicht immer behaupten, daß ihr Liebeshimmel durchaus kein Wölkchen aufzuweisen hatte. Wenn es nämlich ans Futtern ging, so schnappte er seiner besseren Hälfte immer die schönsten Bissen vorweg. Da sagte Puterinchen eines Tages: „Das halt ich nicht länger aus!“ und lief ihm davon.

Aber weit kam sie nicht, denn die Paradiespforte war zugeschlossen und Gott-Vater hatte den Schlüssel. So fand denn der erboste Puter sein Weibchen bald, tollerte entsetzlich vor Zorn und ging dann mit ihm zum Adam; der war ja zum Herrn über alle Tiere gesetzt.

Adam saß in einer Laube von Zelängerjelierbeeren und war gerade dabei, ein Gericht Paradiesäpfel zu verzehren. Er war just nicht sonderlich erfreut, daß er beim Mittagessen gestört wurde, zeigte auch nicht allzuviel Verständnis für das Unglück des Puters, und schließlich sagte er, der Puter solle sich einen Sack aus den Blättern der Lotosblume machen und solle seine Ehehälfte da hineintun, dann hätte er sie immer bei sich und unter Aufsicht. — Puterinchen legte entschieden Protest gegen diesen Richterpruch ein; aber das half ihr nichts. Der Herr der Schöpfung sagte ärgerlich und ungeduldig: „Laß mich jetzt in Ruh! Ich muß meinen Mittagschlaf halten und außerdem tut mir die eine Rippe so weh — o so weh! Vielleicht verschlaf ich die Schmerzen!“ und dabei gähnte er, daß Puter und Puterinchen fürchteten, er könne sie über schlucken. Schleunigst machten sie sich aus dem Staube und trollten sich heim.

Nun machte sich der Puter daran, die großen Blätter der Lotosblume zu pflücken, die wie riesige Teller auf den Teichen lagen. Eine leichte Arbeit war das nicht für ihn, dieweilen er kein Sumpfhuhn war. Auch mußte er sich hüten, dem Ichthyosaurus, der in diesen Gewässern zu Hause war, dabei auf den Zeh zu treten, denn der alte Geselle konnte recht ungemütlich knurren.

Unterdes stand Puterinchen am Ufer und lachte. „Wirst du denn auch einen Sack fertigbringen?“

„Pah! eine Kleinigkeit!“ — Daß er heimlich zum Webervogel ging, der ihm die Arbeit liefern sollte, brauchte sie ja nicht zu wissen.

Endlich konnte er ihr denn auch wirklich einen kunstvoll vernähten Beutel aus Lotosblättern zeigen.

„Soho!“ rief sie ärgerlich, „glaube nur nicht, daß ich da hineinkrieche!“ Er wollte ihn ihr überstülpen, da haakte und fragte sie wie toll, und ritsch-ratsch zerriß der Sack. Nun lachte sie wieder: „Da hat dir der Adam einen schönen Rat erteilt! Was weiß der überhaupt von den weiblichen Wesen! Der alte Einspänner der! Wenn er eine Frau hätte, würde er wohl gescheiter sein!“

„Was du da für Unfönn zusammenschwast!“ meinte der Puter ärgerlich. Er war überhaupt so wütend, erstens wegen des Mißerfolges, zweitens über seine Frau und drittens über den Adam. Ja, auch über den Adam! Der hatte ihm wirklich einen schlechten Rat erteilt! So ein kleiner Webervogel konnte wohl in einen Blättersack schlüpfen, aber doch nie und nimmer eine ausgewachsene Puthenne!

Lief er also wieder zum Adam. Aber wie mußte er staunen, als der Herr der Schöpfung nicht mehr allein in der Weißblattlaube saß, neben ihm saß wahrhaftig eine Frau!!

Adam war nicht sehr erbaut, daß er mitten in seinem Schäferstündchen gestört wurde. „Was willst du denn schon wieder?“ wurde der Puter angefahren. Der brachte nun sein Anliegen vor; aber Adam meinte ärgerlich: „Ach! laß mich in Ruh! Vertrag dich mit deiner Frau. Siehst du, so wie ich! Wir sind ein Herz und eine Seele, die Eva und ich; und nie zanken wir uns beim Essen, alles teilen wir brüderlich und schweesterlich, jeden Apfel, jede Birne! Also geh und sei gescheit!“

Aber Eva war nun neugierig geworden, und sie fragte: „Was ist's denn mit dem Sack?“

Da erzählte ihr der Puter, daß ihm sein Weib habe fortlaufen wollen und daß ihm Adam den Rat gegeben, sie in einen Sack aus Lotosblättern zu stecken.

„So, so“, sagte Eva mit einem eigenen Seitenblick auf ihren Gemahl.

Während sie nun das Kunstwerk des Webervogels aufmerksam betrachtete, zeterte und kollerte der Puter, was er nur konnte, schimpfte auf sein Weib und ließ keine gute Feder an ihr.

„Dem müßte sein Schandmaul verbunden werden“, dachte Eva; dann rief sie mit süßer, lockender Stimme: „Komm mal her, mein Putt-putthähnchen!“ Und als der Puter ganz dicht bei ihr war, nahm sie den Sack und klebte ihn ihm an die Nase, so daß er wie ein häßlicher Lappen vor seinem Schnabel baumelte.

„So sollte es allen Lästerzungen ergehen!“ sagte Eva, „und nun troll dich heim, und wehe dir, wenn du nicht lieb bist zu deinem Weibe — sonst kommt's noch schlimmer für dich!“ — „Ja“, rief Adam, „wer Zank und Streit macht hier im Paradiese, der wird hinausgeworfen, einfach hinausgeworfen! Merke dir das!“

„Den sind wir los!“ lachten sie, als sie wieder allein waren und sich küßten in der Laube.

Als der Puter zu Hause ankam, ließ er erst mal gehörig seine Wut aus. Er kollerte und tobte — es war fürchterlich. Und den verfl. . . . Sack bekam er nicht wieder herunter, der war angewachsen! Zum Verrücktwerden war das! — Puterindchen lachte ihn aus und segnete im Herzen die neue Herrin der Welt. Aber schließlich tat ihr ihr Mann doch leid. Sie schleppte ein großes Weizenkorn herbei und sagte: „Na isß mal erst!“ Aber das war nicht so leicht! Der verdammte Sack hinderte den Puter am Fressen. Sie redete ihm gut zu und ertrug seine Schimpfreden mit Geduld. Endlich lernte er auch auf diese Weise essen — aber das merkte er wohl, leicht wurde es ihm jetzt nicht mehr, immer schnell die besten Bissen wegzuschnappen! Puterindchens Schnabel war nicht so behindert. Nun, mit der Zeit gewöhnte er sich daran, aber ärgern tat er sich doch jedesmal, wenn ihm der lästige Beutel ins Futter hing. Im großen Ganzen vertrug er sich indessen jetzt besser mit seinem Weibchen, und sie tat ihm auch alles zuliebe. Ja, eines Tages beschenkte sie ihn sogar mit einem Gelege von sechs großen Eiern.

Nun war ja die Freude groß, und der glückliche Papa schlug vor lauter Entzücken ein wunderschönes Rad mit seinem Schwanz. Puterindchen glaubte nie etwas Herrlicheres gesehen zu haben.

Aus den Eiern kamen drei kleine Puter und drei kleine Puterindchen. Als aber die Hähnchen größer wurden, da wuchs ihnen — o Entsetzen — allen genau ein solcher Schladderjack über der Nase wie dem Vater! Rein! Das ging über den Spaß!!

So machten sich denn die besorgten Eltern mit ihren sechs Kleinen auf nach der Geißblattlaube. Aber die war leer! Adam und Eva waren fort.

Wohin?

„Hinausgeworfen!“ sagte die Schlange, die mit grünlicherndem Leib in einem Baume hing.

„Hinausgeworfen?! Haben sie sich denn gezankt?“

„Ja, wegen eines Apfels. Es war verboten, von diesem Baume zu pflücken; aber was sie war, die Eva, die tat es doch, und sie gab ihrem Mann noch davon ab, und als Gott-Vater die beiden abends zur Rede stellte, da schob er alle Schuld auf sein Weib, und wenn der liebe Gott ihm nicht so eine naschhafte Frau gegeben hätte, dann wäre alles nicht geschehen! — Da ist's denn Gott-Vater zu bunt geworden; die Paradiespforte hat er aufgemacht und „Au aber raus!“ hat er gerufen. Na, da mußten sie ja denn wohl oder übel raus, und weil sie die Tür offen ließen, sind fast alle Tiere ins Freie — — der Ruckuck sucht seine Frau immer noch — aber schließlich wird er sie da draußen ja wohl irgendwo finden. Wenn ich euch raten soll, zieht auch aus, denn hier ist nun nichts mehr los, ich soll sogar Erde fressen! Aber ich werde mich schwer hüten! Lamnbraten ist mir schon lieber!“

Entsetzt floh der Puter mit seiner Familie vor der gottlosen Rede der Schlange; wie ihre grünen Augen nach den unschuldigen kleinen Puten gegiert hatten! Schlimme Zeiten waren gekommen. Vielleicht daß man die Menschen noch irgendwo antreffen konnte, dann sollte Frau Eva den bösen Bann von den Puterhähnen nehmen!

Ob sie sie angetroffen haben, wird nicht berichtet. Ob Eva es nach dem Sündenfall nicht mehr konnte — oder ob sie es nicht wollte? — Jedenfalls hängt dem Puter der Schladderjack noch immer um den Schnabel, und darüber ärgert er sich auch immer noch, denn das Aergern ist ihm zur zweiten Natur geworden, vielleicht macht es ihm Spaß.

Alte Handwerksstätten und ihre Rechte im Kreise Prenzlau.

Von E. Radler, Baumgarten.

Unser Heimatland die Uckermark ist althistorisch-dokumentiertes Kulturland. Zeugen der Vorzeit, der ältesten Zeit bekräftigen diese Behauptung. Aufzeichnungen ältester Handschriften und Privilegien beweisen die stete Regsamkeit seiner Bewohner. Obwohl der Dreißigjährige Krieg unendliche Einbuße an Menschenleben und die fast völlige Vernichtung der heimischen Kulturgüter brachte, konnte er dennoch die geistige Grundlage heimatlich-menschlicher Willens- und Schaffenskraft nicht vernichten. Diese aufs Neue zur Geltung zu bringen, ihre Kraft dem jungaufstrebenden Staate Brandenburg-Preußen nutzbar zu machen und sie unter den Schutz der Obrigkeit zu nehmen, ließ es sich der Große Kurfürst angeeignen sein lassen, neben der Förderung der bäuerlich-landwirtschaftlichen Interessen insbesondere Handel und Gewerbe in der Stadt und auch auf dem platten Lande zu fördern. Ohne die notwendig helfende Unterstützung des Handwerks konnte der Bauer die Wirtschaft nicht in Ordnung halten, ohne die Erzeugnisse des Handwerks der Handel nicht belebt werden. So kam es, daß nach der Uebernahme des in so trauriger Gestalt verbliebenen Landes des Kurfürst Friedrich Wilhelm die Handwerker nicht nur gewerksmäßig privilegierte, sondern auch katastermäßig Festlegungen der Handwerksstätten auf dem Lande traf. Wie uns aus den Mitteilungen alter städtischer Gewerksakten bereits bekannt ist, sollten in den Städten lediglich soviel Handwerker geduldet werden, als sich dort ernähren konnten. Für die Handwerkerstellen auf dem Lande galt ein gleiches. Schon wenige Jahre nach dem großen Kriege sind im Jahre 1653 demgemäße Festlegungen in Form eines Landtagsrezesses getroffen worden, der wortlautend im § 6 die rechtliche Grundlage der auf dem Lande befindlichen Handwerksstätten regelt. Für die Duldung der von altersher dort gebräuchlichen Gewerbebetriebe und ihre Verteilung auf die einzelnen Berufsgruppen sollte der bereits auch oben erwähnte Grundsatz ferner seine Geltung beibehalten. Als für das bäuerliche Leben notwendige Berufe werden in erster Linie Schneider, Schmiede und Leineweber erachtet, denen nach den Ausführungen des Rezesses noch die der Radmacher und Zimmerleute zuerkannt werden. Neben diesen fünf Berufen, „die der Landmann besonders zur Noth hat“, sollten,

wenn gegebenenfalls den Stadtgewerken daraus Nachteile erwachsen würden, keine anderen Berufsvertreter gelitten werden. Als solche werden insbesondere: „Väder, Fleischer, Tuch- und Zeugmacher, Tischler, Schuhmacher, Stellmacher (Radmacher sind eine besondere Gruppe) und wie sie noch andere Namen haben mögen“ aufgeführt. In den folgenden Artikeln wird freilich anschließend betont, daß es der Obrigkeit jederzeit freistehe, nach Abgehen eines der fünf benannten Handwerksvertreter einen andern mit der Neubesezung der Stelle zu betrauen, bezw. eine weitere Handwerkerstelle einer besonders notwendig erscheinenden Profession anzusehen. Daraus mag sich das spätere Vorkommen von sogenannten Landmeistern aus den zuletzt benannten Handwerken erklären. Den zuerst benannten Handwerkern aber wurde das Recht der Steuerfreiheit bei der Akzise eingeräumt, von der sie auch bis 1653 frei waren. Zur Pflicht aber wurde allen auf dem Lande geduldeten Meistern gemacht, daß sie Handwerks- und Zunftgebrauch mit den nächsten Stadtgewerken pflegten. Gesellen zu halten oder Lehrlingen auszubilden, dieses Recht hatten die Landmeister nicht, es sei denn, daß sie Stadtmeisterrechte trotz ihrer Ansässigkeit auf dem Lande erwarben. Dafür mußten sie je nach Größe der Stadt besondere Fähig- und Fertigkeiten aufweisen, die für jeden Beruf einzeln aufzuführen wären. — —

Falls sich nun bei dem Erlaß des Rezesses noch Handwerker auf nicht katastermäßig festgelegten Stellen befanden, so hatten diese sich nach Ablauf von zwei Monaten in die Stadt zu begeben, sonst aber ihre handwerksmäßige Betätigung einzustellen. Verblieb dennoch ein Handwerker trotz dieser Bestimmung auf dem Dorfe, so sollte eine Betätigung zweier Handwerksvertreter ganz entschieden vermieden werden; man versuchte daher durch eine Sonderbelastung des einen mit 6 Gr. Nahrungsgeld diesen zum Abzuge in die Stadt zu zwingen. Tat er es dennoch nicht, so wurde die Stelle endgültig nach seinem Ableben eingezogen und die bisher geduldete Betätigung nicht mehr gestattet. Aus dem dem Rezesß beigefügten „Katastrum der Handwerker auf dem Lande in der Uckermark nach dem von Sr. Königl. Majestät Friedrich Wilhelm I. Sub dato den 4. Juni 1718 verfügten Erlaß“ entnehmen wir für die Orte unseres Heimatkreises folgende Angaben:

	Wohns, Schmiede	Lauf- der	Schnei- der	Garms weber	Rades macher	Zimmer- leute		Wohns, Schmiede	Lauf- der	Schnei- der	Garms weber	Rades macher	Zimmer- leute
Blumenhagen							Lübbenow	1	—	1	1	—	—
bei Strasburg	1	—	1	1	—	—	Zemmersdorff	—	—	1	1	1	—
Briekze	1	—	1	—	—	—	Milow	1	—	—	1	—	—
Beenz	1	—	—	—	—	—	Menkin	1	—	—	—	—	—
Bandelow	1	—	1	1	—	—	Malchow	1	—	—	1	1	—
Bajedow	—	—	—	—	—	—	Neuensund	1	—	—	—	1	—
Berckholz bei Löcknitz	1	—	1	2	—	—	Nechlin	1	—	1	1	—	—
Bagemühl	1	—	—	—	—	—	Neuenfelde	1	—	1	1	—	—
Battin	1	—	1	—	—	—	Nieden	1	—	1	—	—	—
Brüßow (ist ein Altzifestädtchen)	—	—	—	—	—	—	Papendorff	1	—	—	1	—	—
Brellin	1	—	—	4	—	—	Polsow	1	—	—	—	—	—
Bietow	1	—	—	—	—	—	Röpersdorff	1	—	1	—	—	—
Blindow	1	—	—	—	—	—	Rosow	1	—	2	—	1	—
Baumgarten	1	—	—	—	—	—	Rollwitz	1	—	1	—	—	—
Craak	2	—	1	1	—	1	Rogow	1	—	—	—	—	—
Carmow	1	—	3	3	—	—	Schwarzensee	1	—	—	—	—	—
Wedelow	1	—	—	—	—	—	Schlepfow	1	—	—	—	—	—
Dochow	—	—	—	—	—	—	Sternhagen	1	—	1	1	—	—
Damerow	1	—	—	—	—	—	Schönwerder	1	—	1	1	—	—
Dauer	1	—	—	—	—	—	Schapow	1	—	2	2	1	—
Drenjen	1	—	—	—	—	—	Schönermark bei Prenßlow	2	—	2	2	1	1
Dammen	1	—	—	—	—	—	Schmölln	1	—	—	—	—	—
Ellingen	—	1	1	1	—	—	Schönefeld	1	—	—	—	—	—
Eickstedt	1	1	—	—	—	—	Schmarow	1	—	—	2	—	—
Fahrenholz	1	—	—	—	—	—	Seelübbe	1	—	—	—	—	—
Falkenhagen	1	—	2	1	—	—	Schwaneberg	1	—	—	—	—	—
Fahrenwalde	1	—	—	1	—	—	Schentenberg	1	—	—	—	—	—
Güterberg	1	—	—	—	—	—	Trebenow	1	—	1	1	—	—
Gollmiz	1	—	1	2	1	1	Taschenberg	1	—	1	2	1	—
Groß-Sperrenwalde	—	—	—	—	—	—	Trampe	1	—	1	1	—	—
Grüneberg	1	—	—	—	—	—	Tornow	1	—	1	—	—	—
Göriz	1	—	1	1	—	—	Werbelow	1	—	1	1	—	—
Grenz	1	—	—	—	—	—	Wismar	1	—	—	1	—	—
Grünow	1	—	—	—	—	—	Wilßow	1	—	—	2	1	—
Holzendorf	1	—	1	1	—	1	Wulfeshagen	1	—	1	—	1	—
Hüstow bei Prenßlow	1	—	2	2	—	1	Wittstoc	—	—	—	—	—	—
Grimmen	1	—	—	—	—	—	Woddow	1	—	—	—	—	—
Hildebrandshagen	1	—	—	—	—	—	Walmow	1	—	1	1	—	1
Heßdorf	1	—	—	1	—	—	Wegenow	1	—	—	1	—	—
Hindenburg bei Prenßlow	—	—	—	—	—	—	Wejeliß	—	—	—	—	—	—
Jagow	1	—	1	—	—	—	Wollin	1	—	—	—	—	—
Kußerow	1	—	1	1	—	—	Zarnitow	1	—	1	1	—	—
Klein-Spiegelberg	—	—	—	—	—	—	Zollchow	1	—	—	—	—	—
Klein-Lufow	1	—	1	1	—	—	Zerrenthin	1	—	1	2	1	—
Klepelshagen	1	—	1	1	—	—	Züsedom	1	—	—	—	—	—
Klintow	1	—	—	1	—	—	Ziementdorff	1	—	—	—	—	—
Klockow	1	—	—	—	—	—							
Kafelow	—	—	—	—	—	—							
Kremzow	1	—	—	—	—	—							
Kleptow	1	—	—	2	—	—							
Lindhorst	—	—	—	—	—	—							

Diese Stellen wurden nach den unter obigem Datum publizierten Principis Regulativis und anderer Verordnungen auf den Dörfern als bestehend erachtet, da sie sich seit alter Zeit dort eingebürgert hatten, also gebräuchlich-überlieferter Charakters waren. Es sollte auch ferner dabei

verbleiben. Friedrich Wilhelm I., als Preußens größter innerer König, verfehlte es daher nicht, diese Stellen besonders zu resolvidieren und den Land- und Polizeireitern auf das dringendste anzupfehlen, auf nicht privilegierte Handwerksstätten auf dem Lande zu achten. Der ursprüngliche Satz des Landrezesses bei etwaiger Duldung anderer Stellen wurde auf 4 Tlr. heraufgesetzt. Diese Summe war so lange zu entrichten, bis der Handwerker starb oder er es dennoch vorzog, seinen Wohnsitz in die Stadt zu verlegen, was ihm von Anfang an von den Polizeireitern stets empfohlen wurde.

Da damals noch der Gewerbezwang bestand, der einerseits die Zugehörigkeit der Landmeister zu den nächsten Stadtgewerken vorsah, kam andererseits das noch nicht gelöste Hörigkeitsverhältnis zu den meist adligen Grundherren hinzu. In den Regulierungsprotokollen der auf Grund der Steinischen Reformen später durchgeführten Separation ist daher in den meisten Dörfern unseres Heimatkreises eine Regelung mit den durch den Landrezess von 1653 privilegierten und durch die Aufzeichnung des obengenannten Katastrums aufgeführten Handwerksstätten eine besondere Auseinandersetzung getroffen worden. Wie die übrigen bäuerlichen Wirte des Dorfes, so waren auch die Handwerksstelleninhaber Erbpächter. Während die bäuerlichen Hofinhaber der Gutsherrschaft zumeist die Hälfte des Landes für die Ueberlassung der Höfe abtraten, wurde den Handwerkern zumeist alles Land mit Ausnahme der Gärten und Wöhrden genommen, da ihnen in erster Linie die Einkünfte des Gewerbes zur Lebensunterhaltung zur Verfügung standen. Es wurde aus diesen Gründen zumeist verfügt, daß Gutsherrschaft und bäuerliche Hofbesitzer des weiteren bei den Dorfhandwerkern pflichtmäßig weiter arbeiten ließen. Wo jedoch diese Landabtretung unterblieb, konnten auch die demgemäß zu folgernden Rechtsverpflichtungen der übrigen Beteiligten nicht geltend gemacht werden. (Rezess der Gemeinde Wismar.) — Ueber eine althergebrachte Regelung der Beziehungen zwischen Gutsherrschaft und Handwerker vor der Durchführung der Separation aber unterrichtet uns ein Rezess der Erbpachtschmiede zu Baumgarten. Abmachungen der gleichen Art mögen sich mit dem Inhalt desselben an anderen Orten unseres Kreises decken. Demnach gehörte dem Schmied, der Zeitpächter in Erbpacht war, die Schmiede, das Wohnhaus nebst einem Garten von 6 Meßen Aussaak, eine Hufe steuerbaren Landes und eine Wöhrde von $\frac{3}{4}$ Morgen. Für die Erwerbung des Besitzrechtes und der Ausübung des Gewerbes waren 400 Rtlr. Erbstandsgeld zu zahlen, die

jeweils, falls der Besitz sich nicht vererbte, von dem Nachfolger an den Vorgänger zurückzuerstatten waren. Daneben war ein jährlicher Pachtzins (3 Taler für das Haus, 16 Taler für das Land und 10 Taler für die Wöhrde) zu entrichten. Ferner erhielt die Herrschaft jährlich eine Gans, ein Huhn und eine Mandel Eier. Geht der Besitz trotz der freigestellten Erbfolge in andere Hände über, so hatte der bisherige Inhaber vor Veräußerung desselben der Herrschaft davon Mitteilung zu machen, die rechtlich das Vorkaufsrecht zum Zwecke der Klückerwerbung hatte. Verzichtete diese darauf, so hatte der neue Schmied der Herrschaft 5 Taler Laudemien-Gelder zu zahlen. Demgegenüber hatte der Inhaber ebenfalls besondere Rechte. Die Herrschaft gewährte ihm jährlich 8 Taler Lohn, zwanzig Scheffel Roggen, einen Scheffel Erbsen und die Aussaat von zwei Meßen Weizen. Dafür mußte er Sommer und Winter die Pferde in Beschlag halten, auch alles eiserne Wirtschaftsggerät unentgeltlich reparieren. Zu seinen Verpflichtungen gehörte auch die sogenannte schwarze Arbeit. Andere als sogenannte neue Schmiedearbeit bezeichnete Ausführungen seines Gewerbes wurden ihm nach einem besonders aufgeführten Preisverzeichnis vergütet. Die Herrschaft hatte dafür die Verpflichtung, ihm das Handwerkzeug zu liefern. Bei der Anfertigung von neuem Schmiedezeug war jedoch der Herrschaft die Freiheit eingeräumt, die notwendige Arbeit anfertigen zu lassen, wo sie es wollte. Neben der Gutsherrschaft waren die Bauern ebenfalls pflichtmäßig an den Dorfschmied gebunden. Für den Hufbeschlag und die schwarze Arbeit erhielt der Schmied von jedem Bauern jährlich einen Taler und vier Groschen und vier Scheffel Roggen. In Ausführung der neuen Arbeit galten die gleichen wie bei der Gutsherrschaft. Die Gemeinde mußte ihm außerdem die Kohlenfuhrn unentgeltlich leisten, wozu das Gut gleich einem einzelnen Bauernhofe die Fuhrn übernimmt.

Die bei der Schmiede befindliche Hufe war abgabepflichtig. Der jeweilige Inhaber mußte für diesen Teil seiner Besitzung Abgaben an Kontributions- und Kavalleriegeldern entrichten und sämtlichen anderweitigen Verpflichtungen, die sich aus dem Besitz ergaben, nachkommen. Davon wurden auch die bürgerlichen Verpflichtungen innerhalb der Dorfgemeinschaft berührt. Diese Festsetzungen entstammen der Zeit vom Mai 1786 und wurden durch den damaligen Patronatsheeren Grafen Ernst von Schlippenbach auf Schloß Schönermark als Erbpachtvertrag unterschrieben bestätigt. Eine Abschrift desselben be-

findet sich bei den geschlossenen Grundakten der Gemeinde Baumgarten.

Die Durchführung der Steinschen Reformen, ihre Auswirkung in dem Aufhören des Hörigkeitsverhältnisses zu den bisherigen Grundherren und die verfügte Freiheit des Handwerkerstandes in Gewerbefreiheit und Zusammenschluß nach freier, persönlicher Entscheidung hat manches an dem Bestehenden geändert. Diese Aenderungen haben innerhalb unseres Kreises neue rechtliche Grundlagen verschiedenster Art geschaffen, so daß sich ein allgemein geltendes Urtheil und Bild dar-

über nicht abgeben und beschreiben läßt. Die Eingemeindung der Gutsbezirke in der Gegenwart geht darin ebenfalls einen Schritt weiter, der seiner Auswirkung auch auf diesem Gebiet bedarf. Dennoch aber zeigt uns der Blick auf die Vergangenheit, die sich in historischer Folge mit der Gegenwart zeitlaufend die Hand reicht, daß in jenen Handwerksstätten althergebrachter Art mit ihren Rechten und Pflichten der Geist der Arbeit neben dem auf dem Felde sich mühen- den Bauersmann lebte und webte und stets waltend am Werke war. So Gott will, mag er es auch ferner bleiben!

Die Mode.

Ein Beitrag zu ihrer Seelenkunde.
Von R. Gendte, Prenzlau.

Was praktisch, schön und kleidsam ist:
die Mode mag's nicht leiden.
An solchen Dingen kann ein Narr
die Augen doch nicht weiden.

Natürlichkeit und deutsche Art
erregen ihr Entsetzen.
Das merke Dir! Du könntest sie
sonst einmal schwer verletzen.

Was kümmert sie die Schicklichkeit,
und was der Sittenkoder?
Wenn sie's für angemessen hält,
so schminkt sie sich — —

Mit Puderquast und Lippenstift
steht sie auf bestem Fuße.
Ihr Freund, der Taschenspiegel, würzt
ihr angenehm die Nase.

Heut kauft sie einen dicken Zopf,
ihr Köpfchen hübsch zu zieren,
und morgen schneidet sie ihr Haar
und läßt es „ondulieren“.

Sie sieht den Schmortopf stehn und denkt:
„Jetzt kühle ich mein Mütchen!“
Sie setzt ihn auf den „Bubitopf“
und trägt ihn schief als Mütchen.

Die Mode mag den Nacken gern
mit einem Pelz beladen;
den Busen trägt sie hübsch entblößt,
auch liebt sie nackte Waden.

In einen engen Beinling steckt
sie flott die beiden Beine,
bespiegelt hinten sich und vorn
und jubelt: „Das ist feine!“

Dann plötzlich wechselt ihr Geschmack.
Sie ändert schnell die Maße
und fegt mit einer Schleppe brav
den Kehricht von der Straße.

Ein Fuß, wie ihn der Herrgott schuf,
der scheint ihr nicht zu taugen.
Verkrümmte Zehen liebt sie sehr
und dicke Hühneraugen.

Drum setzt die Fersen sie geschickt
auf spannenhohe Stelzen
und preßt die Zehen mit Gewalt
steil abwärts in zwei Spelzen.

Die Mode rümpft das Näschen stolz
wenn Männer sie verlachen,
und wenn die Buben hinter ihr
die ärgsten Glossen machen.

Sie trippelt seitwärts schief dahin
und ruft: „So tanzt man heute!“
Erschrocken und verwundert schau'n
sich's an die alten Leute.

Verkörpert ist sie, kurz gesagt,
ein Kobold voller Laune,
der dauernd Kapriolen schießt,
damit man ihn bestaune.

Ihr Frauen hold, ihr Mägdlein schön,
ich bin ein alter Knabe;
entschuldigt, bitte, daß ich mir
das Herz erleichtert habe.

Das Geheimnis des Roland.

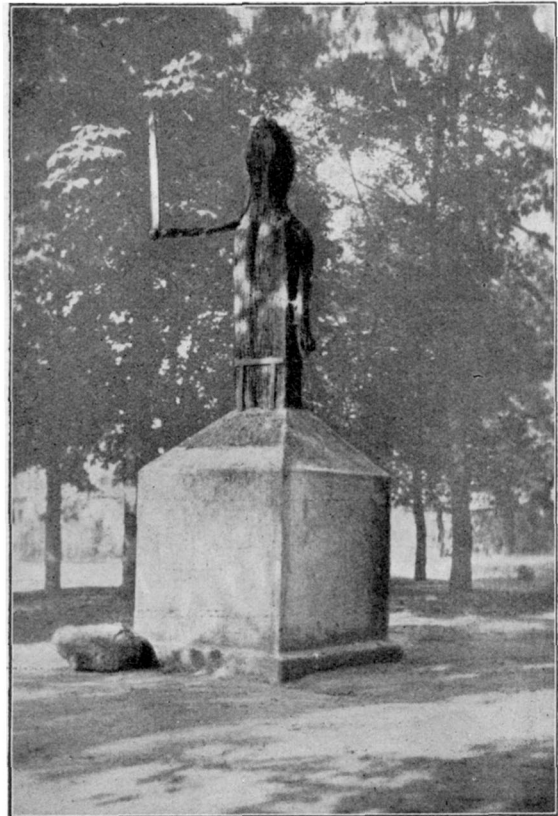
Von Prof. Robert Mielke. / Mit 2 Abbildungen.

Der Lärm des Vertehes umtobt, aufdringliches Licht umfunkelt ihn; oft kreischt der Wagen einer Schnellbahn in seiner Nachbarschaft. Er aber blickt mit steinerner Gelassenheit herab auf die unruhigen, hastenden Menschenlein zu seinen Füßen, als wollte er sagen: „Dat is all so weit. Upräjung, Lewendicheit, Storm, um id lach öwer se all; id bleew, wat id war, een ollen Mann, de all dat jeen hät jid Jahrhunerten.“ Ja, der steinerne Recke, den Geschichte und Sage verklären, der mit dem Ruhm der Städte verbunden ist und mit seinem Namen in den Kreis Karls des Großen und seiner Paladine zurückreicht, den man mit dem großen Kaiser Otto, mit dem Welfen Heinrich den Löwen in Beziehung bringt, ist von Geheimnissen umgeben. Was hat es zu sagen, daß die Wissenschaft diese Mythen zurückweist als spätere Erfindungen, dem Volke sind sie empfundene Wahrheit, durchdrankt und durchblüht von Poesie und geheimnisvoller Scheu.

Vom Roland sprechen die Stadtbücher und Urkunden, von ihm singt das um 1070 in Frankreich entstandene, 1130 vom „Pfaffen Conrad“ deutsch umgedichtete Rolandslied, von ihm der Schwabe Uhland und die stolze Ueberlieferung der Hansestädte. „Roland der Rief“ ist eine der mächtigsten Persönlichkeiten in der deutschen Volksanschauung; er lebt in der Gegenwart wie in alter Zeit, da sein Wunderschwert Durandot aufblühte im Kampfe gegen die Ungläubigen. Altersgraue Stadtmauern halten ihn, der niemals eine Stadt gekannt, gefangen und haben ihn zum Herold waffenstarker Bürgerschaft gemacht. Und als der seegewaltige Borvort hanseatischer Tüchtigkeit dem Altreichskanzler das Ehrendenkmal an dem Seetore Deutschlands errichtete, fand er kein besseres Symbol für den getreuen Eckart seines Volkes als die überlieferte Gestalt des Roland. Aber das Geheimnis seines Wesens hat der alte Recke niemand verraten. Oder doch? Was wir in ihm sehen, ist im Grunde nur das Wesen unseres Volkes, sind Mut, Troß, Selbstbewußtsein, Treue und andere Züge, die in der Geschichte unseres Volkes sich immer wieder durchkämpfen, wenn sie auch — wie heute — zurückgedrängt worden sind.

Damit gibt sich freilich die Forschung nicht zufrieden. Sie sucht die Wege zu erkunden, auf denen der fränkische Held Eingang in das deutsche Rechts- und Kulturleben gefunden hat. Aber sie

hat das Dunkel, das den Roland umlagert, bisher nicht lichten können. Daß er mit dem sagenumwobenen Paladin Kaiser Karls nichts weiter gemein hat als den Namen, darüber ist man sich einig. Auch daß der Roland, wie eine Untersuchung von P. Platen zu erweisen suchte, an die Stelle Donars getreten ist, hat sich ebensowenig durchsetzen können wie die See 110 siche Erklärung als Standbilder deutscher



Der Roland in Pösklow.

Phot. Westerbots.

Könige. Unererschüttert allein ist die — allerdings durch nichts bewiesene — Volksvorstellung, in dem Recken den Vertreter städtischer Freiheiten zu sehen. Ja, es fehlt nicht viel, daß er sich als eine Art militärischer Heiliger in den Kreis der anerkannten kirchlichen Vermittler drängt. Wie selbstbewußt klingt doch die Hausinschrift: „Rolandt der große Heldt berühmt in aller Welt

hat mich geführt in seiner Hand wie ich jeder-
mann bekannt. 1737.“ Daß diese Zwitterstel-
lung: halb Stadtheiliger, halb Rechtsträger nicht
ganz unbegründet ist, wird sich am Schluß er-
geben. Dennoch ist die Frage berechtigt: „Wer
verbirgt sich hinter dem ehrwürdigen Zeugen
deutscher Stadtgeschichte? Wer ist der geheimnis-

Geheimnisses zu zwingen. Soviel man aber auch
forschte, deutete, auslegte, der alte Schelm hat
nichts verraten, hat im Gegenteil die Fragenden
in die Irre geführt und scheint sich anheimelnd
ganz wohl zu fühlen bei diesem Rätselraten nach
seiner Herkunft. Und das Volk hat ihm dieses
Schweigen nicht verübelt. Dem Roland von



Aus: Mitteilungen des Uckermär-
kischen Museums- und Geschichts-
vereins zu Prenzlau.

Reste des Roland von Prenzlau, jetzt im Uckermärkischen Museum in Prenzlau.

volle Träger der Rolandsüberlieferung, die auch
in der Uckermark feste Wurzeln gefaßt hat?

Ein wahres Kesseltreiben gegen den schweig-
samen gewappneten Herrn ist in den letzten Jahr-
zehnten von Berufenen und Unberufenen ver-
anstaltet worden, um ihn zur Lüftung seines

Nordhausen wird auf die Frage, was er
da mache, die launige Antwort in den Mund
gelegt: „Nichts!“ Ist der Fragende noch weiter
neugierig, dann verlangt der Volkswiß, daß er
ein Stück Holz quer im Munde halte, wenn er
weiter fragen wolle. Das ist Volksanschauung,

die sich in ihrer Weise mit der rätselhaften Gestalt abfindet und die es auch ganz im Stile der Ueberlieferung hält, wenn sich unter der Figur des Paladins der lustige Bruder Eulenspiegel eingenistet hat, oder wenn eine höhnische Frage dem Betrachter von der Standäule entgegengrinst. Mit gewissem Recht faßte das Volk den alten Herrn nicht nur als ein geheimnisvolles Sinnbild städtischer Rechte, sondern auch als einen Träger gesunden Volkshumors auf, der unbekümmert um das ehrwürdige Alter von seinem Standplatze herabsteigt, um in neckischer Unbefangenheit durch die nächtlichen Straßen zu wandeln.

Freilich, als er zuerst — 1259 — als ein Rechtsymbol erwähnt wird, trug er noch nicht seinen Namen; da war auch die Hanse erst im Entstehen. Und es spricht einiges dafür, daß in wenigen Fällen ein Königsbild der Ausgang des städtischen Sinnbildes war. Aber die Spur verliert sich wieder; von neuem umhüllt ihn das Geheimnis bei der Frage: Wie kommen die Königsbilder zu dem Namen Roland? — Wie erklärt sich die Geste des in der Hand befindlichen gezogenen Schwertes, wie die Tatsache, daß der Roland in Schleswig-Holstein zum Mittelpunkt der volkstümlichen Rolandspiele wurde, bei denen ein hölzernes Standbild nicht immer eine würdevolle Rolle spielte?

Die Vermutung liegt nahe, daß das Urbild des Roland nicht auf eine bestimmte geschichtliche Person zurückgeht, sondern daß sich mehrere volkstümliche Vorstellungen in ihm vereinigt haben, die im Volke lebendig waren und mit der Zeit zu einer typischen Figur zusammenwuchsen, zum Träger eines Zeitgedankens wurden. Im einzelnen werden uns die inneren Vorgänge wohl immer unbekannt bleiben, wie bei den meisten unserer volklichen Vorstellungen, aber darin, daß sie in eine poetische Auffassung einbiegen, liegt ein Fingerzeig zu einer dem Volksempfinden naheliegenden Tendenz.

Darin ist sich die Forschung einig, daß die Bürgerschaft unserer mittelalterlichen Hansestädte in dem Roland das Sinnbild ihrer städtischen Gerechtfame erkannte und daß die Ueberlieferung an diesem Gedanken festhielt, als die städtischen Freiheiten im 17. und 18. Jahrhundert immer mehr beschnitten wurden und der alte reißige Herr sich in das Kostüm eines Beamten höherer Ordnung steckte und selbst nach Fürstengunst schielte. Das war freilich vereinzelt, und diese Rolande sind recht zweifelhafter Natur. Doch gerade dadurch, daß das Volk den Roland als den Zeugen der guten alten Zeit erkannte, stiegen in der Volksseele dunkle Ahnungen auf,

geheimnisvolle Sagen, in denen seine geschichtsfremde, geheimnisvolle Unnahbarkeit von dem warmen Leben einer an sich trockenen, unfruchtbar politischen Gegenwart umhaucht wurde. Da wuchsen selbst in Dörfern, in denen aus irgend einem Grunde rolandähnliche Standbilder waren, Vorstellungen von einer einstigen städtischen Vergangenheit auf, die von einer durch nichts begründeten einstigen Größe träumten und — weil sie für eine solche keine Zeugnisse hatten — den begünstigteren Nachbarstädten vorwarfen, ihnen den Roland entführt zu haben. Frenzlau soll sein Standbild aus Pözlau geraubt haben, das sich seit der Zeit mit einem hölzernen Ersatz behalf; der Perleberger Roland soll aus dem benachbarten Cumlosen stammen; der von Reichwalde ist auf dunklem Wege nach dem mächtigeren Guben gelangt, wo er von dem Rathausboden verschwand. Im Dorfe Buch bei Tangermünde steht er noch in doppelter Lebensgröße vor dem Lehnschulzenhof und trauert einer sagenhaften Vergangenheit nach. Aus einem Sinnbild unbekannter Herkunft ist der Roland in langsamer Entwicklung zu einem Typus geworden, der als Sinnbild städtischer Freiheit galt, der aber einer Stadt als solches nie verliehen wurde.

Mit dieser politischen Umwertung verband sich übereinstimmend die Vorstellung von einer früheren Größe und Macht des Gemeinwesens. Wie das Glück von Edenhall an den Besitz des Bechers gebunden war, so sieht das Volk in dem Roland den getreuen Eckart seiner Art. Als der schwarzweiße Schild der Hohenzollern den Bären Berlins überdeckte, sank der Berliner Roland in Trümmern, wurde zum Hohn der demagogischen Bürgerschaft von seinem Postamente heruntergeholt und ist wohl, wenn ihn nicht ein Zufall aus den Fundamenten des Schlosses einmal freigibt oder der Spreegrund seine Reste ans Licht bringt, für immer verloren. Ist also das Sinnbild von seiner Stellung als Wahrzeichen der Stadt in das Dickicht der Sage hinabgestiegen, so lebt es hier — unkontrolliert von der geschichtlichen Forschung — weiter als Held, den die Volksanschauung um so liebevoller mit allen Wünschen und Bestrebungen verstrickt, je weniger es von seiner Vergangenheit weiß. Vielleicht dringt die Forschung einmal bis zu dem Ausgang der Rolandsidee vor und legt ihre Entstehung und Entwicklung dar; sie wird aber kaum die Sagenwelt, die sie umrankt und zu ihrer Volkstümlichkeit beigetragen hat, zerstören. Sie schlingt immer neue Ranken um den greisen Herrn und verbindet dadurch das zermürbte Gestein, das bemooste Holz mit der Gegenwart.

Wie gestaltungsreich sich der Rolandsmythus im Volksempfinden auslebt, bezeugen die Vorstellungen, die sich mit seinem Namen verbinden. Erinnerungen sind es, die sich an irgendein Ereignis knüpfen, dieses in unbestimmten Linien zeichnen und Wahrheit und Dichtung vermengen. Die Stadt Wedel in Holstein soll ihre Zukunft preisgegeben haben, als Bürger gewisse Papiere, die sich in dem Standbilde befanden, an den Landdrosten auslieferten. Von dem Roland in dem nicht weit entfernten Bramstedt erzählt man sich ähnliches, obgleich es sich in diesem Falle wohl um einen Spielroland handelt. Den erwähnten Wedeler Roland, der nach der Ueberlieferung Karl den Großen darstellen soll, umtanzen in der Walpurgisnacht (1. Mai) die Hexen, und es wird von manchem Zwiegespräch berichtet, das zwischen dem steinernen Riesen und einzelnen Bewohnern in gewissen Nächten stattgefunden hat. Es treten hier Vorstellungen zutage, die mit der geschichtlichen Auffassung von dem Standbilde nichts zu tun haben, die aber ihren Ausgang von dem geheimnisvollen Ursprung und der unklaren Bedeutung des Sinnbildes nahmen. Diesem gegenüber versinkt auch der Ernst des städtehoheitlichen Wahrzeichens und macht dem derben Volkshumor Platz. Als in Stendal ein Betrunkener in der Nacht unziemliche Bemerkungen über den alten Herrn machte, drehte sich dieser kurzerhand um und erschreckte dadurch jenen nicht wenig. „Se deit mi wat, he deit mi wat“, rief er entsetzt aus. Ob dieser das Trinken aufgegeben hat, verschweigt die Geschichte; immerhin ist die Stellung des Roland zur Alkoholfrage anzuerkennen. Daß er, wie man das vom Großen Kurfürsten berichtet, von seinem hohen Sockel in der Nacht herabsteigt und durch die Straßen wandelt, auch mit ehrsamem Bürgern redet, wird wiederholt erzählt. Wie gemüthlich und vertraulich mutet es an, wenn die Brakeler ihren Roland als „Kerlchen“ oder „Männeken“ bezeichnen!

Von dem Raube des Standbildes durch eine neidische Stadt ist bereits die Rede gewesen. Es handelt sich dabei in der Regel um Dörfer, aus denen das Standbild in eine Stadt entführt wurde. Man wollte es nicht verstehen, daß der eine Ort infolge seiner günstigeren Lage vorwärts kam, während der andere zurückblieb. Der Roland von Neuhaldenleben, der einst als Denkmal des Herzogs Heinrichs des Löwen in dem Nachbardorfe Heschlingen gestanden und wenig Beachtung gefunden haben soll, ist von den Bewohnern jener Stadt — eingedenk der geschichtlichen Rolle des Welfen — dieser

unwürdigen Behandlung durch nächtlichen Raub entzogen worden. Jetzt steht es als Reiterstandbild in der Tracht des 16. Jahrhunderts auf dem Marktplatze. Ein geschichtliches Standbild scheint auch die angebliche Reiterfigur Ottos des Großen in Magdeburg zu sein, die von dem Volke, seit der frühere Roland verschwunden ist, mit diesem Namen belegt wurde.

Aus den urkundlichen Zeugnissen geht hervor, daß der Roland als Träger der städtischen Freiheit in alter Zeit nicht belegt ist. Um hinter sein Geheimnis zu kommen, hat die Forschung zunächst seine Gestaltung und seine Beigaben: Schwert und Schild, ins Auge gefaßt. In der Regel wird er dargestellt als ein Ritter mit Schwert und Schild, was auch Veranlassung war, ihn auf Königsstandbilder zurückzuführen und diese mit der Verleihung der Stadtrechte in Beziehung zu setzen. Diese in der Hauptsache von dem Geh. Archivrat G. Sello vertretene Ansicht wird jedoch durch die Tatsache erschüttert, daß der Name auch an Standbildern haftet, die solche Beziehungen nicht erkennen lassen, und daß auch Dörfer, die nie dergleichen Rechte hatten, einen Roland besaßen. Sie einfach als spätere Erdichtungen aus der Liste zu streichen oder sie als Spielrolande zu erklären, geht nicht an, da dem die Volkserklärung entgegensteht.

Vielleicht aber zeigt sich noch ein anderer Weg, hinter das Geheimnis zu kommen. Wenn der Wedeler Roland auf der Krone noch ein Kreuz zeigt, das von einem hervorragenden Vertreter historischer Forschung, dem Professor R. Schröder in Heidelberg, als Marktkreuz erkannt wurde, dann deutet diese Tatsache auf einen kirchlichen Ursprung auch der Rolandsbilder. Die älteste Darstellung in Bremen, die für 1259 gesichert ist, hatte einen hölzernen Vorläufer. Dieser 1404 von dem gegenwärtigen Steinbilde ersetzte Roland dürfte Vorbild auch für das neue Standbild gewesen sein. Dieses trägt einen langen Mantel und in der Rechten das aufgerichtete Schwert, während die Linke nach dem Gürtel faßt und von dem über der linken Schulter herabhängenden Adlerschild teilweise verdeckt ist. Die gleiche Gewandung und Geste zeigt eine Statue des hl. Patroklos, des Stadtheiligen von Soest, im dortigen Münster aus dem 12. Jahrhundert, also aus der Zeit des angeblich ältesten Roland in Bremen. Der rechte ausgestreckte Arm trägt das Schwert, während die Linke den Adlerschild vor den Leib hält. Der vom Rücken herabwallende Mantel und das unbedeckte Haupt des Heiligen und des steinernen Roland gleichen sich so, daß man auf

enge Beziehungen zwischen beiden mittelalterlichen Großstädten schließen muß, entweder daß sich die Schöpfer nahestanden — Soest ist von Bremen nur 115 Kilometer entfernt —, oder es hat beiden Künstlern ein gemeinsames, für die Zeit typisches Bildwerk vor Augen gestanden. Der hl. Patroklos war ein tapferer Krieger, der erst spät den Weg zum Heiligenleben fand. Kriegerische Heilige waren aber im frühen Mittelalter sehr beliebt — besonders bei Fürsten und Städten. Der hl. Georg, der hl. Martin, der Schutzpatron Frankreichs, Würzburgs und des Erzbistums Mainz, im weiteren des fränkischen Merowingerhauses, der hl. Mauritius (Moriz), der Führer der Thebaischen Legion, Patron des Erzstiftes Magdeburg und des Wettinischen Fürstenhauses, der als ein Ritter mit Fahne erscheint und in den ober-sächsischen Gebieten sehr verbreitet ist, und schließlich der hl. Patroklos, stehen sich nach Geschichte, Bedeutung und auch nach der Geste sehr nahe. Schwert bezw. Lanze und Schild sind für diese kriegerischen Heiligen charakteristisch.

Es kann nicht weiter auffallen, wenn ein solches Standbild, das für ganze Landgebiete einheitlich war und das sich häufig an den Sätzen der hohen Geistlichkeit befand (Soest, Münster, Mainz, Magdeburg), schnell und leicht umgedeutet wurde, als die Kämpfe zwischen dieser und der Bürgerschaft entbrannten und den Ortsheiligen zum Vertreter der städtischen Freiheit machten. Mit der Erstarkung der Hanse haben dann offenbar auch kleinere Märkte den Heiligen bezw. den Roland zum Träger der städtischen Gerechtfame gemacht, ohne dazu anders berechtigt zu sein als durch das Beispiel der anderen und ohne viel nach seiner geschichtlichen Beglaubigung zu fragen. Die weitgedehnten Ueberlandverbindungen der Hanse, die in der Hauptsache von den süddeutschen Städten ausgingen, in denen der Ortsheilige oft als Brunnenfigur er-

scheint, haben Namen und Bildsäule selbst bis nach Dalmatien (Mugusa) getragen, ohne daß darin etwas mehr zu sehen ist als die Uebertragung eines deutschen Renaissancemotivs — der Brunnen säule — in einen fremden Volks- und Kulturkreis.

Wenn es auch nicht gerade befremdlich sein kann, daß an die Stelle eines Kirchenheiligen der Paladin Karls des Großen getreten ist, so ist dieser Wechsel begünstigt, vielleicht beschleunigt worden durch das im 12. Jahrhundert in Deutschland bekannt gewordene Rolandslied, das in Frankreich, wo die Karlslegende nie ganz erlosch, entstand, wo aber auch die Rolandspiele als höfische Veranstaltungen ins Leben traten. Und auch hier ist es nicht ohne Bedeutung, daß die früheste Erwähnung der Spiele in Magdeburg ist, in der Hauptstadt des Gebietes, in dem sich besonders viele Rolande befinden (Bratel, Obermarsberg, Bremen, Bederskesa, Bramstedt, Wesel, Halberstadt, Quedlinburg, Calbe, Stendal, Buch, Nordhausen, Neustadt a. S., Questenberg, Erfurt) und sich mit der ostdeutschen Kolonisation über die Elbe verbreiteten (Perleberg, Zerbst, Halle, Belgern, Burg, Brandenburg, Prenzlau, Berlin, Pöhlow, Zehden, Reuhaldensleben, Posen). Aber Rechtsymbole im engeren Sinne sind sie nie gewesen, konnten es auch nach ihrem kirchlichen Ursprunge nicht gut sein. Sie breiteten sich aber aus, weil die Rolandspiele und die Auslegung der Rolandsage in der Dichtung das Standbild zum Sinnbild der städtischen Freiheit, zum Trugbild bürgerlicher Kraft machten, das geradezu als Demonstration gegen die Verlangen der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft diente und seine Umwandlung aus einem Heiligenbild in einen weltlichen Waffenträger begünstigten. So haben auch der Prenzlauer wie der Pöhlower Roland ihre Stellung im Volksleben gewonnen, ohne daß sie als Rechtsymbol beglaubigt sind.

Zu Grabe.

Von G. Schulz.

Sei still! — Sprichst du so laut, wenn Menschen
sterben?

So schweig auch hier! — Hier stirbt ein ganzer
Wald.

Siehst du den Todesglanz nicht, der ihn über-
strahlt.

Wenn sich die Blätter alle herbstbunt färben?

Siehst du sein Blut nicht, das zur Erde tropft,
Sooft der Wind eins in die Halme trägt?

Und horch! Der Spedht dort an der Eiche klopft,
Als wenn man einen Sarg zusammenschlägt. —
Am hellen Himmel zieh'n auf blauen Schwingen
Die Kraniche im Keil dem Süden zu.

Hörst du's? — Die lauten Abschiedsrufe klingen
Wie Feierabendläuten in die Waldesruh.

Gedenkblatt.

Seit Herausgabe des Heimatkalers 1932 hat der unerbittliche Tod eine Reihe von Männern, die ehrenamtlich im Dienste der Öffentlichkeit standen, aus der Arbeit und dem Leben gerissen.

Am 7. Mai 1932 starb der

Altsitzer Albert Ruthenberg in Grimme.

Der Verstorbene, am 2. Dezember 1849 in Bagemühl geboren, kaufte sich 1888 in Grimme an. Hier war er 23 Jahre Gemeindevorsteher, 8 Jahre Amtsvorsteher und 14 Jahre Landesbeamter. Dem Kreistage gehörte er von 1880 bis 1897 als Mitglied an. Kirchenältester, Kreisynodalvertreter u. Mitglied des Kreisynodalausschusses war er Jahrzehnte lang. Fast ein ganzes Leben hindurch hat er im öffentlichen Leben gestanden und gearbeitet. Er hat an dem Ergehen der Verhältnisse in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht bis in sein hohes Alter hinein immer mit großem



Interesse teilgenommen und ist weit über die Kreisgrenzen hinaus durch seine unermüdete Arbeits- und Schaffenskraft und sein stets hilfsbereites Wesen bekannt geworden. Sein Name wird mit der Geschichte des Kreises Prenzlau, in dem er fest wurzelte, eng verbunden bleiben. Als Gottes Fügung darf es angesehen werden, daß dem Entschlafenen 3 Tage nach seinem Tode, am 10. Mai 1932 — dem Tage seiner Beerdigung —, seine Ehefrau, mit der er im Februar 1933 hätte die Eiserne Hochzeit feiern können, in den Tod folgte.

Am Grabe!

Stille, stille! Lasset schlafen,
Wen der Herr in Schlummer wiegt.
Der da kam zum ew'gen Hofen,
Ruh't in seinen Arm geschmiegt.
Ruhet dorten wohlbehalten,
Ohne Harm und sonder Sorgen.

Stille, stille! Lasset ruhen,
Wen der Herr die Wache hält.
Gaa't in der Verwesung Truben:
Nehre ein! im Garbenfeld.
Alles, was da erdaboren,
Bleibt dem Leben unverloren.

Stille, stille! Lasset in Frieden,
Wen der Herr wird wecken auf.
Nicht geschieden, nur amieden
Ist, wer hier beschließt den Lauf;
Wird in Gottes heil'gem Garten
Krohen Wiedersehens warten.

Ernst Ziemendorf.



Nach kurzem schweren Leiden starb am 10. Mai 1932 im Alter von 62 Jahren der

Gutsbesitzer

Ewald Tank in Klinkow.

Der Verstorbene war von 1904 bis 1910 und von 1916 bis 1920 Gemeindevorsteher der Gemeinde Klinkow und von 1929 bis zu seinem Tode Amtsvorsteher des Bezirks Güstow. Daneben war er in verschiedenen anderen Körperschaften und wirtschaftlichen Verbänden (Elektrizitäts- und Maschinengenossenschaft Klinkow, Molkereigenossenschaft Prenzlau, Prenzlauer Ein- und Verkaufsverein, Herdbuchkontrollverband der Uckermark, Neuen landwirtschaftlichen Verein in Prenzlau, Kriegerverein Klinkow usw.) tätig. Seit 1907 war er auch Mitglied des Gemeindefirchens-

rats von Klinkow. Sowohl im Beruf als in der ehrenamtlichen Tätigkeit hat er sich immer von Pflichttreue und Tatkraft, Sachlichkeit und Wohlwollen leiten lassen.

Am 11. Mai 1932 starb nach langer Krankheit der

Malermmeister und Stadtrat Hermann Steinweg.

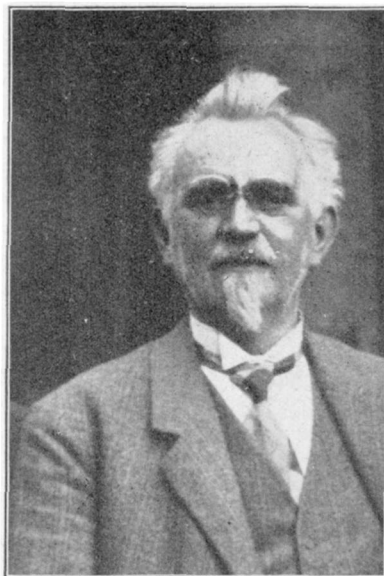
Der Verstorbene, der ein Alter von 64 Jahren erreichte, hat sich in hohem Maße auf politischen und kommunalen Gebieten betätigt. Seit 1904 war er ununterbrochen Mitglied der Stadtverordnetenversammlung und vom Jahre 1924 ab unbeförderter Stadtrat und Mitglied des Magistrats in Prenzlau. Dem Kreistage gehörte er von 1925 bis 1932 als Abgeordneter an.

In den langen Jahren seiner ehrenamtlichen Tätigkeit, sowohl in der Stadt als auch in der Kreisverwaltung, hat er sich für seine Mitbürger stets voll und ganz eingesetzt und für deren Wohl gewirkt.

Mit ganzer Kraft hat er die Belange der Hausbesitzer vertreten. Viele Jahre war er Vorsitzender des Prenzlauer Haus- und Grundbesitzer-Vereins und hat diesen mit viel Geschick und Umsicht geleitet.

Auf politischem Gebiet ist er sehr stark hervorgetreten.

Der Verstorbene war außerordentlich vielseitig und unermüdet. Seine schwere Erkrankung, der er schließlich erlag, zwang ihn, sich von allen Ehrenämtern und der Arbeit im öffentlichen Leben zurückzuziehen.



Plötzlich und unerwartet verschied am 25. Juli 1932 im Kreiskrankenhause in Prenzlau der

Gemeindevorsteher Ernst Holz aus Schmölln

Die Gemeinde Schmölln hat in dem Dahingegangenen einen pflichttreuen und an Erfahrung reichen und vorbildlichen Führer verloren. Der Verstorbene, der 70 Jahre alt geworden ist, leitete die Geschicke seiner Gemeinde seit 1921, war seit 1913 Amtsvorsteher-Stellvertreter des Amtsbezirks Schmölln, von 1910 bis 1916 Kreistagsabgeordneter, langjähriger Kirchenältester und Abgeordneter zur Kreissynode, weiter stand er an der Spitze einer Reihe von wirtschaftlichen Unternehmen und Vereinen, wie Molkerei-Genossenschaft, Spar- und Darlehnsverein, Feuerwehr, Kriegerverein usw.



Er war ein treuer Hüter seiner ufermärkischen Heimat.

Der Gemeinde- und Amtsvorsteher

Karl Starck in Rollwitz



ging am 30. Juli 1932 infolge eines langjährigen Herzleidens in die Ewigkeit ein. Starck, der 12 Jahre beim Infanterie-Regiment Nr. 64 in Prenzlau gedient hat, später Polizeibeamter in Berlin war, ist im Jahre 1914 nach Rollwitz übersiedelt. Dort erwarb er sich sehr bald das Vertrauen der Gemeindeangehörigen, die ihn im Jahre 1919 zum Gemeindevorsteher wählten. Daneben war er seit 1928 Amtsvorsteher-Stellvertreter und seit 1929 Amtsvorsteher. Diese Ämter hat er bis zu seinem Tode in peinlichster und aufopferndster Pflichterfüllung geführt. Am 1. Juli

1926 gründete er den Kriegerverein in Rollwitz, dessen Vorsitzender er bis zu seinem Tode war.

Mögen die Lebenden den Entschlafenen ein ehrendes und dankbares Gedenken bewahren.

Was Kronprinz Friedrich Wilhelm in Prenzlau erlebte.

Von Amtsgerichtsrat a. D. Schulz, Goslar (Harz).

„Und hier, Herr Referendar, ist die Grafenzelle.“ So sagte der Gefängnisaufseher, als er mir zu einer Revision die Zellentüren im Gerichtsgefängnis zu Prenzlau öffnete. Damals, Mitte der 80er Jahre, war der Arnim-Prozess noch in Erinnerung, der mit der Verurteilung des früheren Botschafters in Paris, Graf Harry von Arnim, zu Gefängnisstrafe endete. Die Strafe war im Prenzlauer „Kreisgericht“ verküßt worden.

Um ausgleichend zu wirken, machte der Kronprinz in Boitzenburg einen Besuch und kam mit dem 11-Uhr-Zug in Prenzlau an. Er war damit seit der Konfliktzeit, als Grabow Präsident des Abgeordnetenhauses war, der erste Hohenzoller, der als voraussichtlicher König Prenzlau wieder betrat.

Auf dem Bahnsteig wurde zuerst das Offizierkorps der Rasewalker Kürassiere, seines Regiments, begrüßt. Es folgte eine Ansprache an das Prenzlauer Offizierkorps, das den Kronprinzen im Kreise umgab. Während der Ansprache machte dieser feiert, so daß er nun auch nach der andern Seite redete. Es war ein glühend heißer Tag. Nach der Ansprache stieß der Kronprinz auf den überall bekannten Abgeordneten von Wedell-Malchow, der sehr erhitzt auslief, und sagte, er solle aus der Sonne gehen. Dann fragte er zu den Mitgliedern des Land- und Amtsgerichts gewendet: „Wen kann ich hier noch begrüßen?“ Der Assessor Schulze sagte, dies seien lauter Juristen, worauf der Kronprinz ihn wegen seiner Schmitze befragte und alsbald den ersten Staatsanwalt — der LG.-Präsident war erkrankt — ansprach. Dann fiel die Figur des Land-Ver.-Rats Misch in Majorsuniform mit den Kriegssorden von 1866 und 1870/71 auf, der nach dem Namen und weiter gefragt wurde: „Sie haben Verwandte in Berlin?“ Misch wollte das natürlich nicht verneinen und wich mit der Antwort aus: „doch wohl nur entfernt, wenigstens kenne ich sie nicht.“ Der Kronprinz meinte: „Ich habe doch den Namen gelesen.“ Das große Schild an einem Hause nahe dem Kammergericht mit der Firma Misch u. Comp. war ihm wohl auf-

gefallen. — Der Kronprinz hatte schon damals etwa 3 Jahre vor seinem Tode eine recht blasse, etwas gelbliche Gesichtsfarbe. Er hatte gewünscht, mit Akterpferden abgeholt zu werden, wohl wegen des zu erwartenden Lärms der Menschenmengen. Die vom Sattel gefahrenen 4 Pferde des Landauers trugen denn auch Akterseilen mit neuen Hanfsträngen, die Kutscher langen blauen ufermärktischen Rock, hohe Stiefel und schwarze Mützen. Auf dem Bahnhofsplatz und die Stettiner Straße entlang waren die Schulen aufgestellt, zuerst die kleinen Mädchen. Sie hatten kleine Sträuße, die sie dem Kronprinzen mit Jubelgeschrei zuwarfen. Einige mochten das

Ziel verfehlt und die Kollblüher an den Kopf getroffen haben, jedenfalls wurden die Pferde unruhig und stiegen. Der Kronprinz verließ sofort den Wagen und man sah den Hofmarschall in grauem Zylinder nach einem ruhigen Gefährt suchen, das er in dem Wagen des Kaufmanns C. A. Kanzow fand, dessen Pferde wochentags den Kollwagen zogen. So fuhr der Kronprinz und sein Begleiter im Fonds, C. A. Kanzow und LG.-Rat Albrecht, den Zylinder auf den Knien im Vorderfah in gemächlichem Tempo in Prenzlau ein. An der Draußenmühle wurde der Boitzenburger Wagen wieder bestiegen.

Man erzählte, daß auch das Innere der Marienkirche besichtigt worden sei, wozu der Kronprinz den Kürassierhelm mitgenommen, dessen Spitzen aber bei dem Umgange in der halben Höhe des Kirchenschiffes abgestoßen habe. Goldarbeiter Klebe habe den Schaden beheben können. Auf dem Rückwege bildeten die 64er durch die Stadt Spalier. Hochrufen war verboten.

Bald darauf kam der Kronprinz als Generalinspetteur nach dem Tode des Prinzen Friedrich Carl wieder nach Prenzlau. Die Rasewalker Kürassiere hatten das Pferd gestellt. Als der Schellenbaum sich senkte, wurde das Tier unruhig. Der Kronprinz stieg sofort ab, wie es hieß mit einer scharfen Bemerkung über das Pferd und schritt die Front zu Fuß ab, alle Generale hinter ihm natürlich auch zu Fuß.

Deine Lieder.

Von W. Grob.



Ein leiser, ferner früher Klang
begleitet mein Träumen und Wachen.
durch Melodien, süß und bang,
schwingt heimliches, jubelndes Lachen.

Ich her' den Ton verüberweh'n,
bald tauschen, bald flüstern, oft beides —
ich kann, ich kann ihn nicht versteh'n
jauchzt Liebes, klagt wehe ein Leides?

Du leiser, ferner, früher Klang!
O Mutter, es sind jene Lieder,
die deine Liebe mir einst sang —
Sie rufen mich wieder und wieder.

Volkshelkunde und sympathetische Rezepte aus alter Zeit.

Von R. Endke, Prenzlau.

Vor hundert und mehr Jahren, als der nächste wissenschaftlich gebildete Arzt in der drei, vier Meilen entfernten Kreisstadt wohnte, war es für die Bewohner unserer entlegenen Dörfer schwer, — im Winter bei aufgeweichten Wegen und tiefem Schnee oft unmöglich —, in Krankheitsfällen einen studierten Mediziner zu Rate zu ziehen. Da hieß es denn: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“ Zu jener Zeit beschäftigten sich gewöhnlich die Gemeindegirten mit der Heilkunde. Hier und dort machte sich vielleicht auch ein alter Feldscher festhaft, der seine Kunst irgendwo im Kriege erlernt hatte und dann besonders als Wundarzt wirkte, bei Arm- und Beinbrüchen Verbände anlegte, ausgesprungene Gliedmaßen einrenkte usw. In Bagemühl praktizierte in dieser Weise der alte Kalbersberg. Er hatte den Siebenjährigen Krieg mitgemacht und stand bei der Bewohnerschaft des Dorfes in hohem Ansehen. — Ich hatte einst Gelegenheit, ein altes geschriebenes Doktorbuch, das aus dem Nachlaß des vorletzten Bagemühler Gemeindegirten Haase stammt, zu erwerben.* Es enthält eine größere Anzahl von Rezepten gegen die verschiedensten Krankheiten und Leibesübel. In manchen von ihnen mischt sich in seltsamer Weise altgermanischer Animismus mit christlichem Glauben; andere wieder bekunden eine gewisse Kenntnis unserer heilkräftigen Flora. Daß in den meisten der Aberglaube seine üppigsten Blüten treibt, ist erklärlich; stammen sie doch aus einer Zeit, in welcher der Glaube an Hexerei und Zauberei noch unumschränkt die Gemüter beherrschte. Es mag hier zunächst eine kleine Auslese dieser Rezepte in der Schreibart des alten Doktorbuches folgen.

„Kunststück, das Wundholz zu hauen.“

„Such einen Eschenbaum, der nicht gar groß ist, nimm ein scharfes Hackmesser und hane auf den Charfreitag vor der Sonnen Aufgang einen Ast auf drei Hiebe ab, laß das abgehauene Holz so lange liegen, bis die Sonne erst aufgegangen ist und drauf geschienen hat; hernach mache es zu kleinen Hölzchen und verwahre es wohl. Wenn du dich gestochen, geschnitten oder geklemmt hast, und man das Blut nicht stillen kann, so lege von diesem Holz darauf, daß es nur darauf warm wird, so heilet es die Wunde

* Anmerkung. Das Buch befindet sich jetzt im Uckermärkischen Museum.

augenblicklich. Es ist bei Menschen und Vieh zu gebrauchen.“

„Sympathie-Holz.“

„Eschen Holz, an Petri Paulstag, — 29. Juni —, still des Morgens vor Sonnenaufgang geschnitten, heilet alle frische Wunden und stillt das Blut. Man braucht nur mit dem Holz über den Schaden zu streichen.“

„Mittel wider den Biß des tollen Hundes.“

„Abra × × × beta × × × betabre × × × Xanton × × ×.“

„Diese Schrift wird des Morgens vor Sonnenaufgang auf fettem Butterbrod genau nachgeschrieben und bei jedem Kreuze der Odem dreimal langsam ausgeblasen. Das Brod wird dann dem Gebissenen eingegeben.“

Wider alle Zauberei.

„Nimm edlen Hiporikon, Hypericum perforatum, (durchlöchertes Hartheu. Verf.) edlen Dorand, Achillea millefolium, (tausendblättrige Schafgarbe. Verf.) der nach der ersten Influenz des Himmels gewachsen ist, und hänge ihn in die vier Ecken der Stube und des Stalles. Wenn man dieses dem Vieh mit Salz zu fressen gibt, so kann ihm keine Zauberei schaden.“

„Mittel, welches sich Herr Michaelis in Leipzig bei Besessenen bedient.“

„Tränkchen aus Johanniskraut, Lindenblüte und Erdrauchwasser mit Erdrauch- und Johanniskrauteffenz nebst Korallentinktur und deren Syrup versetzt. Als man dieses dreimal gegeben hatte, fingen sie (die Besessenen, Ref.) an, blau und roth zu werden. Hernach verordnete man, den ganzen Körper zu räuchern mit 3 Hände voll Johanniskrautblüte, Dorantkraut und Samen, 2 Drachmen rote Korallen nebst Zähnen von verstorbenen Menschen, jedesmal eine Drachme. Als man sich dieses 3 Tage nacheinander bedient hatte, wurden sie wieder glücklich hergestellt.“

(Anmerk. des Verfassers: Der Aberglaube, daß Epileptiker „vom Teufel besessen“ sind, spukete noch vor 40 Jahren in den Köpfen mancher Leute.)

„Wenn die kleinen Kinder keine Ruhe haben.“

„Nimm Durchwachs (?), siede es in Wasser und bade das Kind drei Tage nacheinander

darinnen, des Morgens ehe die Sonne aufgeht. Hernach schütte das Bad an einen heimlichen Ort, da niemand hinkommt, oder in fließendes Wasser.“

„Wider das Berufen der kleinen Kinder.“

„Wenn sie berufen sind, so haben sie blaue Augen, (d. h. blaue Ränder um die Augen. Verf.) können Tag und Nacht nicht ruhen und weinen immer. Nimm Berwinkel (?), Ingrün (wahrscheinlich Sinngrün, vinea minor L. Verfasser), Dorand, Hiperikon, lege dieses in fließend Wasser und bade das Kind 9 mal darin. Hernach nimm Lindenmistel, Eibischholz, das auf den Weiden gewachsen, und Delfuchen und räuchere das Kind Abends und Morgens damit.“

„Wenn man durch Zauberei nicht von einem lassen kann.“

„Nimm weiße Johannisblumen eine Hand voll, Hiperikon 2 Hände voll, edlen Dorant 2 Hände voll, siede es in fließend Wasser, daß es niemand siehet, und trinke von demselben 9 Tage. Thue den rechten Schuh an den linken, den linken an den rechten Fuß; tritt aber nicht mit den bloßen Füßen auf die Erde.“

„Des Doktor Karrichters Heilung aller Zauberei-Schäden.“

„Nimm junges Hundesett, wohl geläutert, 8 Loth, Bärenschmalz, geläutert, 16 Loth, Raupenschmalz, geläutert, 24 Loth, Hasel Mispel 3 Hände voll, stoße sie in einem Mörser mit einem Linden Stößel, vermische es mit Schmalz, tue es in ein steinernes Töpfchen und stelle es 9 Wochen in die Sonne, bis es eine grüne Salbe gibt.

Wenn ein Mensch verwachsen, verdorret und verkrümmt ist, und der Schaden nicht offen ist, so wasche ihn mit Farrenkrautswurzel und Eichen-Ashen-Lauge und edlen Dorantwasser, ist aber der Schaden offen, so bestreiche ihn mit obiger Salbe. — Wenn jemand lahm ist, nimm ein Maß rothen Wein, 3 Hände voll edlen Dorant und 3 Hände voll Stabwurzel, (?) laß es sieden und bade den Kranken 9 mal darinnen; hernach schmiere ihm die Glieder mit obiger Salbe.“

„Mittel, den Zauberer zu entlarven.“

„Stirbt dir ein Vieh und du meinst, daß es dir bezaubert sei, so kaufe einen neuen Topf

vom Töpfer ohne zu dingen und vor drei Groschen Stednadeln. Reiß dem gestorbenen Tier das Herz heraus, lege es aber nicht auf die bloße Erde, sondern gleich in den Topf, und stecke die Stednadeln alle in das Herz, lege einen Deckel auf den Topf und setze ihn des Abends, wenn Türen und Fenster fest verschlossen sind und alles zur Ruhe ist, ans Feuer. Wenn das Herz ein Paar Stunden gekocht hat, so wird sich der schon zeigen, der dir das Vieh bezaubert hat, und wenn du meinst, daß es genug ist, so nimmst du den Topf vom Feuer und nimmst das Herz heraus und nagelst es mit drei starken Nägeln in den Schornstein. So wie das Herz vertrocknet, so vertrocknet der Zauberer auch, kochst du aber so lange, bis der Topf entzwei ist, so bleibt er gleich todt.“

Anmerkung: Diese Proben aus dem alten Doktorbuche werden genügen, die medizinische Praxis der alten Dorfärzte einigermaßen zu kennzeichnen. Fast sämtliche Rezepte sind, wie ich eingangs schon bemerkte, eine Mischung von wüstem Aberglauben, altheidnischem Mythos und einer Spur von christlicher Weltanschauung. — Was nun folgt, wurde von mir im Laufe der Jahre allmählich gesammelt und notiert und lebt heute noch im Gemüte unseres Volkes. Besonders das weibliche Geschlecht neigt zu dem Glauben an die geheimnisvolle Wirkung sympathischer Mittel und Gebräuche. Der Zug zum Ueberfönnlichen wurzelt tief im weiblichen Gemüte. Er war es, der den Frauen bei den alten Germanen die hohe Verehrung und den Respekt sicherten. „Die Frauen“, — so berichtet Tacitus — „sind in den Augen der Germanen sogar heilige Wesen prophetischen Blickes, weshalb auch stets auf ihren Rat und Bescheid gehört wird. So haben wir selbst unter Vespasians Regierung die Beleda gesehen, die lange Zeit fast überall in Germanien wie eine Göttin verehrt wurde. Aber auch schon in grauer Vorzeit haben die Germanen der Albruna und mehreren anderen göttliche Ehren erwiesen, aber nicht aus Schmeichelei oder um die Zahl der Gottheiten willkürlich zu vermehren.“ Der Verfasser.

Mittel gegen das Fieber.

Haft du das Fieber so gehe bei Sonnenuntergang zu einem Holunderstrauch, schlinge ein Strohband oder ein anderes Band um den Stamm, befestige es mit drei Kreuzknoten und sprich dabei dreimal den Spruch:

„Flera, id kloag die,
datt Fewa ploagt mi.
Jek bindt an
un goah doarvan.“

Man kann auch folgenden Spruch herjagen:
„Goden Dabend, Herr Flera!“
Jek bring di mien kloag an.
Jek hebb siebenunfiebzigerlei Fewa.
De Flera gewund;
Datt Fewa vaichwund.“

(Anmerk. Die Bezeichnung „Flera“, Flieder, ist für den Holunder im Plattdeutschen allgemein gebräuchlich. Ihm, dem Holunderstrauch, der sich früher bei jeder ländlichen Wirtschaft fand, wurde eine geheime, segensbringende Kraft zugeschrieben. Wo sein Holz verbrannt wurde, da verschloß nach einer allgemeinen Annahme den Kühen die Milch. Dieser Umstand scheint anzudeuten, daß der Holunderstrauch einst der Göttin Nerthus geweiht war. Die medizinische Wirkung der Holunderblüte ist bekannt. Verfasser.)

Gutes Hochzeitwetter.

„Mäken, fora de Katten good, süß heßt schlecht Hochtietswera.“ Diese von den älteren Frauen an die jungen Dienstmädchen gerichtete Mahnung hört man besonders auf dem Lande oft.

(Anmerk.: Freya, in der altnordischen Göttergattung die Gemahlin Odins, wurde als Göttin der Liebe verehrt. Sie fuhr auf einem von zwei Katzen gezogenen Wagen, wie denn auch diese schmeichlerischen Tiere ihr Symbol darstellten und ihr geweiht waren. Daß die Göttin diejenigen Mädchen, welche ihre Katzen schlecht versorgten, durch unfreundliches Hochzeitwetter strafte, und umgekehrt, ist daher erklärlich. Verf.)

Wie die Frau sich die Herrschaft über den Mann sichert.

Während der Pfarrer bei der Trauung die rituelle Frage des Eheglückwunsches an den Bräutigam richtet, spricht die Braut heimlich die Worte:

„Ich streue, ich streue Dill;
wenn ich rede, schweigst du still.“

Das Ja, welches dann der Bräutigam spricht, gilt als Bekräftigung dieser Bannformel, und fortan hat die junge Frau die Herrschaft im Hause.

(Anmerk. Dem scharf aromatisch duftenden Dill wird, wie auch die nächstfolgenden Rezepte beweisen, die Kraft zugeschrieben, die Einwirkung dämonischer Gewalten zu verhindern. Verf.)

Gegen Beherzung.

Tragen Ammen und nährenden Mütter ein Beutelchen und Kreuzkümmel auf der Brust, so sind sie gegen Beherzung geschützt, und wenn man kleinen Kindern, wenn sie zur Taufe getragen werden, einen Strauß Dill in die Wiege legt, so kann ihnen keine Hexe schaden.

Gegen Beherzung des Viehes.

Knete den Fohlen Teer mit Dill in Mähne; neu angekauftes Vieh bestreue mit Dill, gib ihm auch Dill ins Futter. Soll im Frühjahr das Vieh in die Koppel getrieben werden, so streue zuvor Dill in das Koppeltor, so ist das Vieh gegen Hexerei geschützt.

Die wunderkräftige Petersilie.

Wenn man kleinen Kindern an ihrem ersten Geburtstage einen Petersilienkranz aufsetzt, so gedeihen sie gut.

Ein Mittel gegen den Spuk.

Soll ein Verstorbener nicht als Spuk wiederkehren, so haue, wenn er zum Hause hinausgetragen ist, dreimal mit der Art auf die Türschwelle und streue Leinsamen um das Haus. Aus Wodow.

Wichtig für heiratslustige Mädchen.

Streue in der Sylvesternacht zwischen elf und zwölf Uhr Leinsamen unter dein Kopfkissen und sprich dabei die Worte:

„Ich streue Lein, ich streue Lein
und wünsche, daß mir
mein Schatz erschein,
wie er ist und wie er das ganze
Jahr gelebt hat.“

so wird dir dein Zukünftiger im Traum erscheinen.

Ein anderes Mittel den Zukünftigen zu zitieren.

„Gehe in der Sylvesternacht, die Pfaankuchel-Mulde im Arm haltend, rücklings zur Haustür hinaus, streue Hafer und Lein und sage dabei den Spruch her:

„Ich säe Hafer,
ich säe Lein
und wünsche, daß mir
mein Schatz erschein.“

der Ersuchte wird sofort auf dem Hausdache erscheinen.

(Anmerk. Das Experiment ist nicht ganz unbedenklich. Was dann, wenn der Zukünftige auf dem Dache vom Schwindel ergriffen wird und abstürzt? Verf.)

Ein Unglücksbote.

Krähende Hühner werden allgemein für die schlimmsten Unglücksboten gehalten. Wo ein solches Tier auf der Hofstelle sich zeigt, da wird es, wo möglich, noch vor Sonnenuntergang geschlachtet.

Der Volksmund sagt:

„Mäkens, de fleuten,
un Hühner, de krägen,
mütt man n' Hals umdrägen.“

(Anmerk. Den Mädchen bewilligt man selbstverständlich eine längere „Bewährungsfrist.“ Verf.)

Gegen die Beherzung des jungen Federviehes.

Man steckt die Tierchen durch einen Hosenscheinling oder durch ein Hemde, oder man setzt sie in ein Sieb und läßt Pulver unter ihnen aufblühen, auf welches man vorher die abgeschnittenen Schwanzdaunen gelegt hat. Das Mittel schützt die Küchel auch gegen behaartes und gefiedertes Raubzeug.

Mittel gegen den „Knirrband“.

Man fuche ein Katzenloch, stecke die Hand dreimal hindurch und sage dabei jedesmal den Spruch her:

„Kattenloch, id Hoag di,
de Knirrband ploagt mi.
Katt gewinnud,
Knirrband vafchwind.“

(Anmerk. „Knirrband“ nennt man das Knarren im Handgelenk, das entsteht, wenn man die Hand bewegt. Verf.)

Ein Mittel, das Weidevieh vollzählig zu erhalten.

Wenn im Frühjahr das Weidevieh zum erstenmal auf die Weide getrieben werden soll, so lege die Hausfrau auf die Schwelle der Stalltür ein Stück rotes Tuch und auf dieses ein Beil mit der Schneide nach innen. Wenn darüber hinweg das Vieh ins Freie springt, so geht während der Weidezeit kein Stück verloren.

Birke, Hasel und gelbe Weide.

Wenn die kleinen Kinder körperlich und seelisch gedeihen sollen, so dürfen sie nur mit Birken- oder Haselruten gezüchtigt werden; auch das junge Federvieh darf nur mit Gerten getrieben werden, die von der Birke oder vom Haselstrauch geschnitten sind. Nimmt man hierzu eine Weidengerte, so bekommen die Tiere

die Ruhr. Demgegenüber schützt ein Halsband aus Reisern von der gelben Weide die jungen Hunde vor der Staupe.

(Anmerk. Der Glaube, daß der Birke und dem Haselstrauch sympathetische Kräfte innewohnen, ist uralt. Vergl. Hebbel: „Die Nibelungen“, 2. Akt, dritte Szene. Verf.)

Die Wunderkraft des Kreuzdorns.

1. Gegen nächtlichen Spuk.

Muß du des Nachts wandern, so nimm einen Kreuzdornstoc mit; du bist dann gegen jeden Spuk geschützt.

2. Gegen Krätze.

Nimm die unterste, gelbe Rinde vom Kreuzdorn, schneide sie kurz, koche sie in ungefeierter Milch und bestreiche damit die leidenden Körperstellen.

3. Gegen Erkrankung des Viehes.

Nagele einen Kreuzdornstoc an die Stallwand, so wird das Vieh gut gedeihen.

(Anmerk. Das Kreuz, das Symbolum des Christentums, vertreibt die unholden Mächte. Verf.)

Ein Mittel, den Geliebten zu fesseln.

Willst du den Geliebten fesseln, daß er nicht von dir lassen kann, so gieße ihm Rhabarbertropfen in die Kleider und nimm selber davon ein.

Aus Wallmow.

(Anmerk. Wer dies Mittel anwendet, wird wahrscheinlich eine „durchschlagende“ Wirkung erzielen. Verf.)

Die Eiche ein Mittel gegen die Tollwut.

Die Tollhölzer, das sind Hölzer, welche man gegen die Hundswut anwendet, müssen aus Eichenholz angefertigt sein. Damit hat es folgende Bewandnis. Man legt ein viereckiges, etwa 4 Quadratzoll großes Stück Eichenholz auf den Altar, wo es neun Jahre liegen muß. Während dieser Zeit schneidet man in jedem Jahre von der Zauberformel: „Ar dax id Ar“ einen Buchstaben in das Holz. Wird ein Mensch oder ein Tier von einem wutkranken Hunde gebissen, so formt man neun kleine flache Kuchen aus Teig, bedruckt diese mit dem Tollholz so, daß die Zauberformel deutlich lesbar ist, bäckt die Kuchen auf dem Herde und gibt sie dem Gebissenen zu essen.

Aus Schwaneberg.

(Anmerk. Hier mischt sich deutlich altgermanischer Göttermythos mit christlichem Glauben. Die alte heilige Eiche muß das Toll-

holz liefern, aber der christliche Altar muß es heilkräftig machen. Die Zahl 9 deutet an, daß die Wutkrankheit gewöhnlich nach neun Tagen ausbrach. Verf.)

Die weiße Kuh schützt das Reisefuhrwerk.

Wenn du über einen Kreuzweg fährst, so knalle dreimal überkreuz mit der Peitsche und sprich dabei jedesmal: „Witt Koh, schwart Koh!“ Du bist dann samt den Pferden vor jedem Zauber geschützt und keine Hexe kann dir etwas anhaben.

(Anmerk. Die weißen Kühe der Göttin Nerthus vertreiben unter dem Zeichen des christlichen Symbolums die schwarzen Kühe der Dämonen. Der Kreuzweg spielt übrigens in der Dämonologie eine bedeutende Rolle. Vergl. Goethe: „Zum Liebsten sei ein Kobold ihr beschert, der mag mit ihr auf einem Kreuzweg schäkern.“ Verf.)

Der heilsame Schürzenzipfel.

Hat eine Kuh den Schleier am Euter (die Milchgeschwulst, Verf.), so nimm den Schürzenzipfel, streiche dreimal darüber hin und sprich:

„Schlier id striek di! Du magst vagoahn as de eerst Schnee, de föllt.“ Aus Wallmow.

(Anmerk. Alle sympathetischen Gebräuche, bei denen die Drei maßgebend ist, haben einen christlichen Einschlag. Der dreieinige Gott verleiht der Handlung erst die rechte Weihe und Wirksamkeit. Verf.)

Nachwort.

Was hier gebracht wurde, erschöpft das Thema bei weitem nicht. Unzählige Geheimmittel führen in unserem Volke unter der lauten Oberfläche des täglichen Lebens ein zumeist stilles, verborgenes Dasein; und es sind nicht bloß die „Ungebildeten“, die heimlich zur weisen Frau, zum Wunderdoktor oder zur Wahrsagerin gehen. Wenn uns manche Rezepte aus der Hexentüche der Wunderdoktoren als Ausgeburten einer krankhaften Phantasie abstoßen, so gestatten uns andere wieder tiefe Einblicke in die seelischen Elemente unseres Volkes; und wo uns Nachkänge der Naturreligion unserer Urväter entgegenreten, da muten sie uns an, wie leise vom Abendwinde herübergetragene Akkorde einer Aeolsharfe.

Uns' Pütten.

Van Mag Lindow.



Phot. Jakob, Nechlin.

Mit Well un Wrang, Kedd, Knöwel un den Ring
Stünn uns oll Pütten affied up den Brink.

Sien Woterspiegel leeg deep up den Grund,
As weer't 'n Eilwerdoler, blank un rund!

Ik heww as Jung mi oft hier asmaracht,
Holt van den Pütten, ah, so männig Dracht!

Löt ik den Emmer run, so süng de Well
Een schnurrig Lied, se süng dat drell un hell.

Un wenn de vulle Emmer noost no boben güng,
So klüng dat anners, wat de Pütten süng.

Wo oft heww'k dünn an dissen Pütten stohn,
Mändch Schulps koll Woter is in d' Lüffel gohn.

Un doch harr de oll gode Pütten Poesie
Un harr för sich alleen sien egen Melodie. —

Ku steiht een Pump, wo ees de Pütten weer;
Un de, glöw ik, de süngt nu gor nich mehr!

Das Laubenhaus in der Uckermark.

Von Dr. Maria Rudolph. • Mit 5 Abbildungen.

Mit der im 12. und 13. Jahrhundert sich gegen Osten richtenden Rückwanderung der deutschen Stämme in die damals von Slawen besiedelten, vor Jahrhunderten dem Deutschtum verloren gegangenen Gebiete erfolgte auch eine Ausbreitung der für die westelbischen Landschaften typischen Dorf- und Hausformen auf die zurückgewonnenen, östlich der Elbe gelegenen Landstriche.

Zu diesen Formen gehört das niederfächjische Gehöft mit seinem gewaltigen Einheitshaus, in welchem alle Räumlichkeiten einer Hofanlage unter einem gemeinsamen Dache vereinigt sind, und das die von Nordwesten vordringenden Niederfächjen mitbrachten, sowie ferner die fränkische Hofanlage, die mit den von Südwesten kommenden fränkischen und thüringischen Volksmassen ins Land kam und bei der Wohnhaus, Scheune und Stallungen in meist gleichartiger Anordnung um einen viereckigen Hof herum gelagert sind. Aber nicht gleichmäßig erfolgte diese Ausbreitung, vielmehr beschränkte sich das Niederfächjenhaus auf einen ostwärts immer schmaler werdenden Küstenstreifen, der in Hinterpommern ausklingt, und der auch die nördlichen Grenzgebiete der Prignitz, besonders in der Westprignitz das Gebiet der Lenzer Wiese zwischen Lenzen und Dömitz sowie Teile der Mittelmark umfaßt. Die Uckermark wird von diesem Haus- und Hoftyp dagegen nirgends erreicht. — Bei uns herrscht vielmehr die andere Siedlungsform, die des fränkischen Gehöftes, indem von der Elbe aus der Gürtel des fränkischen Hofes gegen Osten immer breiter wird, um bis tief nach Rußland hinein das Feld zu behaupten.

Beide Zonen grenzen sich nicht scharf gegen einander ab, sondern eine Zone des Ueberganges und der Mischformen schiebt sich ein, die insofern noch besonders ausgezeichnet ist, als eine neue, bisher noch nicht genannte Hausform sich den beiden andern Typen zugesellt, die Form des sog. Laubenhauses, die für die östlicheren Gebiete sehr charakteristisch erscheint. Und grade der Ostteil der Provinz Brandenburg und Teile der Uckermark gehören noch zu dieser Grenzzone einer Hausform, die nicht von Westen mit den Neusiedlern ins Land gekommen ist, die vielmehr früher, wenn auch mit Unrecht, vielfach für eine typisch slawische Hausform gehalten wurde, die die rückwandernden Deutschen vorgefunden und übernommen hätten. Diese

Auffassung hat sich heute gewandelt, worüber weiter unten noch zu reden sein wird.

Das Hauptmerkmal dieser Hausform ist, wie schon der Name andeutet, das Vorhandensein eines laubenartigen Vorbaues, der meistens an der Längs-, seltener, so östlich der Weichsel, auch an der Querseite vorhanden sein kann, und der in der Uckermark, Neumark usw. „Löwing“ genannt wird. Die Hofanlage des Laubenhauses entspricht heute im wesentlichen der genannten fränkischen Hofanlage, d. h. es finden sich heute bei dieser Siedlungsform die Ställe und Scheunen in getrennten Räumlichkeiten neben dem Wohnhaus. Früher lagen sie im gleichen Gebäude im rückwärtigen Teil, sind aber bei fortschreitenden Lebensansprüchen abgesondert und die frei werdenden Räume zu Stuben ausgebaut worden. Aber grade dieses Wohnhaus zeigt doch von der sonst im fränkischen Hof typischen Hausform gewisse Abweichungen, die man früher als nichtdeutsch, als slawisch angesprochen hatte. Der Hauptzugang liegt in der Regel auf der der Straße zugewandten Schmalseite und führt auf einen Flur, von dem aus man in die seitlichen Räume, vorne die Wohn-, hinten die Wirtschaftsräume des Hauses gelangt. Charakteristisch für dieses Vorhallenhaus ist die ehemals durchweg in der Mitte des ganzen Gebäudes gelegene Küche, die heute vielfach aus der Mitte beseitigt ist und einem durchgehenden Flur Platz gemacht hat. Wo Landwirtschaft zum Gehöft gehörte, wurde zwischen den Unterbau und das Dach ein halbes Stockwerk, ein sogenannter Drempel, eingebaut, der als Raum für Vorratskammern, Heu- und Schüttboden diente.

Der Hauptzugang aber wird überdeckt von der Laube, die dadurch gebildet wurde, daß man das Dach oder das erste Obergeschoß 2—3 Meter weit über das Untergeschoß vorzog und durch starke Balkenträger stützte. Dieser so gewonnene Raum ist nach vorn und den Seiten offen, so daß ein allseitig freier Zugang, eine Unterfahrt und ein Wagenstand gebildet wird, den man durch Anbringung von Bänken zu einem schattigen und trocknen Sitzplatz oder einer richtigen Laube ausgestalten kann. Namentlich wenn auf die Herrichtung der hölzernen Ständer Sorgfalt und Schmuck verwendet wird, dann kann die Laube an den Fachwerkhäusern mit dunklem Balkenwerk und weißen Gefachen überaus malerische Bilder geben und ein Prunkstück des Hauses bilden. In Lübbenow sind aus den Balken

auf diese Weise rundgedrehte „dorische“ Säulen geworden (Rud. Ohle, Mitt. d. Uferm. Mus. u. Gesch.-Ver. Bd. V, S. 90)! Wegen dieser Unterfahrt findet man die Laubenhäuser oft und gern als Wirtschaftshäuser verwendet, um wartenden Fuhrwerken die Möglichkeit des Sonnen- und Regenschutzes zu gewähren, und häufig, doch nicht ausschließlich, ist ihre Verbreitung in solchen Gebieten, die ehemals von alten Landstraßen mit regem Fuhrwerkverkehr durchzogen wurden.

Wie schon angedeutet, wurde lange Zeit angenommen, daß diese Hausform wegen bestimmter Baum Merkmale im Innern, die an slawische Hausformen erinnern, ein Rest aus der Zeit sein sollte, in der die Slawen mehrere Jahrhunderte lang bis zur Elbe-Saale-Linie vorgedrungen waren und das Land besiedelt hatten. Ehe aber damals die Slawen hier in die von den Deutschen geräumten Gebiete einwanderten, während jene die großen Völkerwanderungen westwärts antraten, hatten bereits etwa 600 Jahre lang nachweislich ostgermanische Stämme in diesen ostelbischen Gebieten gewohnt und ihre Spuren in zahllosen Bodendenkmälern zurückgelassen, als sie das Land den nachrückenden Slawen überließen. Bereits in der Bronzezeit wurden in der Provinz Brandenburg, wie Grabungen ergeben haben, aber schon Häuser gebaut

tausend über die Wendenzeit hinweg bis in das 13. und 14. Jahrhundert nachweisen, also bis in die Zeit der germanischen Rückwanderung. Danach würden sich also die Eigentümlichkeiten des ostdeutschen Laubenhauses, die Tragstützen und Zierformen usw., nicht etwa aus dem volkstümlichen Brauche der Wenden erst, sondern bereits aus Nachwirkungen jener urtümlichen Hausform erklären. Damit aber gewinnt das Laubenhäuser ein uraltes und deutsches Gepräge und ist nicht die lange gedachte Uebernahme einer fremdstämmigen Hausform.

Die Verbreitungszone dieses Hauses reicht mit ihren Ausläufern, wie angedeutet, heute grade noch bis in die Ufermark. Das Laubenhäuser findet sich auf den Höhen zu beiden Seiten der Oder. Hier ist es sogar in einzelnen Dörfern noch in mehrfacher Anzahl vertreten, so in Rädniß bei Crossen, Bleßin, Güstebiese, Alt-Liebegörde, Hohen-Krönig und Zäckerid, wo im Jahre 1895 noch sieben solcher Häuser gezählt wurden (Rob. Mielke, Die Bauernhäuser in der Mark, Berlin 1899, S. 2, Fußnote). In der ganzen Neumark ist es heute noch in vereinzelt Exemplaren vertreten. Hier drängen sich die Orte mit diesen Häusern enger zusammen, so in Nahausen und dem benachbarten, aber bereits pommerischen Roderbeck, in Zädickendorf, Butterfelde, Groß-Wubiser, Zorndorf. Auch im südlichen Pommern und im westlichsten Zipfel

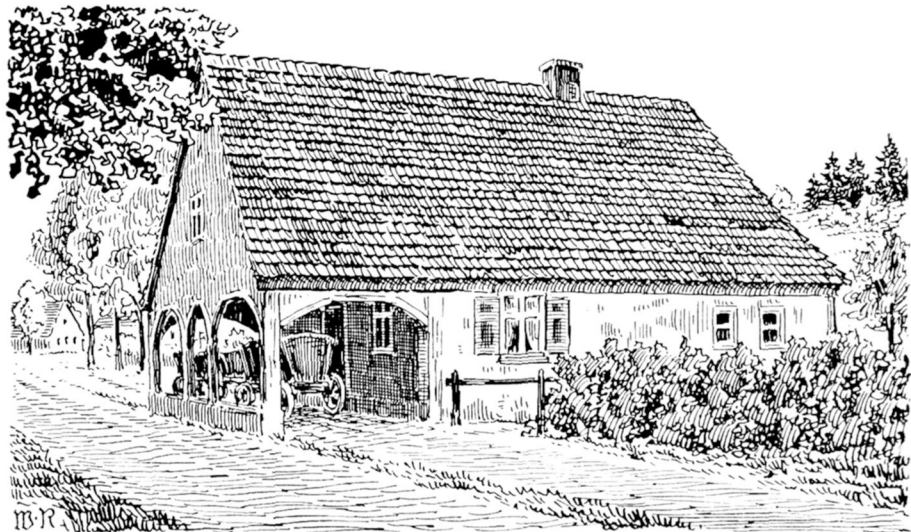


Abb. 1.
Laubenhäuser in Zichow,
Kreis Angermünde.
(Aus: Angermünder
Heimatkalender
für das Jahr 1930.)

und bewohnt, die, an den eigentlichen Hauskörper angefügt, eine Vorhalle besitzen haben. Dieser Typ muß also richtigerweise als alt-nordische Herkunft angesehen werden und läßt sich vom Beginn des ersten vorchristlichen Jahr-

(Stranz) von Westpreußen findet es sich, um den Zusammenhang mit dem östlichen Stilgebiet zu belegen. Für viele Häuser des Oder- und Negebruches ist die Laube, jedoch ausschließlich an der Giebelseite kennzeichnend, auch an der

Warthe kommt es in dieser Form vor. Die Vorlauben nehmen von der Bräse an hinsichtlich der Zahl und Schönheit ostwärts zu und finden in den Flüssen Passarge, Walsch, Alle

Bei uns in der Uckermark finden sich ebenfalls noch verschiedentlich in mehr oder minder gutem Erhaltungszustand Laubenhäuser. Allzu zahlreich sind sie aber nicht mehr. Viele sind durch



und Guber ihre Ostgrenze, über die sie nur vereinzelt bis zu Frisching und Swine vordringen (Willi Pöfker, Die Haustypen im Deutschen Reich, Deutsche Erde, 7. Jahrg. 1908, S. 21/22). Bei ihnen findet sich Laube und Hauseingang allerdings in der Regel an der Längs- oder Traufenseite des Hauses. Häuser mit Lauben an Giebel- und Traufseite vermischt finden sich zu beiden Seiten der unteren Weichsel und besonders stark im westlichen Ostpreußen, während das östliche Ostpreußen litauisch-mitteldeutsche Mischformen oder rein litauische Haustypen aufweist. In Ostpreußen findet man aus naheliegenden Gründen besonders häufig die Dorfschmieden in den Laubenhäusern untergebracht. Hier in den Neuaufbaugebieten der 1914 durch die Russen zerstörten Landstriche wurde die alte Hausform häufig und mit gutem Geschmac zu Schul-, Wirtschafts- und anderen Gebäuden wieder aufgenommen und hat so eine neue Belebung erfahren.

Abb. 2 / Laubenhäuser in Lüdersdorf, Kreis Angermünde, jetzt Jugendherberge. / Aus: Angermünder Heimatkal. 1927.

Alterschwäche oder Brände zerstört worden. Häufig auch wurde dort, wo man für die Laube keine Verwendung mehr hatte, das Haus einfach dadurch vergrößert, daß man die Seiten der Lauben bis zu den Tragpfosten mit festen Wänden versah, wodurch die Wohnräume auf Kosten der Laube eine Erweiterung erfuhren. Im Holzgerippe dieser Häuser aber erkennt man heute noch die ursprüngliche Form. Solche Fälle finden sich in Völkendorf, Lüdersdorf, Stolzenhagen und anderwärts. Eigentlich sind jedoch solche Laubenausbauten nicht statthaft gewesen, da der Grund und Boden, über dem die Längsstände, zur Dorfstraße, und damit dem Fiskus, gehörten. Diese Besitzverhältnisse erkennt man auch noch gut an zahlreichen Laubenhäusern, indem die den Hof des Hauses abschließende Mauer in der Fluchtlinie der die Haustür tragenden Laubenrückwand liegt, nicht aber in der Flucht der

vorgehobenen Pfostenreihe, auf der das Obergeschloß ruht. Ein Laubenhäuserbesitzer durfte deshalb auch nicht einen Fremden, der sich in seine Löwing setzte, von dort wegweisen, wie

gehalten, so in Gerswalde (Abbildung 4), Lübbelow und Milow (Abbildung 5). Auch die Göriker Schmiede ist früher nach Heuer-Mäkte (Die Uckermark, ein Heimatbuch, Prenzlau 1926,



Abb. 5.

Laubenhäuser in Milow
(Kreis Prenzlau) / Eigene
Aufnahme des Verfassers.

Pfarrer Lüders-Stolzenhagen (im Angermünder Heimatkalender 1927, S. 78/79) berichtet. — Neben diesen verbauten sind jedoch auch noch Laubenhäuser in ihrem ursprünglichen Zustand bis auf unsere Tage erhalten geblieben.

Ein Laubenhäuser aus Zichow, das wohl ehemals ein Wirtshaus gewesen ist, findet sich im Angermünder Heimatkalender 1930 auf S. 4 in Federzeichnung abgebildet (Abbildung 1). Zwei sehr gute und typische Laubenhäuser sind in Lüdersdorf erhalten geblieben, deren eines in der Gegenwart in schöner und würdiger Weise einem neuen Zweck dienstbar gemacht worden ist. Von diesen beiden Lüdersdorfer Häusern (Abbildungen 2 und 3) zeigt das ehemalige Stegemanni'sche die ursprünglichere Form mit dem noch erhaltenen Rohrdach, das dem anderen von Ernst Lue fehlt und dort durch Ziegel ersetzt ist. In Lunow dient ein altes Laubenhäuser (neben der Kirche) als Stall, auch in Heinersdorf, Wolm, Serwest und Schmiedeberg sind oder waren noch vor wenigen Jahren einzelne Exemplare zu sehen. Ein weiteres findet sich in Brodowin, wo es bei dem Brande, der 1848 das ganze Dorf samt der Kirche vernichtete, als einziges Haus unverseht erhalten geblieben ist. Sonst haben in der Regel nur die Schmiede und Gastwirte besonders an dieser Hausform fest-

S. 129) ein Laubenhäuser gewesen. Ferner nennt noch Robert Mielke (Die Bauernhäuser in der Mark, Berlin 1899, S. 2) uckermärkische Laubenhäuser in Niederfinow, Liepe, Parstein, Neukünkendorf und Alimbsmühle.

Ueber die Uckermark hinaus gegen Westen findet sich das Laubenhäuser nur noch in vereinzelten Exemplaren, so in Rütznick im Ruppiner Kreise und Linum, und endlich schiebt es sich in Schönfließ und Giesensdorf bis in die Nähe von Berlin vor.

Man erkennt aus diesen Angaben, daß wir in den wenigen noch vorhandenen Laubenhäusern nicht nur ein paar Häuser besitzen, die sozusagen als Kuriositäten des Hausbaues ein gewisses Interesse beanspruchen können, sondern daß sie uns architektonische Denkmäler darstellen, aus denen sich weitgehende und bedeutungsvolle Rückschlüsse auf die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der Uckermark durch Germanen und Slawen ziehen lassen. Sie erhalten aber damit den Wert von Urkunden über Tatsachen einer fernen Vergangenheit. Solche Urkunden aber verdienen es, mit besonderer Sorgfalt behandelt und bewahrt zu werden, zumal ihre Zahl bei uns eben nicht mehr sehr groß ist. Den Besitzern von Laubenhäusern wäre es deshalb besonders zu danken, wenn sie diese historischen und bau-

geschichtlichen Zeugnisse in gutem Zustande erhielten, so daß sie noch lange als Reste vergangener Tage der Nachwelt erhalten bleiben könnten.

In diesem Sinne ist es auch besonders zu begrüßen, daß das eine Lüdersdorfer Laubenhäuser im letzten Jahre (1931) eine besondere Erneuerung und Schutzbestimmungen erfahren hat, die andern solchen Häusern auch zu wünschen wären. Der Gau Mark Brandenburg im Reichsverband für Deutsche Jugendherbergen erwarb in dem genannten Jahre das eine der beiden dortigen Häuser, um es als Heim der wandernden Jugend auszubauen und verwenden zu lassen. Der langjährige bauliche Mitarbeiter und Schöpfer der Gauenheimen Chorin und Altenhof des Gau Mark Brandenburg, Reg.-Baurat Rosenthal in Angermünde, hat es mit Hilfe des um die Erhaltung der heimatischen Altertümer schon seit langem so verdienten Provinzial-Konservators Prof. Blumck in standgesetzt und für den neuen Zweck ausgebaut. Mit die-

ser Tat sind zwei Ziele zugleich erreicht worden, die Erhaltung eines kulturgeschichtlich wertvollen Hauses und die Schaffung einer schönen Herberge in einer Gegend, die wegen ihrer Lage zwischen der Oder und dem Paardeßensee, der Choriner und der Lieper Forst, den Naturschutzgebieten vom Plagewald und von Bärtschen jenseits der Oder, zu den reizvollsten der Uckermark gehört. Heimatische Schularbeit und Förderung der Heimatliebe durch Jugendwandern haben in gleicher Weise von diesem Ausbau Nutzen gezogen. Im Innern ist von dem alten Bau so wenig wie möglich verändert worden, und am 5. Juli 1931 konnte das alte Haus seiner neuen Bestimmung in einer schlichten Feier übergeben werden.

Man möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß auch für die übrigen Laubenhäuser der Uckermark möglichst sorgfältig nach Schutz- und Erhaltungsmaßnahmen gesucht würde, wie es im Falle Lüdersdorf in so vorbildlicher Weise geschehen ist.

De Döfcher.

Van Max Lindow.



Zeichnung Leo Wiefe.

Wenn Väter Wilms es no de Kommer geist,
Kümmt 't öfters, dat he in Gedanken steiht.
Gliek bi de Kommerdör, to rechter Hand,
Dor hängt sien olle Flegel an de Wand.
He hett em jülbt ees mooft: Klopp, Staff un
Kapp. —
Dunn was he'n Kärl; — nu ward em d' Luft
al knapp.

Wat weer 't för 'n Tied! In d' Schön was 't
warm un drög.
Jaak ut! In d' Hand gespuckt! De Flegel slög!
Mit Gaffel, Bessen, Flexerewisch un Hart
Güing 't flietig; ach, he weer jo jung un stark.
De Winterjunn keek nielich in de Dör —
Wat was 't för 'n Tied! — Ru is he ollt un mör.

Wenn 't Sünno'nd weer un denn upmeten
würd,
So paßt he up, dat sich de Bu'r nich irrt.
De söstehnst Schepel was dunn immer sien;
De Stricher stünd'n an'n Balken in de Schön.
„Wilms,“ sār de Buer denn, dat schepelt good!
Wo was dunn Rot? — Ru ett he Gnodenbrot.

Wenn Wilms so vör den ollen Flegel steiht,
So kümmt dat woll, dat he em strooft un eit.
He nimmt em run, he wägt em in de Hand,
He kiek no 't Staff un prownt den levern Band.
Noch höllt de Kapp, de Klopp is glatt un fast —
Bloß em, em is dat Lewen ball to Last.

Der alte Reiterdegen.

Von Gustav Meißner.

„Lindenhofbauer“, sagte bei der Besper im Heu die dralle Magd auf einmal ganz unvermittelt zu dem alten siebzugjährigen Brotgeber, der neben ihr im Fuder saß, „Ihr müßt früher einmal ein schmucker Bursch gewesen sein!“ Der Angeredete verzog seine bartlosen schmalen Lippen zu einem Lächeln und sagte: „Wiejo, Trine, wo meinst du das?“

„Ich hab mir heute morgen beim Bettenmachen Euer Soldatenbild angeschaut, das da über Euerm Bett hängt, und da hab ich mir das so gedacht. Furcht hab ich bloß immer vor dem alten, langen Soldatenfäbel, der bei Euch immer in der Bettdecke steht. Es kommt mir vor, als ob aus der Ecke heraus ein frecher Franzose mir wollte an die Kehle springen. Solche Angst krieg ich da immer beim Bettenmachen.“

Bei diesem Wort fingen die Besperleute der Heuernte alleamt an zu lachen und der Großknecht nahm darauf das Wort und sagte: „Lindenhofbauer, seht Ihr, nun habt Ihr aber neulich mit Eurer Schlachtschilderung von Mars-la-Tour etwas Schönes angerichtet. Nun sieht die kleine Trine überall Gespenster, überall sieht sie aus allen Ecken und Winkeln Franzosen hervorgeipukt kommen.“

Alle lachten aufs neue. Nur die Trine wurde über und über rot, und das Weinen war ihr näher als das Lachen.

So unrecht hatte der Großknecht nicht, denn der gute Lindenhofbauer war von der Schuld des Spukenlassens nicht ganz freizusprechen. Er war nun einmal der Mann, der ein glänzendes Schilderungstalent besaß, wenn es hieß, die versammelten Hörer und Hörerinnen an schönen Junirosenabenden vor der Haustür unter der alten Linde zu unterhalten. Für gewöhnlich sind unsere utedermärkischen Bauern schweigsam und wortkarg. Man muß ihnen manchmal jedes einzelne Wort von der Zunge ziehen. Wenn es aber gilt, von ihrer Soldatenzeit zu berichten, dann werden ihre Zungen wie Engelszungen und ihre Worte zu stürzenden Gebirgsbächen. War dann gar einer unter ihnen, wie hier unser Lindenhofbauer, der die Feldzüge von Anno 66 und 71 mitgemacht hatte, dann ließ man ihn so leicht nicht wieder los von dem Erzählen. Jahrelang mußte er einer Generation über die andere von jenen Feldzügen erzählen, da die Attacken geritten und die Trommeln geschlagen wurden. Mucksmäuschenstill saßen die Kleinen und mit gesperrtem Mund und Nase saßen und lauschten die Großen.

Der Lindenhofbauer war ein Mars-la-Tour-Kämpfer gewesen. Die Dörfler kannten schon seine Soldaten- und Regimentsgeschichten zur Genüge. Sie wußten schon um jeden nächtlichen Patrouillenritt, den er geritten, wie er anhub und wie er verlief. Aber alle hörten es immer wieder gern aus des Alten Munde. Und sie wurden nicht müde, seiner Rede zu lauschen.

Am liebsten von allen Erzählungen war ihnen aber, wenn der Alte anfing, von seinem Reiterdegen zu erzählen. Dann wurde er in seiner Darstellung dermaßen anschaulich und plastisch, daß man glaubte, unmittelbar dabei zu stehen, als er von seinem schwarzen Gaul aus dem anstürmenden Franzosen mit der Klinge seines alten Reiterdegens traktierte, daß diesem Hören und Sehen verging. Oft genug schüttelten sich bei dieser Schilderung die Mädchen und die Frauen vor Grauen, und was ein echter, rechter, derber Bauernhub war, der schlug sich dann kräftig mit der Hand aufs Knie, daß es nur so knallte, und rief begeistert dazwischen: „Das habt Ihr aber fein gemacht, Lindenhofbauer, bravo!“

Allemal wurde dann bei dieser Gelegenheit der alte Reiterdegen wieder aus der Bettdecke hervorgeholt und reihherum gezeigt, das schon zum soundsovielten Male geschehen war. Aber immer wieder probierten die Bauernburschen die Schärfe der Schneide an ihren Daumen-nägeln, und in der Blutrinne wollten besonders gute Augen stets heute noch die Spuren entdecken von dem Blut des anstürmenden Franzosen, den unser Bauer zusammengehauen hatte.

Der alte Reiterdegen des Lindenhofbauers war im ganzen Ort ein gefürchtetes Instrument. Als es einmal vor Jahren im Dorfkrug zu einer ernstlichen Schlägerei zu kommen drohte, da erbat sich der Gemeindevorsteher von seinem Freunde den alten Reiterdegen. Und als er mit diesem im Krug erschien, beruhigten sich blickschnell die Gemüter. Die zorngeröteten Burschen beider Lager sahen schon nach der alten wilden Kriegswaffe und verkrochen sich marmelnd hinter die leeren und halbgefüllten Biergläser und ballten ihre Fäuste in der Tasche.

Besonderen Respekt vor dem alten Reiterdegen hatte des Lindenhofbauers Scharwerter Christian. Das war ein originelles Faktotum, der dem Bauern schon sein ganzes Leben lang treu gedient hatte, von Kindesbeinen an. Jetzt

war er schon hoch in den Sechzigern. Jung-
geselle. Ohne Hab und Gut. Ohne Verwandte.
Was er verdiente, vertrank er, es sei denn, daß
ihm der Bauer für den einbehaltenen Lohn
Sachen kaufte, die er notwendig gebrauchte. Kam
er dann in das Stadium, daß er die Arbeit un-
bedingt „schmeißen“ wollte, so holte der Bauer
— ohne etwas zu sagen — den alten Reiter-
degen aus der Stube und erschien mit ihm in
Christians Stallkammer. Der begegnete dem
Bauern ebenso wortlos, war aber mit einem
Satz herunter von dem Strohsack und eilte an
die Arbeit. Der alte Haudegen hatte seine Wir-
kung getan!

Der Lindenhofbauer ist sehr stolz auf seinen
Reiterdegen. Er hört es sehr gern, wenn mal
bei besonderen festlichen Anlässen im Dorf man
auch auf seinen alten Degen zu sprechen kommt
bei den Ortsfremden. So mancher auswärtige
Gastprediger und Wanderlehrer haben dem
Alten schon eine große Freude bereitet, indem
sie sich ein Stündchen von ihm erzählen ließen.

Neulich sagte die alte Bäuerin zu ihm: „Na
Badding, watt wird dat bloßing mit din oll
Franzosenfäbel, wenn du mal sterbst! Nimmste
ihn mit? Oder läßt du dat Dings stahn da in
de Betted?“

Ja, darauf wär' ich auch gespannt!

Der Gänsebraten von Kraak.

Nacherzählt von Pfarrer Peters, Berlin-Schöneberg.

Von Kraak führt ein wenig begangener
Weg nach Schleprow. Dieser Weg ist im Früh-
jahr und Herbst recht schlecht zu gehen, da man
in dem steifen Lehm Boden fast hängen bleibt.
Außerdem ist er gar nicht so leicht zu finden,
denn der Wanderer muß gleich im Dorf an der
großen Linde rechts ab, und da, wo das Dorf
aufhört, wieder links am alten Park vorbei,
also eigentlich um das ganze Dorf herumlaufen,
um auf ihn zu kommen. Aber im Sommer ist
er so schön, so wundervoll über Berghöhen hin-
weg, daß man ihn immer wieder gehen möchte.
Jedesmal entdeckt man auf der langen, ein-
samten Straße neue Schönheiten der Heimat
und ein Sonntagskind kann auch auf den frisch
gepflügten Feldern manches schöne Stück aus
uralter, heidnischer Zeit finden. Wundervoll
gearbeitete Lanzen und Pfeilspitzen aus Feuer-
stein werden dort ausgepflügt, und es sieht fast
so aus, als ob dort eine Arbeitsstätte dieser
Gegenstände in vergangenen Tagen gewesen
wäre. Viel von diesen Dingen hat der ver-
storbene Besitzer, Wendlandt aus Kraak,
dem Ufermärktischen Museum in Prenzlau ge-
geben.

Da, wo der Weg aus Damerow unieren
Weg schneidet, liegt auf der rechten Seite ein
Hügel, auf dem vor noch nicht allzu langer
Zeit ein Hünengrab zu sehen war. Jetzt ist es
heruntergepflügt. In diesem Hügel aber haben
Zwerge ihr Wesen, und da jeder schon des
Kreuzweges wegen sich nicht allzu lange dort
aufhält, haben die kleinen Leute einen ruhigen
Tag und werden nicht viel gestört. Einmal
mußten Knechte in der Nähe des Hügels
pflügen. Es war schon fast Mittag, aber sie
wollten doch noch einmal eine Furche um den

Schlag ziehen. Als sie wieder an dem Hügel
angelangt waren, und gerade ausspannen woll-
ten, kitzelte ein Duft wie von Gänsebraten
ihre Nase. „Kork!“, sagte der eine Knecht, „rütk
du wat? De Lütten hemm'n hüt Gänf'broden,
dor mücht ik woll mitäten!“ Karl aber meinte:
„Wat de woll fräten! Verfulden Müsbroden —
nee, dor bedant ik mi.“ Wie staunten sie aber,
als sie ihre Pferde ausgespannt hatten und
ihre Taschen vom Wegrande holen wollten, daß
sie tatsächlich neben ihren Taschen zwei Teller
mit je einem wundervollen Gänsebraten er-
blickten. Scheu standen sie daneben und wollten
erst nicht essen. Schließlich siegte aber der
Hunger und sie ließen es sich gut schmecken. Und
wie das mundete! Und mertwürdig, die Mahl-
zeit nahm erst ein Ende, als beide keinen
Bissen mehr reinwürgen konnten. „Dung,
Dung“, war alles, was Hans noch rausbringen
konnte, „het dat schmeckt!“ Und da er ein gut-
mütiger, dankbarer Kerl war, grabbelte er so
lange in seiner Tasche, bis er einen Groschen
fand und ihn auf den Teller als Bezahlung
legte. Sein undankbarer Kamerad Karl aber
spuckte auf seinen Teller und griffslachte sich
eins. Das war nicht nett von ihm, und die
Strafe blieb nicht aus. Als die beiden abends
nach Hause kamen, waren die Kartoffeln und
alle anderen Vorräte im Hause des undank-
baren Knechtes verfault und verdorben, sein
Vieh krepitiert, kurz, er ist bettelarm geworden.
Knecht Hans aber fand in seiner Stube einen
großen braunen Topf mit weißem Mehl vor, der
nie leer wurde, so lange er lebte, und aus dem
armen Knecht wurde bald ein reicher Besitzer.
So hatten die Unterirdischen ihre beiden Mit-
tagsgäste belohnt.

Winterhilfe der vereinigten Roten-Kreuz-Verbände.

Vaterl. Frauenverein vom Roten Kreuz, Verband des Kreises Prenzlau * Roter-Kreuzverein * Männerverein vom Roten Kreuz * Vaterl. Frauenverein vom Roten Kreuz, Zweigverein Prenzlau Stadt.

Von Frau von Lettow-Vorbeck. * Mit 2 Abbildungen.

Die Not der Zeit rief auch uns zur durchgreifenden Winterhilfe auf den Plan. Die oben genannten Verbände gründeten eine Arbeitsgemeinschaft. Stadt und Land sollten systematisch erfasst werden, und dies war nur möglich, wenn unsere Organisationen gemeinsam sich für die gute Sache einsetzten.

Nachdem in der Presse durch Aufrufe und Artikel der Boden genügend vorbereitet war, fuhr unser Roter-Kreuz-Wagen mit durchschnittlich 6 Mann von Dorf zu Dorf. Die Männer des Roten Kreuzes sowie Mitglieder der Kyffhäuserjugend hatten es übernommen, den Wagen zu besetzen. Die Firma A. Jacoby in Prenzlau hatte dankenswerter Weise ein Auto für die Einsammlung zur Verfügung gestellt. Dadurch war die Möglichkeit gegeben, die Gaben gleich auf den Wagen zu laden und fast den ganzen Kreis zu erfassen. Ebenso dankenswert war das Entgegenkommen der Kreisbahn, die alles, was unter der Adresse Winterhilfe stand, gratis beförderte. Weit über Erwarten war die Geberfreudigkeit der geschlossenen Verbände und Vereine wie die des einzelnen. Unermüdllich haben sich auch die Schulen in den Dienst der guten Sache gestellt. Ihrer sei mit ganz besonderem Danke gedacht. Täglich fuhr nun das Lastauto, geschmückt mit dem Roten Kreuz, hinaus, und jedesmal, wenn es abends heimkam, konnte gemeldet werden: Wieder ein voller Wagen. Nun hieß es erst mal Räume schaffen; denn auf einem solchen Wagen liegt alles kunterbunt durcheinander. Gemütlich liegt der Schuh neben dem Mantel, der Mantel neben einer Tüte Mehl, das Mehl sträubt sich fast, neben einem Hut Platz zu nehmen, und so gehts weiter. Der Kreis Ausschuß stellte uns drei Räume für die Kleiderkammer zur Verfügung. Ein Holz- und Kohlenstall wurde auf demselben Hof freigemacht. Im Landhaus selber wurde ein Kartoffelkeller geschaffen. Außerdem stellte auch die Firma Jacoby wieder unentgeltlich Räume für Kartoffeln und Möbel zur Verfügung. Und dann kam das Ausfortieren. Mutig ging es an die oft nicht ganz einfache Arbeit. Daß es nicht immer ein reines Vergnügen ist,

in alten Sachen zu wühlen, wird jeder begreifen, der einmal in unserer Kammer war, aber mit guter Laune und Humor, unterstützt von unsern Roten-Kreuz-Männern, hatten wir bald ein vorbildliches Warenhaus eingerichtet. Die Sachen, die geflickt, gewaschen, zertrennt oder geändert werden mußten, wurden in Ballen in die vorbildlich eingerichtete Nähstube von Frau Sanitätsrat Niemer, Vorsitzende des Zweigvereins Prenzlau Stadt, gebracht. Dort wieder wurden arbeitslose Frauen und Mädchen beschäftigt, die so auch das scheinbar ganz Unbrauchbare wieder zweckentsprechend herrichteten. Unabhängig von der gemeinsamen Winterhilfe hatte der Zweigverein Prenzlau Stadt noch die Milchversorgung der Säuglinge und die Pfundspende eingerichtet. Wir arbeiteten im engen Zusammenhang mit den Gemeindegewestern sowie dem städtischen und dem Kreiswohlfahrtsamt und allen kirchlichen Gemeinden, so daß wir, soweit dies bei solcher Arbeit überhaupt möglich ist, dadurch vermieden, ungerecht oder doppelt zu verteilen. Um möglichst allen Wünschen gerecht zu werden, mußten wir natürlich auch noch zukaufen, denn eine



Der Sammelwagen zur Abfahrt bereit.

Kleiderausgabe, wo nicht von allem wenigstens etwas ist, ist gar nicht möglich. Wir berücksichtigten bei unseren Einkäufen in erster Linie die Firmen, die uns stets bei unseren Einkäufen

vorbildlich entgegengekommen sind und auch in diesem Falle ganz besonders entgegenkamen. Der Standpunkt des Kreisverbandes, das Geld, im Kreise gesammelt, muß auch im Kreise bleiben, wurde bei der Winterhilfe selbstverständlich streng durchgeführt; denn wir dürfen nicht vergessen, daß in der heutigen Notzeit der Ruf: „Kauft am Platze“ eine doppelte Pflicht des einzelnen wie auch der Organisation ist. Trotzdem wir eine ungeheure Anzahl von Schuhen hatten, haben wir noch einen großen Vorrat Kurfeln gekauft, und wenn jetzt die kleinen Klipp-schüler und -schülerinnen gewichtig in die Schule gehen, so wird man von weitem schon das Klapp-klapp hören. Bevor wir die erste Kleiderausgabe hatten, mußten die Weihnachtspakete herausgebracht werden, und, nachdem ungefähr hundert Pakete gepackt waren, konnte die Ausgabe der Kleider-sammelstelle beginnen. Zwei Tage in jeder Woche Ausgabe bedeutete mindestens zwei Tage Aufräumen; denn man glaubt ja nicht, wie schnell schon allein 100 Paar Stiefel und Schuhe so durcheinander gebracht sind, daß auch nicht ein Paar mehr zusammengehört. Bei unserer Ausgabe

erhielt jedes Mitglied der Familie wenigstens ein Stück, und wir versuchten, soweit es irgend menschenmöglich, jedem das zukommen zu lassen, was er sich für die Seinen wünschte. Unsere Roten-Kreuz-Leute halfen dabei redlich. Auch wußten sie mit Kennerblick die herauszufinden, die schon einmal oder womöglich zweimal da waren. Manch heitere Situation ergab das Anprobieren; denn es war unser Prinzip, daß das, was der einzelne bekam, ihm auch wirklich paßte; denn sonst war erstens der Nutzen zu gering und dann waren wir drei, die wir die Ausgabe doch hatten, ungern auf Umtausch eingestellt. Die erste Ausgabe der Winterhilfe begann Anfang November mit den Kartoffeln. Wir gaben aus:

- für 405 Familien Kartoffeln und Lebensmittel,
- „ 936 „ Bekleidungsstücke,
- „ 485 „ Brennmaterial (Kohlen, Holz),
- „ 356 „ je eine Decke,
- „ 168 „ je 4 Pfund Erbsen,
- „ 75 „ Gemüse,
- 24 Bettstellen mit Matratzen und verschiedene Möbelstücke.

Die Lebensmittel im kleinen, wie Speck, Eier, Mehl, wurden an Alte und Kranke ausgegeben.

Schnell leerten sich unsere Räume, und wir beschloßen, noch einmal das Auto, geschmückt mit dem Roten Kreuz, durch die Stadt fahren zu

lassen, und wieder über Erwarten war der Erfolg. Dank der uns zur Verfügung stehenden Geldmittel des Kreisverbandes des Roten Kreuzvereins, der Spenden der Zweigvereine des Vaterl. Frauenvereins und der Einzelspenden konnten wir noch einmal kaufen, Holzschuhe, Kinderbetten, Decken, Leibwäsche und Bade-



Holz- und Kohlenausgabe.

anzüge, die gerne als Unterzeug für die Kinder genommen wurden. Wenn man bedenkt, daß zu 936 Familien, die durchschnittlich aus 7 Köpfen besteht, gewaltige Mengen gehören, so dürfen wir voll Dank derer gedenken, die ihre Schränke für die Winterhilfe öffneten. Die Holz- und Kohlenausgabe erstreckte sich fast ausschließlich auf alte Leute. Große Freude erregten die wollenen Decken, die alt gekauft wurden. Bei den Decken, Brennmaterialien und Kartoffeln mußte jeder 10 Pfg. mitbringen, was auf keine Schwierigkeiten hieß. Den Alten wurden die Kartoffeln auf Wunsch ins Haus gebracht. Sie gaben dann 20 Pfg.

Daß wir die oben beschriebene Arbeit leisten durften, danken wir ausschließlich der großen Gebefreudigkeit in Stadt und Land, eine Gebefreudigkeit, die doppelt anerkannt werden muß, da sie ja nicht vom Ueberfluß kam, sondern aus dem warmen Herzen der Dankbarkeit, daß der einzelne noch geben konnte und durfte, um die Not seiner Volksgenossen zu lindern. Da jeder zum Gelingen des Ganzen beitrug, so hat der Kreis Prenzlau bewiesen, daß, wenn der Ruf des Roten Kreuzes auf weißem Felde: „Helft uns helfen!“ erschallt, sich alle Hände zur gemeinamen Arbeit freudig verbinden.

Professor Dr. Karl Albert Weber *).

Von Maria Schaefer. / Zeichnung von Leo Wiese.

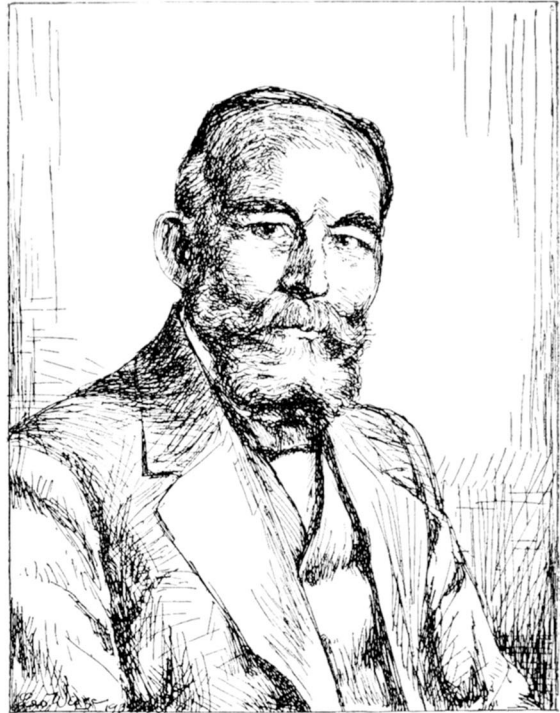
Am 12. September 1931 starb zu Bremen der Professor Dr. Karl Weber. Er war ein Prenzlauer Kind, wenn auch seine Wiege in Spandau gestanden hat, wo er am 13. Januar 1856 geboren wurde.

Schon wenige Jahre später siedelten seine Eltern nach Prenzlau über. Hier besuchte der aufgeweckte und lernbegierige Knabe das Gymnasium und verließ es mit gut bestandenem Abiturientenexamen. Schon während seiner Schulzeit interessierte sich Karl Weber ausnehmend für Botanik und Floristik. Er streifte ins große Bruch oder wanderte nach Thießfort, um Gräser und Blumen zu sammeln und eingehend zu studieren. Leider fand er wenig Verständnis für die Art seines Studiums, aber sein Lehrer Dr. Weiß erkannte bald, daß Webers Interesse an den Pflanzen keine kindliche Spielerei war. Er war es denn auch, der ihm ermunternd zuredete, allem Gespött und überlegenem Lächeln zum Trotz seine Forschungen weiter zu betreiben, und der liebevollen Anteilnahme dieses Lehrers widmete Weber denn auch bis zuletzt ein dankbares Gedenken.

Weber studierte dann in Berlin von 1875 bis 1879 und promovierte mit einer Abhandlung über spezifische Assimilationsenergie, nachdem er schon im Jahre 1877 als Assistent seines Lehrers Sachs seine erste Arbeit, eine experimentelle Untersuchung über den Transpirationsstrom der Pflanze, ausgeführt hatte. Seine Lehrer rieten ihm stark, die akademische Laufbahn einzuschlagen, indes machte der junge Doktor, durch äußere Verhältnisse gezwungen, lieber seine Staatsprüfung für das höhere Lehramt.

Aber eine Anstellung zu bekommen, hielt in damaliger Zeit sehr schwer, wegen einer Ueberfüllung der Lehrerstellen. So kehrte Weber denn vorerst nach Prenzlau zu seinen Eltern

*) Die Quellen zu diesem Aufsatz sind außer aus persönlichen Erzählungen Professor Dr. Webers den Zeitungen „Deutsche Landwirtschaftliche Presse“ und „Bremser Nachrichten“ entnommen.



zurück. Aber mit Freuden folgte er einer Einladung des Herrn de Varns nach Straßburg im Elsaß und fand dort auch sofort wieder ihn interessierende Blumen und Pflanzen. Diesmal waren es die Pilze, mit denen er sich eingehend beschäftigte. Sein reger Forschungstrieb führte ihn überhaupt zu zahlreichen floristischen und geologischen Exkursionen, so in die Vogesen, in den Schwarzwald u. a. mehr. Ueberall fesselte ihn außer der Schönheit der Natur deren geheimstes und, man möchte sagen, unscheinbarstes Wirken in ihren Gräsern, Sumpfpflanzen und Wiesenspflanzen. Der Graf von Arnim forderte ihn auf, für ihn Gestütswiesen in Herrenstein und Blankensee einzurichten. Ebenso Graf von Schwerin, um in Göhren i. M. für diesen den gleichen Auftrag auszuführen. — Zwischendurch schrieb Weber verschiedene wissenschaftliche Arbeiten und half dem Mangel an geeigneten Lehrbüchern ab.

Endlich im Herbst 1884 wurde ihm eine Stelle als Lehrer in der Landwirtschaftlichen Lehranstalt in Hohenweßedt in Holstein angeboten. Weber nahm natürlich an und fühlte sich in der neuen Heimat bald wohl; besonders, als er hier seine spätere Lebensgefährtin, Ida Sveistrup, kennen lernte. Er verheiratete sich 1887 mit ihr.

Als der Kaiser-Wilhelmtanal gebaut wurde, fuhr Weber nach Kiel hinüber, wo, wie er richtig vermutet hatte, durch die Arbeiten altes Moorland bloßgelegt wurde (diluviale und alluviale Moore), und wo er reichen Stoff für seine Forschungsstudien fand und sie alsbald in mehreren kleinen Abhandlungen veröffentlichte. Diese Arbeiten erregten das Interesse namhafter Fachgelehrter und besonderer Fachfreise. Vor allem wurde die neue Moorversuchsstation in Bremen auf Dr. Weber aufmerksam und ersuchte ihn, sich als Botaniker in ihre Dienste zu stellen.

Die Bremer Nachrichten schreiben anlässlich seines 75. Geburtstages:

„Weber begann seine Arbeit in einer Zeit, als eine exakte wissenschaftliche Erforschung der Moore, insbesondere bezüglich ihrer Entstehung, ihrer Wachstumsbedingungen und ihrer Pflanzengesellschaften noch in den ersten Anfängen steckte. Die Berufung Webers an die Moorversuchsstation bedeutet in dieser Hinsicht den Wendepunkt. Die weiten Moore Nordwestdeutschlands, mit denen er durch seine Berufstätigkeit in Berührung kam, und auch wohl Anregungen aus Schweden, wo Nathorst bahnbrechend voranging, boten einem Forscher von der Beobachtungsgabe, der Sorgfalt und der außerordentlichen Arbeitskraft Webers Anreiz genug, alle in unseren heimatischen Mooren schlummernden Probleme in ihrer ganzen Ausdehnung in Angriff zu nehmen. Es galt einen Einblick in die Pflanzenwelt zu gewinnen, aus deren Resten die Moore aufgebaut sind. In mühsamer Kleinarbeit mußten diese oft schwer bestimmbar, vertorften Ueberreste bezüglich ihres anatomischen Baues mit lebenden Pflanzen verglichen und so identifiziert werden. Weitere Vergleiche mit noch lebenden Mooren brachten Erkenntnisse über die klimatischen Wachstumsbedingungen der Hoch- und Flachmoore und ihre Ansprüche an den Nährstoffgehalt des zur Verfügung stehenden Wassers. In seiner Arbeit über das Hochmoor von Augstimal im Memeldelta schuf Weber eine Darstellung des Werdeganges eines noch im Wachstum befindlichen Hochmoores, welches auch in Zukunft ihre grundlegende Bedeutung behalten wird, um so mehr, als lebende Hochmoore in größerer Ausdehnung in Deutschland kaum noch vorhanden sein dürften.

Ganz zwangsläufig wurde Weber aus der so außerordentlich verschiedenen Ausbildung des älteren und jüngeren Moostorfes zu der Annahme geführt, daß die Entwicklung unserer nordwestdeutschen Moore bedeutenden Schwankungen unterworfen gewesen sein mußte. Die

Ursache dieser Schwankungen sah Weber in Klimaänderungen in der Nacheiszeit. Der als Brenntorf genutzte ältere Moostorf hat nach Weber seine in trockenem Zustande feste, stark verwitterte Ausbildung in einer Zeit relativer Trockenheit erhalten, als das auf Feuchtigkeit angewiesene Torfmoos sein Wachstum einstellte, das Moor sich mit Heide überzog und unter dem Einflusse der Durchlüftung einem Umwandlungsprozeß unterlag, welcher lange genug (mindestens 1000 Jahre) dauerte, um die ganze, mehrere Meter mächtige Masse zu durchdringen. Nach Wiedereintritt feuchteren Klimas wuchs dann eine neue, die als Torfstreu genutzte jüngere Moostorfschicht empor, bis der Eingriff des Menschen durch künstliche Entwässerung Halt gebot.

In den Torfmassen unserer Moore liegen wohlkonserviert noch andere Zeugen früherer Zeiten verborgen. Es sind die Blütenstaubkörner (Pollen) unserer Waldbäume und Sträucher, welche trotz ihrer Zartheit durchweg gut erhalten sind und die Feststellung gestatten, in welcher Reihenfolge nach der baumlosen Tundra-Periode während der Eiszeit unsere Waldbäume mit wärmer werdendem Klima wieder in Deutschland eingezogen sind. Durch Abzählen der Pollenkörner kann man sich also einen Einblick in die Zusammensetzung unserer Wälder in längst vergangenen Zeiten verschaffen. Diese Pollenzählmethode, von Weber zuerst angewendet, ist später im Laufe des Weltkrieges durch den Schweden L. v. Post zu einem besonders exakten Verfahren ausgearbeitet worden, welches in der modernen Moorforschung eine dominierende Rolle spielt.

Gleichzeitig mit dem Milderwerden des Klimas nach dem Abschmelzen des Inlandeises zog dann auch der Mensch in Norddeutschland ein und hinterließ zu den verschiedensten Zeiten Zeugnisse seiner kulturellen Errungenschaften, wie z. B. Handwerkszeug, Schmuck, Waffen, auf den Mooren oder an ihrem damaligen Rand, wo sie später von jüngeren Moorschichten überdeckt und konserviert wurden.

Sa, sogar gut erhaltene Menschenleichen fand man nach Professor Webers eigener Erzählung im Moor. Es waren dies wahrscheinlich Opfer, welche vor Zeiten im Moor umgekommen, oder aber strafrechtlich verurteilt worden waren. Sie waren allerdings flach gepreßt, wie die Pflanzen eines Herbariums, im übrigen aber vollständig konserviert, so daß man sogar noch Haare und Kleider erkennen konnte. — Als Weber einmal auf Reisen war, wurde ihm von seinen Freunden telegraphiert, daß wieder eine solche „Moorleiche“ freigelegt

sei. Unser Professor, sehr erfreut, machte sich nun schleunigst auf die Heimreise, um den interessanten Fund selbst zu beaugenscheinigen. Indes, als er an die bezeichnete Stelle ankam, war die Leiche fort. Der Gemeindevorstand des betreffenden Ortes hatte es für nötig befunden, ihr in geweihter Erde ein christliches Begräbnis zuteil werden zu lassen.

Das weite, öde Moor, gleichsam ein großes fest verschlossenes und verriegeltes Buch, birgt also in seinem Innern eine unendliche Fülle von Reichtum, und es ist Professor Webers Verdienst, viele dieser Siegel geöffnet zu haben, so daß wir in diesem Rätselbuche Aufschluß erhalten, nicht nur über die Kulturen vergangener Menschenleben, sondern es erzählt uns auch von längst versunkenen Tier- und Pflanzenwelten.“

Nach einer erfolgreichen dreißigjährigen Tätigkeit als Geologe und Moorbotaniker wurde Professor Weber in den Ruhestand versetzt; doch sein lebhafter und frischer Geist ließ kein träges Ruhen auf den verdienten Lorbeeren zu. Er schrieb wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze über seine Forschungen und Funde und reiste umher, um Vorträge zu halten. Bei seinem letzten Vortrag, den er vor zwei Jahren in Berlin hielt, erfaßte ihn ein starker Grippeanfall. Trotzdem ihm das Fieber in den Gliedern saß, ließ er sich doch nicht abhalten, den nun einmal festgesetzten Vortrag zu halten. Aber dies ist denn auch wohl der Keim zu seinem späteren Tode gewesen, denn seit der Zeit konnte er nicht wieder so recht zu Kräften kommen. Er klagte noch darüber bei seinem letzten Besuch in Prenzlau, im Sommer 1931. Doch aber hatte der alte Herr eine bewunderungswürdige Frische und eine Lebhaftig-

keit des Geistes, um die ihn mancher Jüngere hätte beneiden können. Die Pflaudekstündchen mit ihm, die er auch mit köstlichem Humor würzen konnte, vergingen jedesmal wie im Fluge, und jeder, der ihn zu seinen Freunden zählen durfte, konnte mit Recht stolz darauf sein.

Und so möchte ich diese Zeilen schließen mit dem ehrenvollen Nachruf, den ihm seine Freunde und Schüler, das Direktorium und die Beamten der Preußischen Moor-Versuchs-Station in Bremen bei seinem Hinscheiden gewidmet haben:

„Plötzlich und unerwartet verschied

Herr

Professor Dr. C. A. Weber

der langjährige Botaniker der Preußischen Moor-Versuchs-Station in Bremen.

Der Heimgegangene hat ein volles Menschenalter, von 1894 bis 1924, unserer Anstalt angehört und sich insbesondere auf seinem Fachgebiete, der naturwissenschaftlichen Erforschung der Moore, große und unvergängliche Verdienste erworben. Der Name C. A. Weber wird mit der ganzen neueren Entwicklung der deutschen Moorkultur für alle Zeiten aufs engste verbunden bleiben.

Wir verlieren in dem Heimgegangenen einen Mitarbeiter von treuester Pflichterfüllung und aufrichtigster Gesinnung, der sich in den langen Jahren seiner Zugehörigkeit zu uns aufopfernd für die Belange unserer Anstalt eingesetzt hat.

Wir werden dem Verstorbenen ein treues Andenten bewahren.“

De Wihnachtsgloeden lüden.

Von E. Reichert.

De Wihnachtsgloeden lüden
Dat heilig Christfest in.
Wat sall dat woll bedüden?
Kennst du den depen Sinn?

De Wihnachtsgloeden klingen
So söt, so leef un goot!
De quoden Engel sungen:
„Nu gifft keen Krieg, keen Rot!“



De Wihnachtsgloeden reden —
To mi un ok to di.
Wer mücht dorüm nich bäden:
„Leew Herrgott, help dorbi!“

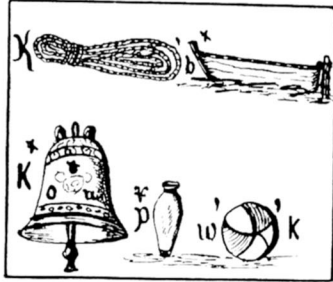
De Wihnachtsgloeden schwewen
Hoch öwer disse Erd.
Wat mücht de Minsch woll gewen,
Wenn Fred' em würd bescheert!

De Wihnachtsgloeden schwiegen! —
Ball is Sylvester ran.
Füng doch dat olle Strieden
In 'd Riejohr nich mehr an!

Heimaträffel*)

Von Bernhard Mähle.

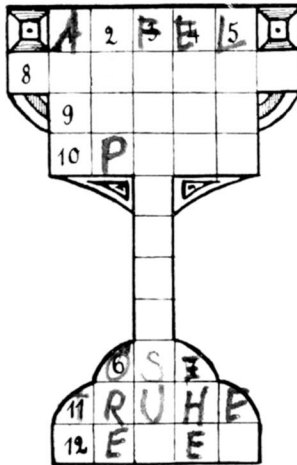
1. Bilderräffel.



2. Aus dem Kurebuch.

Damhirsch, Fürstenberg, Hindenburg, Kloster, Löschchen, Ludow, Marienwerder, Schönerer, Straßer, Ufermark, Ulme, Warniß.
Aus obigen Wörtern sind die Namen der Endstationen der Prenzlauer Kreisbahnen zu bilden.

3. Kreuzworträffel.



Senkrecht: 1. Plattdeutsches Wort für Oranne. 2. Dgl. für Pfeife. 4. Art Hirsche. 5. Stadt in Ostfriesland. 6. Schwedische Münzen. 7. Lebensbund.
Waagrecht: 1. Obstart. 6. Gegenstück zum Hafen. 8. Deutscher Dichter. 9. Zeitabschnitt. 10. Gegerbte Tierhaut. 11. Altertümlicher Schachkasten. 12. Schiffsbestandteil. (Sch.: S = ch).
Die senkrechte Mittelreihe (3), von unten nach oben gelesen, ergibt den Namen eines schwedischen Königs, der für die Ufermark von geschichtlicher Bedeutung wurde.

4.

Der Vater spannt sie an.
Mutter holt sie vom Bäcker.
Frischen, der kleine Schleder,
läßt sie sich schmecken dann.

5. Aus Musikers Taschenbuch.

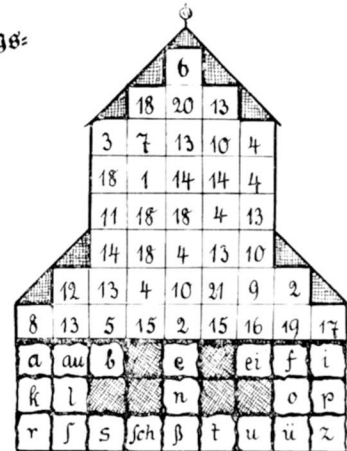


Jeder Takt ein Wort. Gleiche Pausenzeichen, gleiche Buchstaben. Die Anfangsbuchstaben ergeben einen Ortsnamen.

6.

Mit P ist's Hänschens Spielzeug,
schützt ihm wohl auch den Kopf.
Mit R wächst's in der Erde Schoß,
zum Essen kocht's im Topf.
Ach, P, was soll' aus uns wohl werden,
wenn es die R nicht gäb' auf Erden!

7. Entzifferungsaufgabe.



An Stelle der Ziffern sind die entsprechenden Buchstaben zu setzen. Es ergeben sich dann in waagerechten Reihen: 1. Buchstabe. 2. Eingang. 3. Frucht. 4. Trinkgefäß. 5. Schlange. 6. Himmelskörper. 7. Stadtname. 8. Behörde. — Die senkrechte Mittelreihe nennt den Namen, den du mit 7 und 8 auf dem Titelblatt des Kalenders findest.

*) Wer die Rätselaufösungen sucht, lese den Kalender von der ersten bis zur letzten Seite aufmerksam durch

8. Umgekehrt ist auch was wert.

thier n'nee theideg tad, draw tnnüg hin n'nee taw.
Das soll ein plattdeutsches Sprichwort sein.

9. Kettenrechnung.



Man beginne beim linken obersten Blatt und rechne abwechselnd von links nach rechts. Die jeweilig errechnete Zahl ist durch den entsprechenden Buchstaben des A-B-C (ohne „j“) zu ersetzen. Hat auch die erste Zahl ihren Buchstaben erhalten, so ergibt die ganze Reihe den Namen eines großen Dorfes im Kreise.

10. Ergänzungsaufgabe.

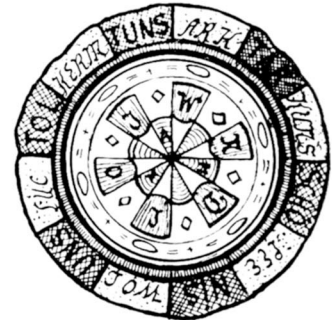
Suche die zu den folgenden Wörtern fehlenden Silben und setze sie richtig zusammen, so erhältst du den Namen eines kirchlichen Gebäudes in Prenzlau.

Alfri --, Ah --, Karot --, Ol --, Walbe --, Wis --, Wol --.

11.

Nich tragen im Mantel viel Damen und Herrn,
den Körper vor Frost dadurch schützend.
Doch – sind wir gebaden – verzehrt man uns gern,
gemütlich am Kaffeetisch sitzend.

**12. Rätselhafte
Inschrift.**



**Es steht ein Pflug im Felde –
Es steht ein Bursch am Wege.**

Von Ernst Ziemendorf.

Es steht ein Pflug im Felde –
Ich sah ihn steh'n beim Abendrot –
Der so viel Schollen schälte,
Steht müßig da, als wär er tot.

Die Abendsonne tastet
An Schar und Streiche suchend hin.
Es rostet doch, was rastet,
Kein blindes Aug' kann Funken sprühn.

Die frischen Furchen schmiegen
Ganz dicht sich an den alten Pflug.
Es war ein hastig Pflügen,
Das heut die braunen Schollen schlug.

Der Technik schwarze Rosse,
Die stampften knatternd hügelhoch.
Armjeliger Genosse,
Du Pflug, der einst hier aufwärts kroch.

Es steht ein Bursch am Wege,
Sein Bündel überm Wanderstab,
Sieht mürrisch zu und trägt
Dem Trecker-Pflüger auf und ab.

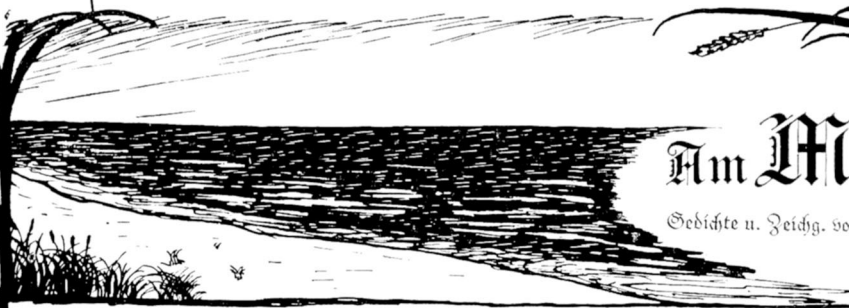
Unlängst ist er geschritten,
Die Häuste an des Pfluges Start,
In schmaler Furche Mitten,
Sich freuend, wie der Acker ward.

Er pfiß beim Werkbeischicken
Sein Liedchen zwischen „Hü“ und „Hott“,
Kam heim auf Pferdes Rücken
Und hatte Brot und keine Not.

Wohin? Es dingt ihn keiner.
Weit drüben winkt der Turm der Stadt.
Dort tritt zu Vielen einer,
Der Bleibe nicht noch Arbeit hat.

* * *

Es steht ein Pflug im Felde,
Ein Bursche steht am Wegesrand.
Und wer die beiden stellte?
Der Technik Siegeslauf durchs Land.



Am Meer

Gedichte u. Zeichg. von W. Groß

Morgen.

Die Wolken zieh'n vom Lande her
hinaus übers ruhig fliehende Meer.
Die Kiele knirschen im Sande
und stoßen schnell vom Strande.

Wer möchte heut' nicht Bootsmann sein!
Auch ich seh' die vollen Segel ein,
um hinter schirmende Molen
den Tag hereinzuholen.

Abend.

Die letzte Flut verrinnt im Abendrot,
Das Meer legt sich im Arm der Düne
schlafen.
Mit müden Segeln kreibt ein spätes Boot
herein. Und seine Tore schließt der Hafen.

Die Sterne schwimmen durch das Blau der
Nacht
und greifen nach des Sichelmondes
Schneide,
sie steh'n mit ihr ob allen Häfen Wacht
und wissen auch um dich und mich —
uns beide.

Sang in Dünen.

Mittagswinde pflügen das endlose Meer,
weiße Rasse jagen wild nebenher,
glitzernde Perlen versprühen am Strande,
über dem rinnenden Sande
ächzen der Bäume Häupter so schwer.

Wir trinken berauscht den vollen Klang,
Singen im rieselnden Dünenhang
Glocken vom Glück, vom Leide?
Wir hören sie beide — beide
Und immer noch brandet das Meer!

Dünung.

Da liegt das Meer, ein Tropfen aus dem
All,
ein Blick des Ewigen, klar wie Kristall,
still, wie ein stummes Hoffen.
Doch wie ein Atmen, das die Brüste hebt,
wie ein Verlangen, das im Tiefsten bebt,
heiß, wie ein selig Warfen,
geht eine Dünung durch den Silbergrund,
und kuf verschwiegenes Erfüllen kund
der Hoffnung, dem Erwarfen.



Eine Alpenblume im Kreise Prenzlau.

Von Dr. W. Effenberger in Berlin-Oberschöneweide. * Mit einem Bild, Aufnahme vom Verfasser.

Es gibt Pflanzenarten, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Dazu gehört zweifellos das Edelweiß. Seine Heimat sind die Alpen. Dort schmücken seine weißen Blütensterne Geröllhalden und Felsbänder an oft unzugänglichen Stellen.

Unter den Alpenblumen spielen auch die blaublütigen Enzianarten und roten Alpenrosen eine große Rolle.

Als echte Kinder der Bergwelt fehlen die Genannten dem norddeutschen Flachlande und damit auch der Ufermark. Nur eine der Pflanzen, die in den Alpen und im Voralpenlande ihre eigentliche Heimat haben, gedeiht bei uns an vereinzelt Standorten. Es ist die *Mehlprimel* oder *Mehlschlüffelblume* (*Primula farinosa*).

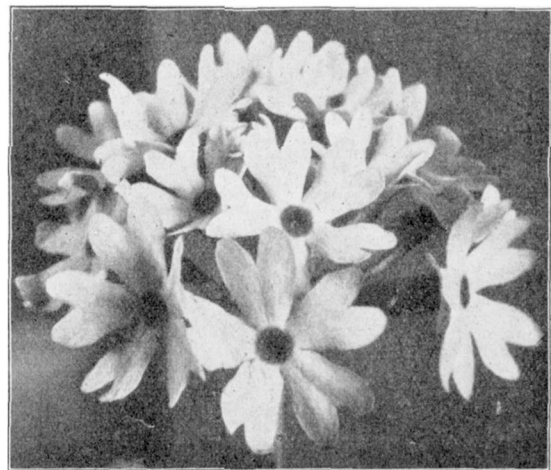
Ihre Blüten werden, zu einer Dolde vereinigt, am Gipfel eines langen Stengels getragen. Sie sind denen unserer allbekanntesten Zimmerprimel sehr ähnlich. An der Blumenkrone kann man deutlich eine Röhre und einen flachausgebreiteten Saum unterscheiden, der aus fünf eingeschnittenen Lappen gebildet wird. Die fünf bis acht Millimeter lange Röhre ist beiderseits gelblichgrün, der Saum dagegen, der 10 bis 16 Millimeter im Durchmesser mißt, rotlila oder hellpurpurn, selten bläulich, dunkelpurpurn oder weiß. Davon hebt sich das Gelb des Schlundes, so nennt der Botaniker den Eingang zu der Röhre, deutlich ab. Die Röhre birgt die fünf Staubgefäße und den Stempel. Sie selbst ist von dem grünen, fünfzipfeligen Kelch umschlossen.

Der Blütenstengel erhebt sich aus der Mitte einer Rosette von grünen Laubblättern, deren verkehrteiförmig-längliche Spreite schwach runzelig erscheint und ohne scharfen Absatz in den Blattstiel übergeht. Auf der Unterseite sehen die Blätter, mit Ausnahme der Adern, weißlich aus; es macht den Eindruck, als seien sie mit Mehl bestäubt. Einen solchen Belag haben auch das obere Ende des Blütenstängels und der Kelch, dieser vornehmlich auf seiner Innenseite. Dieser Eigentümlichkeit verdankt die Pflanze ihren Namen *Mehlprimel*, und die wissenschaftliche Bezeichnung *farinosa* heißt mehlig. In den Alpen wird sie deshalb mancherorts *Müllerblüemli* genannt.

Auf die fleischrote Blütenfarbe beziehen sich die Namen *Fleischblüemli* und *Fürbblüemli*, die hier und da in der Schweiz gebräuchlich sind.

Vom Bau der Mehlprimel ist noch nachzutragen, daß sich die walzigen starren Früchte bei der Samenreife öffnen und die Samen, wenn der Wind an dem starr gewordenen Stengel rüttelt, herausgeschleudert werden wie Mohnkörner aus ihrer Kapsel.

Innerhalb des Kreises Prenzlau wächst die Mehlprimel nur an seiner nördlichen Grenze. Den genauen Standort möchte ich aus Gründen des Naturschutzes verschweigen. Lange genug mußte ich freilich danach suchen und die Geduld des Herrn Herausgebers dieses Heimatkalenders, der mich bisher auf allen Fahrten im Kreise begleitete und führte, auf eine harte Probe stellen. Schon wollte ich meine Nachforschungen nach der Mehlprimel einstellen, da entdeckte ich sie noch in letzter Minute jenseits eines abstoßlichen Sumpfgabens und eines wenig verlockenden Stacheldrahtzaunes. Nun, durch den Graben bin ich so leidlich durch- und über den Stacheldraht unbeschädigt hinweggekommen. Ich stand dann vor wunderschönen Gruppen der voll-



erblühten Mehlprimel und genoß einmal wieder Entdeckerfreuden. Leider ließen sich die Pflanzen des heftigen Windes wegen nicht photographieren. Das war eine arge Enttäuschung. Ich mußte mich darauf beschränken, ein paar Stengeldchen zu schneiden, um wenigstens zu

Hause im Zimmer eine Aufnahme des Blütenstandes machen zu können. Das Ergebnis sehen Sie, verehrter Leser, in der Abbildung, die diesen Zeilen beigegeben ist.

In der aus dem Jahre 1864 stammenden „Flora der Provinz Brandenburg, der Altmark und des Herzogthums Magdeburg“, die der berühmte alte Professor Ascherson (1834—1913) geschrieben hat, sind als brandenburgische Fundorte der Mehlprimel folgende aufgezählt: 1. Bergholz bei Löcknitz, dort gefunden von Karl Seehaus, weiland Lehrer in Stettin, und Ferdinand Krumholz, weiland Hofapotheker in Potsdam; 2. Friedrichshof, dort beobachtet von Hermann Gerhard,

dem Verfasser der „Flora von Prenzlau und der nördlichen Uckermark“*); zwischen Milow und Wismar bei Strasburg, dort ebenfalls von Gerhard gefammelt; und 4. bei Neuenfund, daselbst von Pintschovius, ehemals Lehrer in Strasburg, nachgewiesen.

Etwas häufiger findet sich die Mehlprimel im angrenzenden Neuvorpommern einschließlich der Inseln Rügen und Usedom. Auch in Hinterpommern und im Memellande hat sich die seltene Pflanze angesiedelt. Hoffentlich bleibt sie dem Kreise Prenzlau noch recht lange erhalten!

*) Siehe „Heimatkalender des Kreises Prenzlau, 1932“, Seite 34—37.

Frühlingsmusik. / Von Ernst Ziemendorf.

Pink! Pink! — Der erste Finkenschlag,
Das erste Lied vom Lenzen.
Der erste Takt am jungen Tag
Zu fröhlichen Frühlingstänzen.

Grüß Gott! Grüß Gott, Hans Finkenbahn
Warst lange außer'm Tore.
Erzähl, wo hast dich umgetan,
Du lustiger Trubadore.

Ich weiß, war teure Zeit im Land
Und schwer, sich durchzuschlagen.
Für fahrend Volk ein schlimmer Stand,
Es ging um Kopf und Kragen.

Doch ist dein Koller blank und glatt,
Verbräunt wohl gar mit Seide.
Hast anzuziehn, und wurdest satt. —
Es gibt noch gute Leute.

Nun schlag nur weiter deinen Takt.
Bald schließt sich die Kapelle.
Frisz Stieglitz, nagelneu befracht,
Der schwirrt schon an zur Stelle.

Und Kaspar Zeißig, gold mit grün,
Zum Lenzkonzert gewandert,
Er ist mit leckem Schwunge kühn
Auf schwankem Zweig gelandet.

Heinz Hänfling mit dem roten Laß,
Und alle Sippevettern,
Sie werden bald an ihrem Platz
Nach deinem Takte schmettern.

Maß Star und Lilli Meise sind
Koch aus auf Wohnungsmiete.
Im Goldkleid Mamsell Ammer find't
Sich schon in Reih und Gliede.

Frau Drossel hoch im Gipfel auch
Singt Alt, und die Verwandte,
Das Fräulein Amsel, jauchzt im Strauch
Dazu die Dominante.

Herr Kuckuck, der wird als Bassist
Mit gutturalen Tönen —
Wenn er nicht grade Raupen frisst —
Den Chorgesang verschönen.

Familie Schwalbe-Lustikus
Trifft ein aus Südgehen,
Wohin sie alle Jahre muß
Ihrer Gesundheit wegen.

Und fern, als Echo eingestellt,
Wird zu der andern Singen
Das Lerchenliesel über'm Feld
Sich tremolierend schwingen.

Dann kommt noch Dame Nachtigall
Mit ihren Solis wieder.
Die schluchzt zum Finkentakt mit Schall
Ihr Lied im blüh'nden Flieder. —

Grüß Gott, Kapelle Finkenbahn,
Euch alle miteinander!
Ihr Leut, die Ohren aufgetan
Der Schar und ihrem Kanter!

Pucks

Gen uferm.
Segg.

Bu'r Kalmus kümmt mit Hü un Gott
Ut d' Stadt un geiht bian to Foot.
Dat is tum Harwst, de Luft is kolt,
De Sunn verfrüppt sich hinnert Holt.
So föhrt un wannert in Gedanken
De Bu'r den Widenweg entlancken.

Dor, wat is dat? In 't Gras an d' Sied
Liggt an den Weg een oll Kalit.
Bu'r Kalmus böhrt se in de Hücht
Un gnurrt: „Riel, de is gor nich licht!
It kann s' jo up den Wogen leggen.
Na, wat ward bloß un' Mudder seggen?“

Un' Mudder wunnerwart of sehr:
„Mein nä, wenn dor nu Geld in weer!“
Se geiht no d' Stuw un möckt dat up –
Dunn springt een Koter mit 'n Wupp
Ut de Kalit. – Kalmussens lachten:
„Na, de is of nicht to verachten!“

Noost seeten se no ehre Mod'
All um den Disch bi 't Obendbrot.
De Koter was dor of mit mant,
Seet bi den Schzeperjung'un up d' Bank.
Redt würd nich veel, doch no dat Beden,
Würd' Kalmus öwer morgen reden:

„Wi föhren Mieß no 'n Butenschlag!
De Schzeper hödt up 't olle Flag.“
Dor maut up d' Bank mit liefen Ton
De Koter: „Wat sall it denn doon?“
De Buer schwiaagt, de annern schmusen
Un denken: „Na, de kann jo musen!“

Man güng to Bedd. Den Dag dorup,
Dunn reet man schön de Ogen up!
De ganze Schünstlor leeg vull Stroh,
Un mit den Schwanz weer jerer Koh
Un jerer Perd an d' Kriww anbunnen –
De Schwien hebb'n s' up den Husböhu funnen. –

Bu'r Kalmus wüßt sich keenen Kot,
Tröf awer Ketschlag up de Stroot,
Un de wüßt mehr as anner Lüd.
De sár: „Du büßt een Glückspilz hüt!
Dien Koter is, dat will it meenen,
Pucks sülbst – un de will bi di deenen.

Oiw Arbeit em, süß' möckt he sacht
Bloß Undög as de vöriq Nacht.
Deest du van Ob'nd de Arbeit in,
Denn schickst em morgen in de Schün.
Ji darb'n em awer jo nich stören,
Süß' künn'n ji bannig em vertören!“

Mar Lindow.

Den Vörschlag mücht de Buer lied'n.
„Du fast in d' Schün dat Foder schnied'n!“
Keep he den Koter abends to,
„Halw Weiten- un halw Howerstroh!“ –
De Knecht und Mäkens hett he roden:
„Bliewt weg van d' Schün, süß' is 't junSchoden!“

Bat keemen nu för schöne Doog;
Bu'r Kalmus harr keen Not un Ploag.
Ow 't Werer good weer orrer schlecht,
He freeg sien Doogswark ümmer trecht.
Keen Arbeit leet sich Pucks verdreeten,
Mö't, wat he süll un wat em heeten.

Würd Sünndoogs no de Kirch hengohn,
Müßt Pucks bi 'n Arstentetel stohn.
Dat weer nu mol so gang un gew,
Dat Pucks alleen up d' Hoffstell bleew.
To rechter Tied künn'n s' Middag eten. –
Un hebb'n vergnögt um 't Stipploch seten.

Bloß Krischon, wat de Grootknecht weer,
Den ploogt de Nieschier gor to sehr.
He möt sich in een Tunn een Loch
Un harr den Siwwel d' ganze Woch,
Hett Sünndoogs sich in d' Köfen schlefen
Un wull dor nu sien Glück versöfen.

So seet he unner d' Tunn un ögt. –
Ball hett sich bi d' Maschin wat rögt,
Un Krischon seeg nu dösch sien Loch
'n quoden Kär, een Handlang hoch.
Rood weer sien Jack un bloog sien Hosen.
He weer dorbi, Füer antoblosen!

Noost treeg he Arsten up dat Füer –
Un heel den Löpel as een Stüer,
Kreeg Kleeßch in 'n Pott, sett' Mudein an
Un was so iwrig, de lütt Mann,
Dat Krischon, de in d' Hud hett seten,
Kein Tied un Wiel hett ganz vergeten.

Nu holt sich Pucks de Kiewül run! – –
„Ha – zieh!“ möckt Krischon unner d' Tunn.
„Ha – zieh! – Ha – zieh! – Ha – zieh! noch mol. –
Un dunn, dat weer jo nu egol,
Keem unner d' Tunn he rutertropen;
Em weer'n de beiden Been inschlophen. – – –

Doch wo weer Pucks? – Pucks weer nich dor!
Gen Koter awer spring förwohr
Mit eenen Sak ut d' Köfen rut! – –
Indessen weer de Kirch nu ut,
Un Kalmus seeg mit Fru un Mäken
Verwunnert Krischon in de Köfen. –

Dat duert nich lang, weer alles rut!
Bu'r Kalmus schreeg: „Mit uns is 't ut!
Du packst dien Plunnen! – Run van 'n Hoff!
Gliek up de Stell, süß' ward it groff!“ –
„Packt up“, seggt he denn to de annern,
„Pucks ward no 'n annern Bu'rnhoff wannern!“

Un he harr recht! Pucks drög dat no. – –
Se wöhlen nu alleen mant 't Stroh.
Se stohn vör Dag al in de Schün.
Se forern sülbst Perd, Köhg un Schwien.
Un will'n se Sünndoogs Arsten tofen,
So müdd de Ollsch dat sülbsten mofen!

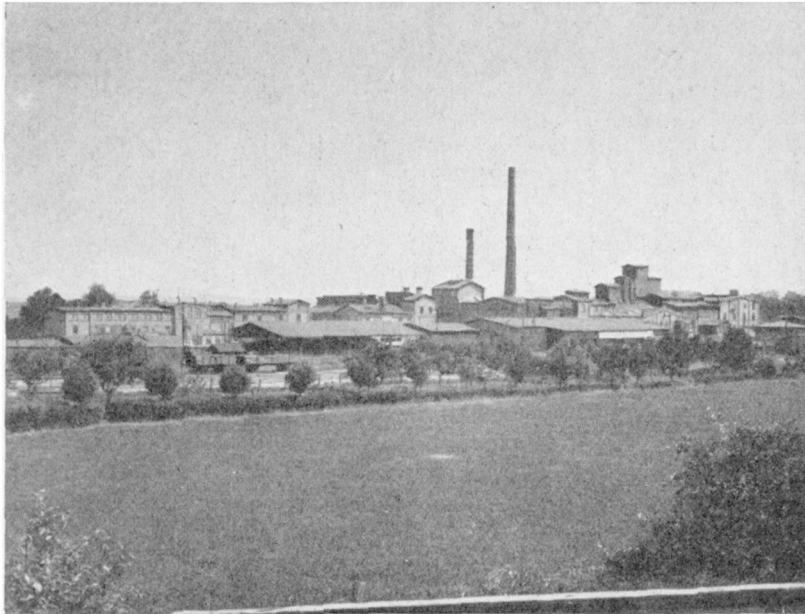
50 Jahre Strasburger Zuckerfabrik.

Von Ernst Fürstenau. • Mit 5 Abbildungen.

Die Aktien-Gesellschaft „Mekermärkische Zuckerfabriken“, die ihren Sitz in Strasburg Am. hat, konnte im Jahre 1932 das 50jährige Bestehen der Strasburger Zuckerfabrik begehen. Mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit und die Not des Vaterlandes wurde von einer besonderen Feier abgesehen. Der großen Bedeutung wegen, die das Unternehmen für die Landwirtschaft, überhaupt für das gesamte Wirtschaftsleben unseres Kreises hat, ist es aber geboten, an das Jubiläum einige Worte zu knüpfen.

Die Anregung zur Gründung der Zuckerfabrik in Strasburg Am. ging von dem dortigen Landwirtschaftlichen Verein aus. Wie aus den Niederschriften des Vereins hervorgeht, wurde bereits im Jahre 1880 auf dem Gute Carlsfelde ein Versuch mit dem Anbau von Zuckerrüben gemacht. Der Ertrag und auch die Güte der gewonnenen Rüben lieferten den Beweis dafür, daß sich der Strasburger Boden für den Rübenanbau

ben. In dem folgenden Jahre — 1881 — hielt ein Herr Willbrandt aus Piefede in dem Landwirtschaftlichen Verein einen Vortrag über die „Zuckerrüben-Industrie“. Er legte dem Vortrag seine praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete des Zuckerrübenanbaues zugrunde, gab einen Ueberblick über Kosten und Rente und wies schließlich auf den großen Einfluß hin, den der Rübenbau auf den gesamten Wirtschaftsbetrieb hätte. Mit dieser Veranstaltung war die Erbauung einer Zuckerfabrik in Strasburg Am. zur Gewißheit geworden. Die Landwirte brachten dem Plane das allergrößte Interesse entgegen, denn unmittelbar nach diesem Vortrage wurden bereits 1200 Morgen Rüben zum Anbau angemeldet. Es wurde gleichzeitig ein Ausschuß eingesetzt, der die Ausarbeitung des Planes und die weiteren Vorarbeiten besorgen sollte. Dem Ausschuß gehörten an: Rittergutsbesitzer von Arnim-Güterberg, Hotelbesitzer Julius Klauß-Strasburg Am., Kaufmann J. Wilcken-Strasburg Am., Bürgermeister Sasse-Strasburg Am., Bankier Megow-Strasburg Am., Gutsbesitzer Nordmann-Bohdts-hof und Rittergutsbesitzer Willbrandt-Lauenhagen. Später trat noch der Graf Schwerin-Wolfshagen hinzu. Als Form des Unternehmens wurde die Aktien-Gesellschaft in Aussicht genommen.



Zuckerfabrik Strasburg Am.

eignete und daß sich das geplante Unternehmen wohl so gestalten würde, daß sowohl die Fabrik als auch die Landwirtschaft dabei ihre Rechnung fänden. Die Vorarbeiten wurden eifrig betrie-

betrieben. Am 30. Dezember 1881 erfolgte die Gründung der Aktiengesellschaft und die notarielle Beurkundung. Am 22. März 1882 wurde mit dem Bau der Fabrikgebäude auf dem von dem Gutsbesitzer Carl Schulz-Helenenhof bereitgestellten Grund und Boden, nördlich der Bahnlinie Pasewalk—Strasburg, begonnen. Die Bauarbeiten wurden mit größter Beschleunigung durchgeführt, so daß der Fabrikbetrieb bereits am 8. November 1882 eröffnet werden konnte.

In dem ersten Betriebsjahre wurden insgesamt 240 050 Zentner Rüben verarbeitet; für den Anfang und die damaligen Verhältnisse gewiß eine gute Leistung.

Im Laufe der Jahre mußten die Fabrikanlagen infolge der immer weiteren Ausdehnung des Rübenanbaues und der vielen Neuerungen auf wissenschaftlichem und technischem Gebiet wiederholt erweitert und verbessert werden. Denn nur dadurch, daß die Fabrikleitung allen zweckmäßigen Neuerungen Rechnung trug und das Werk dauernd auf der Höhe hielt, konnte die Wirtschaftlichkeit gewährleistet werden.

Schwierig war die Wasserversorgung. Die Seen, aus welchen die Fabrik mit Wasser gespeist wurde, hatten einen sehr niedrigen Wasserstand. Die Fabrik war genötigt, den Abfluß des Wassers vom Lauenhagener See, soweit es unter dem Fachbaum lag, durch Pumpen zu beschleunigen, indessen konnte der Inhaber des Staurechtes am Hellteiche das Wasser wieder aufhalten. Notgedrungen mußte die Fabrik dieses Staurecht nebst der Weiderts-Mühle für einen nicht unerheblichen Preis erwerben. Daneben erwies sich die Anlegung eines Tiefbrunnens auf dem Fabrikhofe als notwendig und, um das gebrauchte Wasser wieder nutzbar zu machen, mußte ein Grabtierwerk, das die ammoniakhaltigen Fallwässer stark abkühlt, aufgestellt werden. Schließlich wurde auf dem Gebiet der Ravensmühle eine systematische Verrieselung mit Abtau angelegt.

Aus verhältnismäßig kleinen Anfängen ist die Strasburger Fabrik im Laufe der Jahre derart ausgebaut worden, daß sie bei ihrem 25jährigen Bestehen in dem Geschäftsjahr 1906/07 bereits 1 553 220 Zentner Zuckerrüben verarbeiten konnte. Unermüdetlich wurde weitergearbeitet. Die nächsten 25 Jahre zeigen denn auch einen weiteren erfreulichen Aufstieg. In dem Geschäftsbericht wird die im letzten Betriebsjahre — 1931/32 — verarbeitete Rüben-

menge mit 2 379 660 Ztr. angegeben, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Verarbeitung der gesamten Rüben infolge der Stilllegung des Prenzlauer Betriebes in Strasburg erfolgte. Die Tagesverarbeitung war von 3 960 Ztr. im Jahre 1882 und 23 182 Ztr. im Jahre 1906/07 auf 42 684 Ztr. im Jahre 1931/32 ge-



Grabtierwerk der Strasburger Fabrik.

stiegen. Interessant ist auch der Fortschritt in der Zuckerausbeute. Während in den ersten Jahren zu einem Zentner Rohzucker 11 bis 12 Zentner Rüben erforderlich waren, werden jetzt nur etwa $5\frac{1}{2}$ bis 6 Zentner benötigt. Die Ausbeute ist also von $8\frac{1}{2}\%$ auf etwa 17—18 % gestiegen. Die Zahlen schwanken und sind in jedem Jahre verschieden, je nach der Güte der Rüben, weichen aber nur um ein Geringes von den Durchschnittsziffern ab. Allerdings ist die Erhöhung der Ausbeute auch zu einem gewissen Teil auf die Veredelung der Zuckerrübe zurückzuführen.

Rohzucker wurden hergestellt:

1882/83 in der Strasburger Fabrik	20 848 Ztr.
1906/07 " " " "	232 892 Ztr.
1907/08 in beiden Fabriken zusammen	369 950 Ztr.
1930/31 in beiden Fabriken zusammen	760 024 Ztr.
1931/32 in der Strasburger Fabrik (nach erfolgter Kontingentierung)	412 910 Ztr.

Die von Heinrich Weinrich im Jahre 1872 gegründete Prenzlaue Fabrik ging am 3. Januar 1891 in den Besitz des Strasburger Unternehmens über. Zu der Prenzlaue Fabrik gehörte eine Landwirtschaft von 1543 Morgen Eigentum und 1280 Morgen Pachtacker (letzteren hat die Fabrik jetzt nicht mehr). Der Ueber-

vorläufig nicht wieder voll aufgenommen werden wird. Für die Stadt Prenzlaue ist die durch die Not der Zeit erfolgte Stilllegung dieses Betriebszweiges ein schwerer Schlag. Wurden doch im Jahre 1930 durchschnittlich 700 Arbeiter und Angestellte hier in der Rübenkampagne beschäftigt.



Schlammteiche in Strasburg.

nahmepreis betrug 2 054 661,49 RM. Im Jahre 1922 bestand die Prenzlaue Fabrik bereits 50 Jahre, ist also rund 10 Jahre älter als das Strasburger Unternehmen.

Die Leistungsfähigkeit der Prenzlaue Fabrik ist seit der Zugehörigkeit zur Strasburger Aktiengesellschaft — 1891 — von 687 688 Ztr. Gesamtrübenverarbeitung = 6 195 Ztr. Tagesleistung auf 2 228 778 Ztr. Gesamtleistung = 36 612 Ztr. Tagesleistung im Jahre 1930/31 gesteigert worden.

Infolge der Kontingentierung des Zuckerrübenanbaues sind in der Prenzlaue Fabrik im Jahre 1931 Rüben auf Zucker nicht verarbeitet worden. Es wurden hier lediglich die über das Kontingent hinaus angelieferten Rüben für die Rübenanbauer getrocknet. Bei den weiteren Einschränkungen des Zuckerrübenanbaues ist nach der persönlichen Ansicht des Verfassers wohl zu befürchten, daß der Betrieb in Prenzlaue

beiden Fabriken — Prenzlaue und Strasburg — etwa 1300 Arbeiter während der Kampagne Lohn und Brot. Nach der amtlichen Feststellung wurden im Jahre 1930 (bei voller Ausnutzung der Anbauflächen) 22 568 Morgen Zuckerrüben, das sind rund 7 % der feldmäßig genutzten Flächen, angebaut. Allein diese Ziffern beweisen die große wirtschaftliche Bedeutung des Zuckerrübenunternehmens unseres Kreises.

Die Aktiengesellschaft hat ein Grundkontingent von 635 000 Ztr. Rohzucker — Erstprodukt. Sie steht damit an 3. Stelle der Zuckerrüben Deutschlands. Die Fabriken haben ihren Betrieb infolge der durch die wirtschaftliche Not bedingten Kontingentierung (Verordnung der Reichsregierung vom 27. März 1931) erheblich einschränken müssen. Danach durften 1931 nur etwa 80 % und 1932 nur etwa 60 % des Grundkontingents als Rohzucker hergestellt werden. Das Kontingent kann aber auch nicht immer voll ausgenutzt werden. 1931 hätten bei etwa 80 % des Grundkontingents rund 508 000 Ztr. Rohzucker hergestellt werden können. Tatsäch-

Die Zuckerrüben geben der Landwirtschaft unseres Kreises das Gepräge. Die Zuckerrübe hat dem Boden eine ganz andere Struktur gegeben und ganz andere Anbaumöglichkeiten geschaffen. Sie liefert durch ihre Rückstände (Mäster und Schnitzel) ein wertvolles Futter, das wieder seine Auswirkung in der Hebung der Viehzucht hat. Schließlich können bei voller Ausnutzung der Rübenanbaumöglichkeit auch in der Landwirtschaft viel mehr Arbeitskräfte beschäftigt werden, als bei der vorgeschriebenen Kontingentierung. Daneben finden in den

lich war das Ergebnis nur 412 910 Ztr. Die Fabriken hatten noch große Vorräte aus Vorjahren, die infolge der schlechten Lage des Zuckermarktes nicht abgesetzt werden konnten, aber auf das Kontingent vorweg angerechnet

aber zum Vorstehenden des Vorstandes. Dieses Amt, das er mit Umsicht und nie erlahmender Arbeitskraft verwaltete, hat er bis zu seinem Tode — 25. Dezember 1914 — innegehabt. Von 1915 bis 1921 war der Gutsbesitzer H. Boldt-



Prenzlaue Zuckerfabrik.

wurden. Schließlich blieb die Rübenenernte hinter den Erwartungen zurück, ein Faktor, mit dem immer gerechnet werden muß.

Die Gesellschaft hat sich mit beiden Fabriken der Zuckerungsvertriebs-Gesellschaft der Baltischen Rübenzuckerfabriken, G. m. b. H., in Berlin angeschlossen und ist dadurch Mitpächter von Raffinerien geworden. Diese Maßnahme war notwendig zur besseren Verwertung des Rohzuckers und zur Sicherung möglichst günstiger Betriebskredite.

Um die Gründung der Strasburger Fabrik hat sich besonders der Rittmeister Georg von Arnim-Güterberg, Präsident der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg, verdient gemacht. Er war damals Vorsitzender des Landwirtschaftlichen Vereins Strasburg und hat sich als solcher für den Bau der Fabrik sehr stark eingesetzt, ja er war eigentlich der Gründer derselben. Die Aktiengesellschaft wählte ihn zunächst zum Vorsitzenden des Aufsichtsrats, 1884

Wilhelmslust Vorsitzender. Nach dessen Tode liegt die Leitung in den Händen des Gutsbesitzers Albert Jahnke in Louisfelde bei Strasburg Am.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß den Vorsitz im Aufsichtsrat fast die ganze Zeit hindurch die Grafen von Schwerin-Wolfshagen hatten (1884 bis 1918 Hermann Graf von Schwerin, der von 1882 bis 1884 bereits stellvertretender Vorsitzender war, und seit 1928 Alexander Graf von Schwerin). Von 1918 bis 1927 war Satow-Kollwitz Vorsitzender des Aufsichtsrats.

Der erste technische Leiter der Strasburger Fabrik war der Direktor Ortwin Naegle, der die Stelle bis zum 1. Juli 1901 inne hatte. Er hat sich große Verdienste um die Entwicklung der Fabrik erworben. Ueber 26 Jahre — vom April 1902 bis 30. September 1928 — leitete der Direktor M. Stengel in Strasburg Am. die Fabriken. Er hat für den Ausbau der Werke viel getan und sich dadurch ein bleibendes Verdienst geschaffen. Die technische Leitung beider Fabriken, also Stras-

burg und Prenzlau, ging nun auf seinen Sohn, Direktor Herbert Stenzel, über. Gleichzeitig wurde die kaufmännische Leitung der Betriebe dem Direktor Paul Arndt, der schon seit vielen Jahren Proturist bei dem Unternehmen war, übertragen.



Georg
von Arnim,
Güterberg

Aber auch der Arbeiter und Angestellten sei gedacht. Unter ihnen befindet sich eine größere Zahl mit langjähriger Dienstzeit. Die Veteranen darunter sind der Bodenmeister Wilhelm Just in Strasburg Um. mit 50 und der Lichtmeister Karl Falk ebenda mit 49 Dienstjahren. Beide haben fast ein Menschenleben hindurch ihre Kräfte der Fabrik gewidmet. Ihnen, sowie den

weiteren 14 Arbeitern und Angestellten, die 25 bis 41 Jahre bei dem Unternehmen tätig sind, gebührt Dank und Anerkennung für die treue Mitarbeit.

Die Kontingentierung der Zuckerfabrikation bedeutet einen schweren Eingriff in das Wirtschaftsleben, von der in erster Linie die Landwirtschaft, die ja auch Träger der Aktiengesellschaft ist, nicht zuletzt aber auch die Städte, in denen die Fabriken ihren Sitz haben, namentlich Prenzlau, betroffen werden. Es läßt sich gar nicht annähernd und im einzelnen aufzuführen, wie verheerend sich diese Maßnahme auswirkt und wie lähmend sie auf Handel und Wandel wirkt. Fest steht, daß sie mit dazu beigetragen hat, das Heer der Erwerbslosen zu vergrößern. Es bleibt nur zu hoffen, daß alsbald wieder ein wirtschaftlicher Aufstieg kommt, der auch den Zuckerfabriken, den größten industriellen Unternehmen unseres Kreises, die Möglichkeit zur vollen Ausnutzung ihrer Leistungsfähigkeit gibt, zum Segen unserer heimischen Landwirtschaft, zum Wohle der gesamten Wirtschaft der engeren Heimat und damit des deutschen Vaterlandes überhaupt.

Das Ausharren in der schweren Zeit der wirtschaftlichen Not stellt an die Kräfte, denen die Leitung des Unternehmens obliegt und die die Verantwortung tragen, die allergrößten Anforderungen. Die Fabrikleitung ist auch zum festen Wollen und Durchhalten entschlossen. Sie hat ihr Gelöbniß am Schlusse der Denkschrift über das 50jährige Bestehen der Strasburger Fabrik festgelegt in den Worten Goethes: „Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten“. Notwendig ist aber auch Gottes Segen. Möge er weiterhin auf dem Unternehmen ruhen.

Der märkische Eulenspiegel und der Prenzlauer Schneider.

Von Gustav Metzger.

Es dürfte manchem Udermärker unbekannt sein, daß auch unsere Mark Brandenburg ihren Eulenspiegel hatte, der in unzähligen Schwänken sich als echter, rechter Hansnarr gezeigt hatte. In dem kleinen Städtchen Trebbin des Teltowischen Landes war er zu Hause. Er hieß Hans Clauert und war von Profession Schlosser. All die Schwänke nun, die er im Laufe der Zeit zum Besten gegeben hatte, und die bekannt geworden waren, hat sein Landsmann, der damalige Stadtschreiber und

Organist Bartholomäus Krüger aus Trebbin, gesammelt und als Volksbuch im Jahre 1587 drucken lassen. Das Buch trug den Titel „Hanns Clauerts werckliche Historien“. In späteren Jahren ist von diesem Buch eine Neuausgabe herausgekommen. Sie ist besorgt worden von einem gewissen Karl Pannier.

Hans Clauert blieb nicht immer bei der Schlosserei. Er merkte bald, daß beim Viehhandel mehr zu verdienen sei. So zog er denn bald als Viehhändler von Stadt zu Stadt und

von Dorf zu Dorf. Auf diesen seinen Fahrten kam er auch einmal nach Prenzlau. In einem Krug traf er abends mit einem Prenzlauer Schneider zusammen. Der Herausgeber Karl Pannier sagt über dieses Zusammentreffen folgendes: „Zu Prenzlau wohnt ein Schneider, der sich dünken ließ, daß ihm niemand zu klug wäre und sonderlich hatte er Gemeinschaft mit Clauerten; wenn er daselbst war, vergierte er ihn auch bisweilen mit Worten. Ihm gedachte Clauert einen Beutepfennig zu verehren, daß er seiner dabei gedenken möge, ging eines Tages hin zu demselben Schneider und fragte ihn, ob er ihm aus dreien alten Säcken auch könnte ein Fastnachtskleid machen. Der Schneider vermeinte, Clauert würde das Kleid zu einem Abenteuer gebrauchen wollen und sagte: „Ja, wenn du mir die drei Säcke bringst, will ich dir's wohl machen!“

Nun ging Clauert in das Spital zu den alten Beginen (die Beginen waren alte Frauen, die nonnenähnlich und „geistlich“ dort lebten, „ohne jedoch den Nonnenschleier genommen zu haben“) und sagte ihnen, daß ein hoher, ein sehr reicher, adliger Herr den drei ältesten von ihnen einen Ballen schwarzen Tuches geschenkt hätte, damit sie daraus Mäntel, Kleider und Röcke bekämen. Sie müßten ihn aber zum Schneider folgen, damit dieser Maß nehmen könnte.

Es entspann sich nun unter den Beginen ein Streit und ein Zank über die Frage, wer nun von ihnen die drei Glücklichen und Ausgewählten sein mögen, die da gekleidet werden könnten. Clauert suchte diesen Streit zu schlichten, indem er gütlich zu ihnen sagte: „Ihr lieben Mütterlein, es bedarf keines Zankes, sondern welche die drei ältesten unter Euch sind, die folgen mir nach, ich will sie zum Schneider führen, der die Kleider machen soll; denn dieselben können am wenigsten erwerben.“ Leicht wurde es den drei Beginen nicht, dem Clauert zu folgen; denn sie waren alt und gebrechlich. Dennoch folgten sie ihm bis an des Schneiders Haus.

Darauf half ihnen ihr Gönner über die hohe Türschwelle, hieß sie sich niedersetzen auf die Bank, die im Hausflur stand, und sagte ihnen, daß sie einen Augenblick sich gedulden möchten, er müßte erst zu dem Schneider hinein und mit ihm sprechen.

Dieser saß in seiner Werkstatt kreuzbeinig auf dem Schneidertisch und arbeitete. Clauert trat herein und fragte ihn: „Willst Du mir denn das Fastnachtskleid noch machen, was du mir zugehast?“ Der Schneider antwortete: „Hab ich's doch zuvor gesagt, Du solltest drei

Säcke herbringen, so will ich's Dir machen!“ Da zeigte Clauert mit seinem Daumen nach der Tür und sagte: „Ich hab sie hinter der Tür im Hause niedergelegt; da wirfst Du sie wohl finden!“ Der Schneider beteuerte noch einmal, daß er das Kleid machen würde.

Da er in dem Augenblick nicht Zeit hatte, die Säcke anzuschauen, dachte er in seinem Sinn: die Säcke könnten so schlecht nicht sein, als daß sie nicht drei ein Kleid gäben!

Clauert verabschiedete sich und machte sich auf zur Herberge. Zuvor sagte er zu den alten Weibern: „Ihr müßet hier ein wenig warten, bis der Meister fertig ist, so wird er Euch Maß nehmen!“

Nun warteten sie und warteten, fingen an zu gähnen, wurden müde und schliefen ein auf ihrer Bank.

Endlich nach langer Zeit stand der Schneider von seinem Tisch auf und wollte hinaus auf den Hausflur, um die drei Säcke hereinzuholen. Als er die Tür öffnete, findet er zu seinem Erstaunen die drei Beginen auf seiner Bank sitzen. Diese erschrecken ebenfalls, als die Tür sich aufthut und als er nach ihrem Begehre fragt, sagen sie ihm: „Wir warten hier, daß Ihr uns die Röcke und Mäntel sollet anmessen, die uns der Edelmann allhier bestellt und wozu er Euch das Tuch überantwortet hat.“ Nun kam der Schneider aus dem Staunen gar nicht heraus. Er entschuldigte sich mehrmals und sagte, daß er kein Tuch empfangen hätte und auch nicht wüßte, einen Auftrag erhalten zu haben, ihnen Röcke und Mäntel anzufertigen.

Die drei Beginen wurden nun ärgerlich und trotzig und sagten: „Ihr habt's doch empfangen, wir sind ja von dem Mann, so neulich bei Euch in der Stube gewesen, darum hereingeführt, daß Ihr uns kleiden sollt!“

Darauf sagte der Schneider: „O, Ihr lieben Mütterlein, derselbe Mann ist ein arger Schalk. Ihr seid von ihm betrogen worden!“ Um nun die Frauen los zu werden, drückte er jeder einen Dreier in die Hand.

Darauf schickte er dann seinen Lehrburschen in die Herberge und ließ Clauert jagen, er möchte zum Maßnehmen kommen. Er sei jetzt so weit, für ihn das Kleid zu machen. Clauert aber ließ ihm durch den Lehrburschen mitteilen: „O nein, zu solchem Kleide braucht man kein Maß; es ist nicht viel daran gelegen, ob's gleich nicht so ganz eigen gemacht wird.“

Wahr stets das alte Sprichwort bleibt:

„Wer sich an alte Kessel reibt,

Der pfleget gerne Ruß zu fangen.

So ist's dem Schneider hier ergangen;

Der allen Leuten war zu klug

Und diesen Spott ganz billig trug.“

Der Hammerherr.



Nacherzählt von Pfarrer Peters,
Berlin-Schöneberg.

Es war mir immer am Sonntag eine besondere Freude, in das kleine bei Fürstenwerder gelegene Dörfchen Hildebrandshagen zum Gottesdienst zu gehen. Wie war der Weg schön; nach den engen Straßen von Fürstenwerder, zum Tor hinaus und hoch oben am Steilufer des Dammsees entlang, vorbei an den frühlingsweiß überfederten Schlehdornen, dann hinab bis zum Wasserspiegel des weiten Sees, den die ernstesten, leidgewohnten Weidenbäume umsäumten. Und welch Zauber liegt über dem sonntäglich stillen Dörflein! Doch das Schönste war der Rückweg. Irgendwo in der Nähe der Bruchwiesen traf ich dann den alten Schäfer mit seinen geduldigen Tieren und seinem treuen Begleiter „Wasser“, dem alten Schäferhund. Es dauerte gewöhnlich nicht lange, höchstens so lange, wie man eine Zigarre in Brand steckt, und wir fingen an zu erzählen. In einer solchen Plauderstunde erzählte mir der Alte, der nun auch schon unter dem Rasen im Schatten der Kirche liegt, folgendes. Vor langen Jahren lebte in Hildebrandshagen ein gütiger Herr, und damals war die Dorfflur wohl dreimal so groß wie sie heute ist. Aber Kriegszeiten kamen, Soldaten verwüsteten das schöne Schloß und die anderen Wohnungen, und der gottesfürchtige und freundliche Besitzer geriet in große Not. Trübsinnig wanderte er eines Tages den alten Weg am See entlang. Da steht vor ihm plötzlich eine alte Frau, die in Fürstenwerder als Hexe verschrien war, und sprach: „Ich weiß, warum der Herr so traurig ist. Aber grabe der Herr nur einmal in den Wiesen am Rüttopf nach, und er wird nicht mehr so traurig sein!“ Ebenso schnell, wie die Alte aufgetaucht war, war sie auch im hohen Uferschilf verschwunden. Erst gab der Ritter nichts auf das Wort der Alten, als aber seine Gutsleute immer mehr und mehr hungern mußten, beschloß er, dem Rat der Alten zu folgen. Er nahm sich ein paar handfeste Leute und fing an, in den Wiesen zu graben. Kaum hatten sie aber angefangen, da war dem Ritter so, wie wenn ein Schmerzensschrei von vielen Kindern ertönte. Erschreckt sah er sich um, doch er erblickte niemand. Auch die grabenden Leute hatten nichts gehört. Das Weinen und Klagen nahm aber kein Ende. Ob sich auch der Ritter die Ohren zuhielt, er hörte es trotzdem, und schließlich hatte er ein Gefühl, als ob viele kleine Wesen seine Knie bettelnd

umfaßten. Jetzt war es mit seiner Beherrschung zu Ende. Mitleidig, wie er immer gewesen, befahl er, das Graben einzustellen, da er vermutete, daß gebannte Geister dadurch in ihrer Ruhe gestört würden. Es dauerte auch nicht lange — die Leute waren kopfschüttelnd nach Hause gegangen — und der gütige Herr stand wieder allein am Ufer des Sees. Da erschien plötzlich vor ihm ein kaum daumengroßes Männchen und winkte, er möge sich herunterbeugen. Der Ritter tat es, und nun vernahm er ganz deutlich die Stimme des kleinen Burschen. „Weil du ein so gütiger und milder Herr bist und mein armes Volk nicht in seiner tausendjährigen Ruhe gestört hast, will ich dir etwas schenken, was dir noch mehr wert ist als unser Schack. Wenn du in deinen Keller gehst, wirst du einen Hammer finden, der dir Glück bringen wird.“ Sprach und verschwand. Ganz getröstet ging der Ritter nach Hause und fand auf der Schwelle seines Kellers in dem zerstörten Schloß tatsächlich einen ganz altertümlichen Hammer. Er nahm ihn auf und wartete voll Freude auf den nächsten Tag, da er annahm, daß die Unterirdischen ihn wohl zur Nachtzeit in Gold verwandeln würden. Doch nichts dergleichen geschah. Auch die folgenden Tage und Wochen gingen dahin. Der Hammer blieb derselbe und endlich warf ihn der Ritter in seinem Kummer fort. Einer seiner Leute aber fand ihn und dachte so bei sich, nimm ihn man mit, es ist ein feiner Hammer zum Schustern. Und da er eben eine Schuhzwecke verloren hatte, wollte er sich gleich eine neue zurecht hämmern. Kaum hatte er das gedacht, da lag auch schon eine funkelneue neben dem Hammer in seiner Hand. Erfreut lief der Knecht zu seinem Herrn, um ihm das große Glück zu sagen. „Paßt auf, Herr, wollt ihr eine neue Egge?“ Sprach's und neben ihm stand eine Egge mit blitzenden Eisenzähnen. Nun zog durch den Wunderhammer wieder Glück und Wohlstand ins Dorf ein. Ackergerät und Nägel, Wagenräder und Bratpfannen, alles, was man sich denken kann, ließ der „Hammerherr“, wie man ihn nun nannte, durch seinen Wunderhammer entstehen. Bald stand das Dorf wieder so da, wie es vor der Verwüstung und der Unglückszeit gewesen war. Den Hammer hat der Ritter bei seinem Tode mit ins Grab genommen. Viele haben versucht, ihn wieder zu finden, doch man weiß nicht mehr, wo er begraben liegt. Nur auf dem Grabstein des Ritters ist er noch zu sehen. Da kann man den gütigen Herrn in seiner ganzen Rüstung erblicken, und in der Hand hält er den Hammer. Der Grabstein steht in der Kirche — „doar goh hen un kief'n di an!“

Buck orer Hommel.

Van Grijch Sendke.

Lene un Lina weern een poor jung Mätens van Johrer söbenteihn. In ehr Köpp seeg dat ut as in Mutters Nähgkasten, wirr un krus. Se harrn sich beid up eenen Buchhoff vermeed't un hölen kamrodshastlich tofammen. Af un to bröcht Jungfru se een bät up'n Draff. Denn güng dat werrer een ganz Viel. „Nohdenken müdden ji doch bi ju Arbeit, un nich immer so gedankenlos sind“, so mohnt se ehr van Tied to Tied. Wenn Jungfru een Rabastel west weer, harr dat woll mänchmol stuckert, awer se weer jo oof jung Mäten west.

Mit de Brutmannsgeschichten in 't Döörp harrn Lene un Lina väl afojetten. Wer harr tohöörn künnt, wenn se sich dorvan vertellten, de harr sien blog Wunner erlewt, und de harr all Ursach hat, de beiden Setters de vullst Anerkenning uttoispräten.

Niescheerig, as Frugenslüd sind, wull'n Lene un Lina Gewißheit hebben, wo sich ehr Tokunft ees gestalten deer, of se friegen orer alleen bliewen würden. Mutter Krottsch harr ehr zwor ut de Kortten allerhand weisjogt, awer se wull'n döörch-ut weeten, wer mit sien Hochtied toerst an de Keeg keem, denn dat Gefühl, de Fründin up'n Backoben sett' to hebben, is doch'n stolt Gefühl, bi dat sich de Post hewt un de Kopp in'n Nacken geiht. Awer in dijs' Sachen wüßt Mutter Krottsch keenen Rot, un se müßten sich an een annex Adress' wennen.

Großvoter harr ehr jo oft vertellt, up wecker Ort de Mätens in früher Tieden sich Utkunft inholten. Se güngen einfach in d' Silvesternacht in den Schopstall un greepen sich in Düstern eenen van de Beerbeenigen. Dat stünd fast un weer bombensicher, dat dat Mäten toerst an den Mann keem, de sich 'n Buck orern Hommel gräpen harr.

So wull'n Lene un Lina dat oof maken. Ehr Nur harr een grot Schophood, un dor weern oof Büek un Hommels mank. So güng dat ohn Schwierigkeiten af, dat sich Lene üm de Obendbrotstied den Schopstallshlötel infoopsen künn.

Lina, de noch nich lang bi ehr Herrschaft weer, verlööt sich ganz up Lene'n, de jo hier al een poor Johr deen' deer.

As de beiden Mätens jo gegen Klof elwen döörch de Hinnendör up den Hof huschten,

tuckt er dat doch een bäten in den Schlop. Awer se wullen jo nich stehlen un nich Frier böten, se wullen sich blot öwer ehr Tokunft verwessern.

De Sach güng programmäßig vör sich. Lene schlööt up un verschwind in Düstern. Lina futsch hinne drin. Warm schlöög ehr de Schopstallluft in't Gesicht. Düstert weer't as in Sach. Lene, de Bescheid wüßt, tast sich gleich de Wand lang no de linker Schopstallek. Dor harr de Buck immer sien Loger. Ehr weer oof bekannt, dat de Buck een lammfromm Deert weer, süß harr se dit woll nich unnernohm. Lina wull sich nich vörkommen loten. Se föhlt sich halb gebüekt mit utgestreckt Arm no rechts röwer un rönnnt „knack“ mit'n Kopp an de Bann, dat er dat rosa-rot vör Dgen flammt, un se mit ees hinnerwärts to sitten keem. Eenen Dgenblick güng ehr allst rund. Se driickt sich mit de flack Hand vör de Stärn un markt nu, dat ehr de Brüsch vörn Kopp to Walnötsgroöt anwassen deer. Awer se rappelt sich werrer up. Links van ehr weer wat Beerbeenigs. „Mein Gott“, schütt ehr dat döörch'n Kopp, „wenn dat een Buck orer Hommel is“, un dor het se vof al tograppicht. Awer dat weer keen Buck un keen Hommel, dat weer blot 'n Schop, dat, as't an sienen linkern Hinnerfoot de Hand föhlt, hinnenut pflastert un mit Schlusßprung mank de Hood prescht, dat Lina, de sich allermeist an ehr Glück klammert harr, lang hen schlöög un mit de Näf een bitschen mank den Schopmeß to ligen keem.

Lene'n öwerkeem een selten Glücksgefühl. Se stroft den Buck noch ees, dunn awer hülp se Lina hoch un flüstert ehr, selig vör Freuden, to: „Af hebb den Buck hat“. Awer Lina weer anners to Mood. „Lot mi rut ut den Sauftall“, so schnauzt se Lene'n an, un dunn rönnnt se noch 'n Schopplamm öwer, dat lut upblaart.

Of ji dat nun glöwen orer nich. Lene het wahrhaftig öwert Johr Hochtied moft. Jd kenn ehren Mann nich, awer Lina het vertellt, dat dat Drokkel wirklich in twee Sachen recht behollen het.

„Worüm in twee Sachen?“

„Na“, seggt Lina, eerstens het se richtig friegt, un tweetens het se 'n Schopbuck friegt, wenn oof blot 'n tweebeenigen“.

Siedlung tut not!

Ein Beitrag zur Frage
der inneren Kolonisation.

Von Regierungs- u. Kulturrat Dr. Wolfwich, Prenzlau.



Gasthof in Kraak (erbaut 1931/32).

Der kolonialisatorische Gedanke hat in der Geschichte des deutschen Volkes von jeher eine Rolle gespielt. Besonders im deutschen Osten war und ist die Siedlung ein Lebensbedürfnis, ein gesunder Bauernstandes eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung des andrängenden Slawentums.

In den verschiedenen Zeitepochen haben Umfang und Art der ländlichen Siedlung gewechselt. Hervorgehoben seien die großartige Leistung des Deutschen Ordens bei der Besiedlung der ostelbischen Länder mit deutschen Bauern im 11. bis 14. Jahrhundert und die hohen kolonialisatorischen Verdienste der preußischen Könige nach dem 30jährigen Kriege.



Führt Kuhspannung ein! Der Siedler Alfred Tamme in Schönwerder bearbeitet seine 20-Morgenstelle ohne Pferde. Vorstehend Kuhdreigespann im Pflug.

In neuester Zeit trat das Bedürfnis nach innerer Kolonisation erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder stärker hervor. Den

Anstoß gab die nationalpolitische Frage in Posen und Westpreußen. Auf Grund des Ansiedlungsgesetzes vom Jahre 1886 erfolgte die planmäßige Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter durch die staatliche Ansiedlungskommission in Posen; hier wurde also die Siedlungstätigkeit vom Staate unmittelbar mit Staatsmitteln durchgeführt. Die Rentengutzgesetze von 1890 und 1891 sahen dann die Begründung von Rentengütern in ganz Preußen vor. Bei einem Rentengut erfolgt der Erwerb der Siedlerstelle gegen Uebernahme einer festen Geldrente (Zilgungsrente), die bei regelmäßiger Zahlung nach einer bestimmten Anzahl von Jahren zur Tilgung der gesamten auf der Siedlerstelle lastenden Rentenschuld führt.

Bei steigender Siedlungstätigkeit ergab sich bald die Notwendigkeit, kapitalkräftige Zwischenstellen zur Durchführung der Siedlung zu schaffen. Als solche bildeten sich nach und nach in allen Provinzen die gemeinnützigen provinziellen Siedlungsgesellschaften, so für die Provinz Brandenburg die Landgesellschaft „Eigene Scholle“ G. m. b. H. in Frankfurt a. d. Oder.

Der Weltkrieg und der ihm folgende Zusammenbruch gaben dem Siedlungsproblem eine erhöhte Bedeutung. Das Reich übernahm jetzt die Führung und erließ das wichtige Reichsiedlungsgesetz vom 11. August 1919. Das Gesetz regelt in erster Linie die Frage der erforderlichen Landbeschaffung für die Siedlung und läßt zu diesem Zwecke unter Umständen die Enteignung zu. Zur Erleichterung der Finanzierung erschien es vorzuziehen, den privaten Kapitalmarkt für die Siedlung zu interessieren. Das wirkte sich in der

steigenden Zulassung von privaten Siedlungsgesellschaften aus, die zum Teil gute Arbeit geleistet haben.

In allen Fällen erfolgt die Besiedlung unter Mitwirkung und Aufsicht der Preussischen Kulturämter als der staatlichen Siedlungsbehörden. Als Dauerkreditinstitut für Preußen wurde durch Gesetz vom 29. Dezember 1927 die Landesrentenbank gegründet. Die vom

Siedler — meist nach Ablauf eines Stundungsjahres — zu zahlende Landesrentenbankrente beträgt jährlich 5 % und wird in 69 2/3 Jahren getilgt.

Das Reichsiedlungsgesetz von 1919 erfüllte zunächst die Erwartungen keineswegs. Die Zahl der in Deutschland jährlich geschaffenen Neusiedlerstellen schwankt in den Jahren 1920 bis 1926 um 2000 herum. Erst seit 1927 ist eine stetige Aufwärtsentwicklung zu verzeichnen, die im Jahre 1931 mit rund 9000 Neusiedlerstellen ihren Höhepunkt erreichte. In der Zeit von 1919 bis 1931 wurden im Deutschen Reich fast 50 000 Neusiedlerstellen mit einer Gesamtfläche von etwa 500 000 ha begründet; davon entfallen auf Preußen 42 000 Stellen mit 443 000 ha. Im gleichen Zeitraum haben rund 86 000 landwirtschaftliche Kleinbesitzer im Wege der Anliegersiedlung Landzulagen von zusammen 122 000 ha Fläche erhalten.

Die im Sommer 1931 einsetzende Wirtschaftskatastrophe und nicht zuletzt die verhängnisvolle Preisentwicklung auf dem landwirtschaftlichen Produktenmarkt haben naturgemäß auch die Entwicklung der geschaffenen Rentengutskolonien ungünstig beeinflusst. Der gesunde Kern der Siedlung ist dadurch nicht betroffen worden. Im Gegenteil dringt die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer wesentlich verstärkten inneren Kolonisation als einer nationalen Aufgabe in immer weitere Volkskreise. Da die Industriestädte nicht mehr in der Lage sind, die Massenheere von Arbeitslosen zu ernähren, hat der Jahre lang bestehende Zuzug vom Lande in die Stadt endlich aufgehört; es ist sogar — das erste Zeichen einer langsam beginnenden wirtschaftlichen Gesundung! — eine rückläufige Bewegung eingetreten.



Arbeiterstellen mit je 6 Morgen Land in Damme (1929).



Bauernsiedlungen mit je 60 Morgen in der Kolonie Schönwerder (1930).

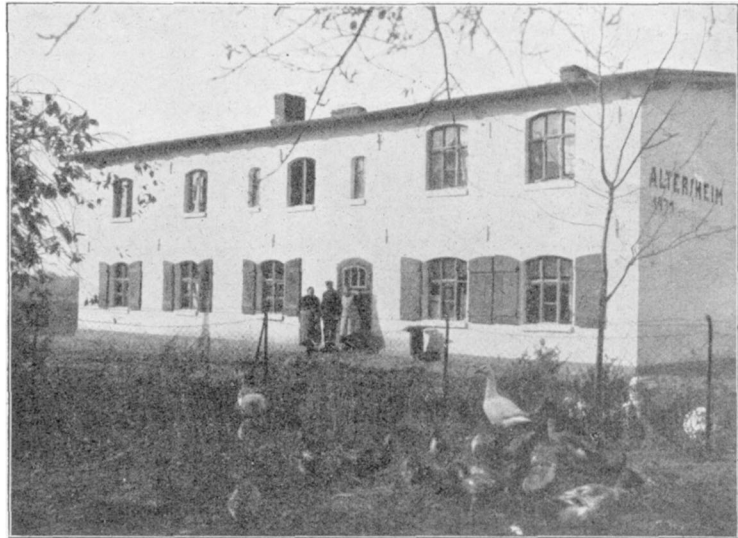
Um der Forderung nach erhöhter Siedlungstätigkeit Rechnung zu tragen, wurde die gesamte Finanzierung der Siedlung im Deutschen Reich einheitlich in der neu gegründeten Deutschen Siedlungsbank in Berlin zusammengefaßt. Ferner erfolgte gleichzeitig mit einer Vereinfachung der Verfahrensvorschriften eine erhebliche Senkung der Besiedlungskosten. Die vom Siedler zu leistende jährliche Rente je Morgen betrug bei einer Vollbauernstelle (60 Morgen) bisher im Durchschnitt 20 bis 25 RM. und stieg in Einzelfällen, vor allem bei sehr niedriger Anzahlung des Siedlers, bis auf 30 RM. Für die künftig auszulegenden bäuerlichen Stellen wird die jährliche Belastung je Morgen etwa 10—15 RM. betragen, vielfach sogar noch darunter liegen. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die jetzige Siedlungsform die Primitiv- oder Ausbausiedlung darstellt. Das bedeutet besonders Errichtung der Gebäude in einfachster und knappster Weise unter tatkräftiger Mitarbeit des Siedlers.

In der Praxis ist die allseitig verlangte Steigerung der Siedlungstätigkeit bisher ausgeblieben. Ein starkes Hindernis bildet die Schwierigkeit der Finanzierung und die geringe Rentabilität der Landwirtschaft. Es kommt hinzu, daß infolge des Sicherungsschutzes der käufliche Erwerb von Gütern zu Siedlungszwecken so gut wie unmöglich ist. Daher wird das Siedlungsergebnis des Jahres 1932 wesentlich hinter dem von 1931 zurückbleiben.

Zum Schluß noch ein kurzer Ueberblick über die Siedlungstätigkeit im Kreise Prenzlau:

In den Jahren 1919 bis 1931 wurden im Kreise Prenzlau 14 Neusiedlungsverfahren

durch das Kulturamt Prenzlau eingeleitet. Dabei sind 315 neue Stellen geschaffen worden, und zwar 234 bäuerliche Stellen und 81 Arbeiterstellen. Außerdem wurden 4 Restgüter gebildet. Die begründeten neuen Siedlungen im Kreise Prenzlau umfassen insgesamt eine Fläche von



Ein altes Arbeiterhaus in Damme zum Altersheim umgebaut (1931).



Die Siedlung Görlich hat eine neue Schule erhalten. Erbaut 1930.

etwa 4000 ha, das sind rund 4 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche des Kreises. Größere Rentengutskolonien befinden sich in G ö r i c h mit 66, D a m m e mit 62, K r a a c h mit 43 und S c h ö n w e r d e r mit 41 Stellen.

Es wäre dringend zu wünschen, daß die

Siedlungstätigkeit in Preußen bald den erhofften Aufschwung nimmt. Ohne einen starken, fest mit seiner Scholle verbundenen Bauernstand ist eine Wiedergesundung des schwer um seine Existenz ringenden deutschen Volkes ausgeschlossen. Möge die Siedlung zur Stärkung und Vermehrung des Bauertums tatkräftig beitragen. In diesem Sinne soll es heißen:
Siedlung tut not!



Vollbauernstelle in Friedrichshof. Wohnhaus u. Stall unter einem Dach (1931).



In der Siedlung Kraach soll das Gutshaus als Schule Verwendung finden.

Worüber man sich in der Familie freut.

Wenn das Getreide nicht lagert und deshalb mit der Maschine gemäht werden kann, dann freut sich der Landwirt. Er ist stolz, wenn er goldgelbe Gerste zur Brauerei bringt, zeigt schmunzelnd dem Müller den schweren Weizen, freut sich über hohe Zuckerprocente bei Rüben und lobt den Nährwert seiner auf Aefern, Wiesen und Weiden gewonnenen Futtermittel, denn er weiß aus Erfahrung, daß er diese Erfolge nur der sachgemäßen Kalidüngung verdankt. Er wendet die Kalisalze aber auch bei Obst und Gemüse an, und die Kinder freuen sich auf diese Früchte; denn sie sind gesünder, ansehnlicher u. schmackhafter. Sie eignen sich vor allem auch gut zum Leberwintern und Einmachen, so daß es das ganze Jahr hindurch bestbekömmliches Obst zu essen gibt. Die Hausfrau zieht Mehle, die infolge ihrer guten Bäckereigenschaft verraten, daß sie von kalidüngtem Getreide stammen, anderen Mehlen vor und kocht gern Speisefartoffeln, die 40er Kalidüngesatz oder sogar schwefelsaure Kalimagnesia erhalten haben, weil diese wegen ihres ansprechenden Aussehens und guten Geschmacks von der Familie mit Vorliebe gegessen werden. In Gegenden, in denen Tabak und Wein gebaut werden, schätzt man das schwefelsaure Kali und die schwefelsaure Kalimagnesia als Dünger, ohne die wirkliche Qualitätserzeugnisse nicht zu erzielen sind. — Wenn also die Kalisalze als eines unserer wertvollsten Naturprodukte auf so vielfältige Weise Freude in die Familie tragen, wer wollte da auf ihre ausgiebige Anwendung verzichten?

Vör Wihnachten!

Van Mar Lindow.

Vör Wihnachten, ach, wat ist't för'n Tied!

In de School sünd se allermeist dorbi, sich up Wihnachten to freun. Morgens is dat in de Schoolstuw ümmer noch een beten düster, un denn sing'n se Wihnachtslieder un Lehr'n but-wennig ut den Kopp, wat se den Wihnachtsmann vörbeden will'n.

De Groten gnittern een bittschen, wenn van den Wihnachtsmann de Red is, awer de Quoden kriegen blanke Ogen un folgen de Händ'n noch faster tohoop.

Lefters giwvt dat of wat to lachen, öwerhaupt, wenn se dat plattdütsche Wihnachtsgedicht upsegg'n, wat se dit Johr lehr't hebb'n. Heinz Wendt kann dat am drulligsten rutbring'n, un se kön dat ümmer werter hör'n:

„Wihnachtschenker, Wihnachtsmann,
Bums dit Johr man düller an!
Vörig Johr hebb'n wi nich hört,
Un wi harrn jo flietig lehr't!
Mook den Sack man bittschen vull.
Wettst, wat ik woll hebb'n wull?
Een Poor Schlittschoh; mien sünd stump —
't weer al Jes hüt an de Pump!
Een Poor Handschen, — mark di dat!
Tweemol heww't al'n Knieper hadd.
Bunte Bliestift harr ik gärn,
Denn ik müdd nu teeten lehr'n.
Wihnachtsmann, wo weer dat, na,
Mit een Mundharmonika?
Of för d' School! Wi müdd'n un söln
Dorup noost no Noten späl'n.
Keppel hebb'n wi noch alleen!
Nöt — na jo, du warst jo sehn;
So wat ett jo sich weg. —
Dat ik dat noch eenmol segg:
Schlittschoh, Handschoh un Musit,
Buntstift of — un all's togliet!“

Wenn Heinz dat upsegg't un farig is, noost klatschen all de Schoolkinner in de Händ'n, un de quod Hannes Lämmers hett lezt ropen: „Heinz, man foorts noch ees!“

Willermanns hebb'n of so'n poor quode Setters in de School, de sünd nu vör Wihnachten al rein ut Hand un Band! Zerern Obend speel'n se Wihnachtsmann. In den Anzeiger schnieden se twee runne Löcher för de Ogen, een langet för de Näs un een breedet för den Mund, un dat is ehr Wihnachtsmannlarv.

Eener jett' se sich up, bind't se mit'n Twärnsfoden fast, geiht rut up den Floor un bumst an de Dör, awer mit de Fußt! Un denn röppt he mit so 'n recht growe Wihnachtsmannstimme in de Stuw rin: „Kön de Kinner of beden?“ — De awer in de Stuw blewen is, de frigg't dat denn mit dat Grulen un mit een bannige Angit un versteckt sich fix unner dat Bedd. Mucki awer, den kleinen Hund, hebb'n se al jo bang mookt, de kriippt of unner dat Bedd un blafft dor, dat em de Spuck man so flügg't!

Wenn noher Großmudder in de Stuw kümmt, denn hebb'n de beiden Wihnachtsmannspeelers heete Gesichter. Awer Großmudder frigg't se ümmer ball to Rauh. Se vertell't ehr een Gesicht, se holt ehr eenen Appel, se molt ehr up de Tosel eenen Wihnachtsmann mit Sack un Hood, orrer se weist ehr de Willer in den ollen Kolenner.

Au sünd dat man noch dree Doog hen bet Wihnachten. De Jung'ns sünd al weerer bi un speelen Wihnachtsmann. Se hebb'n de Stuw al ganz koltklappert mit ehr Nutrönn'n un Anbumsen. Mucki is al heesch van all sien Blaffen un Klaffen. Au kümmt Großmudder rin; dat is ün de Schummerstunn. Großmudder jett' sich up de Obenbank un seggt: „Heini, Hanne, nä, wat ik buten awer sehn heww.“ — „Wat denn, Großmudder, wat denn?“ fragen de Jung'ns, un ehr Ogen blinkern in'n Schummern. Hanne kümmt hinner den Disch rüm un Heini unner dat Bedd rut. Großmudder wischt ehr erit öwer de heeten Gesichter. Heini un Hanne leggen ehr Händ'n up Großmuddern ehr Kneen un fragen noch ees: „Großmudder, wat heft denn sehn?“

Un Großmudder flüstert: „Denkt ju bloß, ik weer eben noch in'n Höhnerstall, un mit ees steiht eener in de Dör. He hett 'n groten Hood up, hett lange Holtshohstewel an de Föt, un de witte Voort geiht em bet up de Post. Kinner, ik heww so'n Schreck fregen, ik heww mi müßt up den Süll setten. Dun frög de Mann no ju, Heini un Hanne, un he wull weeten, ow ji of ümmer orig sünd. Ik künn awer keen Woord rutkriegen, ik künn bloß nickköppen. Noher wull he weeten, wat ji gärn to Wihnachten hebb'n müchten. Ik wull al vertell'n, denn seggt he: „Holt mol still! De Jung'ns gohn doch al no de School?“ — Ik nicktopp werter. „Is good“, seggt he, „denn kön mi de beiden dat een bittschen upschriewen. Ik biin al olt un biin al vergetern. Ik heww of soveel in'n Kopp to nehmen, dat ik dor ball mank verbiefern do. Se söln mi den Breef hier in dat Höhnerstall leggen. „Dunn giing de Mann weg un löt mi dor up den Süll sitten. Wat nu, Heini un

Hanne?" — „Ik kann schriewen!" röppt Heini. „Ik ok!" krähgt Hanne. — „Na, denn hol ik nu Papper un Bliestift'n", seagt Großmudder un mäckt dat. De Jung'ns sö'n sich gliet an de Arbeit setten. Dat is jo de höchste Tied; morgen is de leht Dag, un öwermorgen is Wihnachten. De Jung'ns sitten un schriewen. Mit Heini geiht dat, de hett ball sien Sied run. Awer

Hanne hett grote Schweedruppen unner de Näs. He is erst siet Östern in de School un dat erst Woord, wat he schriewen will, is gliest jo bannig schwor, „Trumpeet" sall dat heeten. Helpen darf em keener, dat hett de Wihnachtsmann verboden. Na, loot' ji man Hanne, Wihnachten is jo erst öwermorgen; he kann sich driesht noch een beten Tid loten.

Inhóden.

Van W. Groß.

All Johr üm de Gänf'schlachtentied is in't Dörp wat los, denn dat Gänf'schlachten kümmt noch öwert Schwien'schlachten. Michel Brood löp all wochenlang vörher dat Woter in't Mul tohoop, wenn he bloot an Schwartzfuer dacht. Sientwegen künn't alle Doog wat geben. An Stina, wat sien Fru weer, sorgt düchtig dorfor, dat he dorvan noog treea. Se hülp rein to gärn bi't Gänf'schlachten un bröcht männig Kann vull Schwartzfuer nohus. Geld nehm se nich för ehr Hülp, bewohr, so kloof weer se woll. An ook uterdem wüßt se ehr'n Hund to leiden un fennt den ollen Spruch good: „Die Liebe des Mannes geht durch den Magen.“

Ges Sünnobends so fort noh Fierabend wull se werrer in de Rohwerschaft, üm to helpen. Michel müßt inhóden un de Rinner verwachten. 't paßt em nich sehr, Sünnobend weer de Schoopstoppobend, denn bleew he nich gärn tohus. Ollsch un Basta un'n großen Róm dorfo weer för em dörrüt keen schlech Annerholung. Awer Stina harr em mit Schwartzfuer to obend to trösten wüßt un em sogar noch 'n Teller vull dorvan in de Röhr stellt mit 'n richtigen Wickelpoot van wegen sien Hunger, de ümmer so to Klof teihn hen noch ees bi em upbüderf. Wenn't em langwielig würr, süll he sich man dormit de Tied verdrieben.

Uterdem löf se em awer noch 'n ganzen Saaf vull goode Vörsläg dor: „Paß good noh de Rinner up. Wenn Willem nich schloopen kann, brufft em bloot 'n báten an 'd Hand to foten; wenn Liese unruhig is, giwt ehr man den Ruckel werrer, denn schlöppt se gliets wirer. An Öreten brufft bloot 'n báten in d' Weeg to bumschüern, denn is se tofräden. Lüft Hanna heww ik man eben erst de Voss gáwt, de is ganz gewiß ruhig bet ik werrer komm. An dat du nich doch noch tum Schoopstopp geihst, dat is mi to unruhig, wenn de Quoden ganz alleen sind.“ — Dormit güng se ut de Stuw. Bi't Husdör föl ehr awer in, dat se noch wat vergáten harr. Se drehgt sich rasch üm un röp in de Stuw: „Vergette nich, Liese un Öreten noch ees de Flasch to geben. Ik heww allens torecht stellt, brufft bloot warm to moten. An wenn Willem schlöppt, denn nimm em den Estenerbüdel weg un legg'n mi in de Röhr, Gänf'schlachten giwt koll Föt, dat wettest du, un denn . . .“ „Na, wat denn noch all, mook man, dat weg kümmt, du olle Pápermeuser“, teem ehr Michel in de Duer. Se wull noch wat seggen, schweeg awer still, as se sien Gesicht sehng un schmeet de Dör ran.

Au seet he dor alleen as 'n Scheeper mant sien Hood. Willem, de Beerjohrscher, leeg in Mudder ehr Bedd. Öreten, de vör twee Johr togliet mit Liese antom weer, schlöp in Hulda Prüfen ehr Rinnerbedd, un Liese ehr Emmelfopp teef ut de Weeg. Lüft Hanna, de üm de

Vörmohdstied sich instellt harr, möt dat Korwgestell van den Rinnerwogen unsicher. Se wöhlt noch dorin rüm un künn nich to Ruh kom. „Wat hett bloot dat Göhr? Se ward doch nich nu all . . .“ dacht Michel. Na, de annern legen jo still, un se würr ook woll noch to Ruh kom. He nehm de Zeitung vör de Näs un füng an to boosstabeern. Erst all de Annoncen: „Storben weer teen, aber in drie Dörper weer Luftschon anseht. Wo süll dat bloot hen, dor 'n Vosswallach, hier twee Fäsen, un dor sogar teihn Gänf'. Teihn Gänf', ná, sowat! Den ganzen Sommer öwer mit de Derer to fodern und se denn so fort vör't Schlachten för nüsch't un werrer nüsch't weggeben, dat weer doch tum . . .“ Awer wat weer dat? Hanna leeg in'n Wogen un stöhnt up so 'n gewiß Dort. „Süll de Rader woll? Ach wat, man nich mell'n, will di woll bloot van Narr'n hebb'n.“ An he stodeert wirer: „Senfels stellten een hochdrogend Koh to Verkoop gegen „Barzahlung“. Good geseagt, awer de Röper nehm hüt tum leewten noch wat to, un bi de Meltpreis' stellt sich teen Minsch noch een Koh in.“ — Hier: „Sonderangebot“ in billigen Brantwien unner Friedenspreis. „Gewiß, in't Stadt, dor giwt dat sowat, awer bi uns kost de Groter ümmer noch twintig Penning. Müsch't woll rasch ees röwer-glippen un een wegstóten, awer 't geiht nich, Hanna schlöppt noch nich.“ He teef noch den Wogen. „Wat stangert denn de Quod, kann de nich to Ruh kom? Harrst nich süllt Schwartzfuer eten, Stina, heww die gliets seggt, is továl Etsh an, kann jo so 'n klein Bettel noch nich verdroegen. Wenn dat man good geiht.“ Doch he harr dat Dog all werrer in de Zeitung: Heute abend großer Filmzauber, „Dat un . . .“ Wirer teem he awer nich, dor leeg klein Hanna ehr Todeck an de Erd. Au hülp dat allens nich, he müßt man hen. Als he sich bückt, sehng he de Bescherung, un vörsüchlig nehm he de Todeck an een Zippel in d' Hüchft. „Filmzauber“, teem em dorbi in'n Sinn. So weer 't, bunter künn de Filmzauber in't Kino ook nich sind. An de Laufsprecher in'n Wogen verfloort em gliets de ganz Geichicht.

Wat hülp dat all, Fierwehr künn he dessentwegen nich alarmeer'n, un bewannert weer he in de Sofen jo ook all. He treckt sich also de Jaak ut, krepelt sich de Hemdarms hoch un füng an, den Film rückwärts to drehgen. Als he Hanna upnehm, lacht se em ut fralle Dgen an un juht lud up. Wat wüßt de quode Ripel dorvan, ná, bös könn een denn' nich sind. He arbeit nu up los, dat em ganz heet dorbi würr, un de haltw Zeitung müßt daran glöwen. Schood dorüm, he harr ehr noch gor nich mool ganz läst. Awer good, dat Sünnobend weer, van wegen de válen Bilogen.

Na, he kreeg dat oof allens werrer in de Richt. De grote Summischwamm treed noch de Zeitung in Altschon un bewees sich as bruflor. De frischen Innerlogen lär he so richtig in'n Zippel tohoop, as em sien Mudders dat all bibröcht harr. De Upschlag stöf he up dat richtig Slag, so as sich dat hört. Un Knäpen dürffen dor oof nich unner kom.

So, nu würr de Klein woll werrer schloopen. Michel glöwt dat wenigstens. Awer as he in de Köten van wegen sien egen Keinnis noch rühmanteert, quarrt dat all werrer in de Stuw. De Stimm noch müßt dat Greden sind. Un richtig! Als he werrer rin keem, stünd se hoch in Hulda Prüßen ehr Kinnerbedd un rohr, dat de Trohn man so slickert. „Nu loot doch man, mien Kleiner“, beruhigt he ehr un lär 's sachten up de Sied. Dunn sol em awer de Nudel in, un he füng an to söten. Anner't Kopp-tüssens, an't Tenn'breit, gegento in de Ritj — narenwor weer dat Dos to finden. Denn höl he Greden as 'n Bund Flicker unner den linkern Arm un fehr mit de anner Hand den ganzen Rinnersehleden um. Richtig, unner'n Strohsack harr sich de Nudel vertropen. Keen Bunner, dat se em dor nich hobhaft ward'n künn. Awer nu würr se woll werrer schloopen. Doch se ödert noch ümmer. „Wißt ehr helpen, dat se to Echloop kom deiht“, dacht he. Un wiel he dat Beddgesell nich schunkeln künn as 'n Weeg, müßt he ehr woll wat vörfingen. Awer wat, dat weer nich so licht! He grüwelt un grüwelt, wat Stina in dissen Fall ümmer säng. Awer he künn't nich kloor friegen. Wiel awer Greden woll nich versünne, wat he wull un all werrer rohr, füng he, wat em in'n Sinn keem:

„Wir sitzen so fröhlich beisammen
und haben einander so lieb,
wir erheitern einander das Leben,
ach, wenn es doch immer so blieb!“

Dat schient to helpen. Greden tuffscherte all sacht an ehr'n lieben Däumer. Noch een Vers, denn weer se wol fest inschloopen. Wo heet doch bloot de tweet? He grüwelt, dat em ball de Kopp plakt, awer he keem nich dor hinner. „Michel, büßt 'n Schoop“, müßt he sich dunn ingestoh'n. „Richtig! So fär jo Mudder, wenn se säng.“ Un nu füng he an:

„Schloop, Kindchen, schloop,
dien Väter is 'n Schoop,
dien Mudder höb't de bunte Koh,
Mäken, mook de Dgen to!
Schloop, Kindchen, schloop . . .“

Un dat hülp, se schlöp in.

He nehm denn de öwrige Zeitung. Un wiel de Anzeigen all vergräpen weer'n, möt he sich an de Geschicht: „Die Liebe höret nimmer auf“. De stünd nu all tum söß-untwintigsten Mool in, schient wirklich nich uptohör'n. Wiel se awer so klein drückt weer, strengt de Liebe de Dgen so sehr an. Na, he künn jo dessentwegen doch versöten.

Awer tum harr he anfangen un sich werrer ringrüwelt un rinläßt, dunn füng de Weeg an to wackeln, un mit de Liebe weer 't ut. Liese weer van sien Singfang munter word'n. „Druff bloot 'n baten to bumschüern“, hört he Stina noch ropen. „Na, denn man los.“ Un wirklich, dat hülp. Awer wat anners treed in. De Wogen säng werrer an to hottern. Hanna weer woll mit ehr'n Film noch ganz to Gnn' kom, un oof Greden hülf all werrer um ehr'n Nudel. He müßt'n man noch ees söten. Doch as he 'n fund'n harr, nehm he dat Bettel up de Knee un hottert mit ehr, denn würr se woll rascher möd, dacht he sich.

Wat fär doch Stina ümmer dorbi? Richtig!

„So fahren die Damen,
so reiten die Herren
mit blanken Kandaren,
mit blanken Pistolen,
sie reiten nach Polen
auf kleinen Pferden
immer hopp — hopp — hopp . . .“

Un dat güng denn, as wenn een ganz Schwadron unnerwegs weer. Un Greden geföhl dat, se friescht un lacht un würr dorvan nich möd, bewohr, se würr ümmer lustiger un kreeg ganz tralle Dgen. Wenn he anhöl, denn hottert se van sülwst werrer los. — Dor harr he sich nu wat schön inöhr. „Awer wenn un man nich . . .“, dacht he so bi sich. „Kannst jo Vörpohl schlogen, woto is denn de Emmer dor!“ Un he treckt mit een Foot de ganz Kanalisatschon in Börn un wull ehr man 'n baten asholtn. Jo, dat is ball geseagt, awer nich so ball gedohn. „Na, nu doch“, red't he ehr good to un zischelt denn so twischen de Zähne döck. Doch dat hülp nich. He müßt man up 'n anner Ort versöten. Stina liddelt jo oof ümmer. Un he versöft un liddelt ehr an 'n Buf. Liesel harr sich dewiel all wunnert, dat dat Gehotter all weer. Se stünd nu in de Weeg hoch un hottert up ehr Wief. Michel sehgt dit un schimpf: „Wuff du man!“ Doch dat estmeert de klein Krömel nich. Se bögt sich sowiet öwer, dat de Weeg ball up de Sied leeg. Michel müßt man tofoten, wenn em oof Greden dorbi in'n Emmer sol, dat hülp nich. Un't weer teen Dgenblick to spääd, denn klein Liese möt all 'n Koppssprung.

Nu stünd he dor, Liese in 'n Arm, Greden in 'n Emmer. Ganz verzogt sehgt he ut. Als he noch so nohdacht, wat woll antofangen weer mit de Kreusch, röhr sich Hanna oof noch in 'n Wogen, as wenn se an ehr'n tweten Film schreew. Un ehr he sich versehgt, weer de Jung oof munter. „Jung“, reep dunn Michel, „nu ward du oof noch dömlisch, if tann di doch hierbi nich noch an de Hand foten, soväl Arms heww if doch gor nich!“ Een Dgenblick öwerlär he as 'n Generol, un denn wüßt he, wo he dat Rinnerheer woll in Schach hollen künn. Liese keem werrer in de Weeg, de künn he mit den rechttern Foot bumschüern. Greden hülp he ut den Emmer. Se keem up sien Schoot. Un Hanna ehr'n Wogen bünd he een lang Stripp. Den Wogen regeert he mit den linkern Foot un treckt 'n mit de rechter Hand vorügg. Un för Willem harr he nu noch de linker Hand fri, dormit kreeg hee denn antofoten. Nu künn de Danz losgohn. Un dat klappt oof all, as wenn dat acht Dooq lang inöwt weer. Ahlenpegel mant de Krähgen künn't nich bäter hebb'n.

So 'n twintig Minuten höl he dat ut. Doch de Göhr'n kreeg he dorbi nich to Ruh. Awer van de anstrengend Arbeit kreeg he richtig noch ees Hunger. „Müchst mool mit Schwart-suer versöten“, dacht he dunn, hört mit dat Gehopphei een Tied up, langt noch de Röhr, kreeg Supp un Läpel un wull gerood anfängen, sich un de Kleinen dormit to beruhigen, as sich de Dör up deer, un Stina in de Stuw keem. Se stünd een Dgenblick stur as 'n ollen Boom. Awer denn duert dat nich dagers, dunn leeg Greden in ehr Bedd. Dree Klapps vör den Blanten bröchten ehr un oof Liese to Ruh. Willem rögt sich nich mehr, as he markt, wat de Klof schlogen harr. Hanna kreeg to Nacht ehr richtig Upwohrung un schlöp oof ball. Un Michel treckt vör, dewiel in sien Bedd unnertodämpeln. Wem künn weten, wat he süßen noch afträgen harr. In teihn Minuten weer ohn groot Uphebens dat Inhöden ut. Twors möken de follen Föt Stina noch lang to schaffen, awer ehr Upgebot hegt se sich to morgen up.

Erhaltet das Volksvermögen! Verhütet Brände!

Unter diesem Wahlspruch stand die Ausstellung der Feuerzozietät der Provinz Brandenburg auf der „Grünen Woche“. Der Ausstellungsstand der Zozietät war nur ein kleiner Ausschnitt aus der von ihr seit Jahren im volkswirtschaftlichen Interesse geleisteten Aufklärungsarbeit zur Verhütung und Vorbeugung von Bränden.

Mehr denn je zwingt die heutige wirtschaftliche Notlage dazu, alle verfügbaren Mittel für den Aufbau unserer Volkswirtschaft frei zu halten. Unter diesen Umständen ist die Aufklärung aller Volkskreise über Verhütung und Vorbeugung von Bränden, die alljährlich Millionen verschlingen, heute mehr denn je von unschätzbare Bedeutung. Dieser Wertvernichtung Einhalt zu gebieten, hat sich die Feuerzozietät der Provinz Brandenburg u. a. mit zur Aufgabe gestellt.

Vor dem Weltkriege neigte die allgemeine Ansicht dazu, in Bränden und Brandkatastrophen das Wirken eines naturgesetzmäßigen Schicksals zu sehen, dem der Mensch duldbend sich zu unterwerfen habe. Auch die Fachleute der Brandverhütung, die Organe der Bau- und Feuerpolizei, des Feuerwehrewesens, des Brandversicherungsdienstes waren von dieser Vorstellung vielfach beeinflusst. Sie wußten zwar aus ihrer Tagesarbeit ziemlich genau, wie oft einzelne Brände hätten vermieden werden können. Ihre Auffassung aber von der Erfolgsmöglichkeit einer systematischen Brandverhütung war viel mehr Ueberlegung der Praktiker als Ueberzeugung.

Dann kam der Krieg; obwohl er alle Maßnahmen der Brandverhütung und Bekämpfung durch die Einziehung der wehrfähigen Männer einschränkte, obwohl Frauen und Kinder, mehr noch als die Männer unbekannt mit den Brandgefahren, in deren Tätigkeitsbereich eintraten, obwohl Hunderttausende von Gefangenen, weit im Lande als Arbeitssträße verstreut, und Kriegserfaschstoffe aller Art zahlreiche neue Brandgefahren herbeiführten, gingen Brandhäufigkeit und Brandschadensverluste in den ersten drei Kriegsjahren auf zwei Drittel, sogar fast auf die Hälfte der Vorkriegszeit zurück; ein Beweis für alle die früher bereits gefühlsmäßig an die Möglichkeit einer starken Verminderung der Brände geglaubt hatten.

Eine weitere Erkenntnis kam hinzu. Als die Inflation alle Werte zerschlug, als der Brandversicherungsschutz wertlos wurde, hörten die Brände fast völlig auf. Das schlimmste deutsche Inflationsjahr 1923 wurde das brandstatistisch günstigste Jahr seit Menschengedenken!

Mit der Wiedereinführung einer festen Währung Ende 1923, mit dem Wiederbeginn des wertbeständigen Versicherungsschutzes, begleitet von der erschreckenden Kapitalknappheit der Einzelwirtschaften, setzte fast schlagartig eine Brandhäufigkeit ein, die im schärfsten Gegensatz zu den ersten drei Kriegsjahren und zu der Zeit der Inflation stand.

Nach diesen Vorgängen ist die Brandhäufigkeit kein unabwendbares Schicksal; die Zahl der Brände ist aufs engste mit dem jeweiligen seelischen Zustande eines Volkes, mit den verneinenden oder bejahenden Triebkräften einer Volkswirtschaft verbunden.

Diese Erkenntnis erweiterte das systematische Vorgehen auf dem Wege der Brandverhütung in entscheidender Weise. Legte man früher das Hauptgewicht auf die Ermittlung und Beseitigung sachlicher Brandgefahren, so trat jetzt gleichberechtigt der bewußte Widerstand gegen die seelischen Kräfte hinzu, die Zerstörung dulden oder herbeiführen.

Da die wirksame Einschränkung der Brände für die heimische Volkswirtschaft in der jetzigen Notzeit dringend erforderlich ist, rückt die Brandverhütung aus ihrer rein wirtschaftlichen Tätigkeit vor in den verantwortungsvollen Dienst an Volk und Vaterland.

Aufgaben vaterländischen Aufbaues wenden sich an das ganze Volk. Früher war die Brandverhütung eine Angelegenheit der Fachkreise, heute darf kein Beruf, keine wirtschaftliche und keine politische Richtung an dieser Frage achtlos vorübergehen. Verantwortlich sind alle; jeder in dem engen Kreise seines Haushaltes und Betriebes, alle in der Gesamtbewegung; jeder muß sich stets vor Augen halten, daß die deutsche Volkswirtschaft jährlich mindestens 400 Millionen Reichsmark an vermeidbaren Bränden ersparen kann, wenn die Erkenntnis in die Zusammenhänge der Dinge und der Wille zum Durchgreifen vorhanden sind.

Niemand wende etwa ein, es sei ihm unbekannt, was nun von ihm zu tun übrig bleibe, um die heute bestehende Bewegung des Gedankens der Brandverhütung und Vorbeugung mit seinen Kräften zu fördern. Jedem, der den Willen hat, sich im wohlverstandenen volkswirtschaftlichen Interesse dieser Bewegung anzuschließen, bietet sich die Möglichkeit, sich hierüber Aufklärung zu verschaffen und zwar durch den Besuch der durch die Feuerzozietät der Provinz Brandenburg eingerichteten

Feuerschutz - Ausstellung in Berlin W 35, Potsdamer Straße 118a

Diese Ausstellung ist täglich — auch Sonntags — von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Der Eintritt ist bei kostenloser Führung frei.

Die neue Stätte des
Wohlbehagens sind die

Kreisbahn-Gaststätten Prenzlau

Ökonom Otto Pfurr
Stettiner Straße 12 • Fernruf 600

Haus der erstklassigen Küche,
gepflegtester Weine, echter Biere /

Treffpunkt der guten Gesellschaft

Saal für kleinere Gesellschaften und
Konferenzen

Original Moselstübchen und histori-
scher Weinkeller / Einzig am Platze
Von Kennern bevorzugt!

Unterkunft für Automobilisten
Reparaturwerkstätte und Garagen

Die individuelle Behandlung des
Gastes und seiner Wünsche sind
des Hauses Ruf und verbürgen
für angenehmen Aufenthalt



Verzeichnis der Messen und Märkte für das Jahr 1933.

Ff heißt Ferkelmart.	Geip heißt Geipinftmarkt.	V heißt Weinwandmarkt	Schl heißt Schafmarkt.
Ff " Flachsmarkt.	Ge " Gänsemarkt.	R " Rammmarkt.	Schl " Schlachtviehmarkt.
Fettb " Fettviehmarkt.	Getr " Getreidemarkt.	B " Bierdemarkt.	Schw " Schweinemarkt.
Gefl " Geflügelmarkt.	Ham " Hammelmarkt.	R " Roßmarkt.	V " Viehmarkt.
Gem " Gemüsemarkt.	J " Jahrmarkt.	Rdv " Rindviehmarkt.	S " Siegenmarkt.

Die eingeklammerte Zahl hinter dem Datum der Märkte gibt die Zahl der Markttag an. Die Zahl vor dem Strich bedeutet den Tag, die Zahl hinter dem Strich bedeutet den Monat, also z. B.: 3/4. = 3. April. Wir machen darauf aufmerksam, daß die im Laufe des Jahres etwa eintretenden Veränderungen, Verlegungen und Aufhebungen von Märkten zu beachten sind daher ohne Gewähr.

Provinz Brandenburg. Regierungsbezirk Potsdam.

Alt Landsberg. K: 23/3. 22/6. 26/10. **Angermünde.** K: 19/10. **Baruth.** K: 13/3. 8/6. 3/7. 11/9. 13/11. **Weihn** 11/12. **RdvSchw:** 28/1. 11/3. 8/4. 6/5. 3/6. 1/7. 3/8. 6/9. 7/10. 10/11. **Weich.** K: Jugendum: 2/5. 24/10. **KSchw:** 16/12. **Schw:** 7/1. 4/2. 4/3. 18/3. 27/5. 10/6. 24/6. 5/7. 6/8. 19/8. 16/9. 30/9. 28/10. 11/11. 9/12. **PSchw:** 21/1. 18/2. 1/4. 15/4. 29/4. 13/5. 22/7. 2/9. 14/10. 26/11. **Beesfom.** K: 7/4. 27/10. **Schw:** 5/1. 26/1. 16/2. 16/3. 27/4. 22/6. 6/7. 20/7. 3/8. 7/9. 21/9. 6/10. 9/11. 23/11. **RdvPSchw:** 6/4. 11/5. 1/6. 17/3. 26/10. 14/12. **Belzig.** K: 6/2. 9/6. 9/10. **RdvPSchw:** 10/3. 24/8. 30/10. **Weihn:** 18/12. **St:** 4/1. 18/1. 15/2. 29/3. 27/4. 10/6. 7/6. 28/6. 26/7. 9/8. 6/9. 20/9. 19/10. 8/11. 23/11. 6/12. **PSchw:** 1/3. 12/4. 24/5. 12/7. **Bernau.** J: 1/3. 7/6. 6/9. 1/11. **Dozenburg.** K: 14/3. 3/10. **Brandenburg (Havel).** K: 16/3. 22/6. 12/10. 9/11. **St:** 23/2. 3/8. **Brückl. Markt.** K: 12/10. **Schw:** 13/4. Außerdem findet an jedem Freitag der Woche, mit Ausnahme des 14/4., **Schweinemarkt** statt. **Brüßlow.** Die Märkte fallen aus. **Dahme.** K: 21/6. 25/10. **Weihn** 18/12. **RdvPSchw:** 17/1. 21/2. 18/4. 16/5. 20/6. 22/8. 19/9. 24/10. 21/11. 12/12. **Schw:** 21/3. 18/7. **Viehm.** nur vorm. **Dallmin.** K: 17/5. 18/10. **St:** 18/1. 15/2. 15/3. 19/4. 21/6. 19/7. 16/8. 20/9. 15/11. 20/12. Märkte nur vormittags. **Bad Freienwalde an der Oder.** K: 29/3. 19/7. 18/10. **Freienstein.** Jeden Mittwoch, mit Ausnahme des 22/11., findet vormittags **Ferkelmart** statt. **Friedad t. Markt.** K: 12/10. **RdvPSchw:** 3/2. 5/5. 4/8. 3/11. **Fürstentherder.** K: 11/10. **Gerßwalde (Uckermark).** J: 30/5. **Görow.** K: 25/1. 22/2. 22/3. 26/4. 24/5. 21/6. 26/7. 23/8. 20/9. 25/10. 22/11. 20/12. **Golow.** K: 7/5. 25/10. **WeihnSchw:** 19/12. **Schw:** 11/1. 25/1. 8/2. 22/2. 7/3. 22/3. 6/4. 19/4. 3/5. 31/5. 14/6. 5/7. 19/7. 2/8. 16/8. 30/8. 13/9. 27/9. 11/10. 7/11. 21/11. 5/12. **Gramow.** J: 24/6. **Grauee.** K: 12/12. **RdvPSchw:** 7/4. 17/10. **Greiffenberg (Uckerm.).** K: 28/10. **Habelberg.** K: 4/1. 1/2. 1/3. 5/4. 8/5. 7/6. 5/7. 2/8. 21/9. 4/10. 1/11. 6/12. **PSchw:** 19/1. 16/2. 16/3. 20/4. 18/5. 22/6. 20/7. 24/8. 19/10. 23/11. 21/12. **PSchw:** 6/9. **Jüterbog.** K: 1/7. 4/11. **Schw:** 4/1. 15/2. 8/3. 5/4. 3/5. 14/6. 12/7. 9/8. 13/9. 11/10. 23/11. **PSchw:** 25/1. 22/3. 19/4. 31/5. 23/6. 23/8. 27/9. 1/11.

13/12. **Königs-Wusterhausen.** K: 23/3. 12/10. **RdvSchw:** 22/3. 11/10. **Kyritz.** K: 19/1. 23/3. 19/5. 14/7. 17/8. 17/10. **Schw:** 16/2. 20/4. 20/6. 14/9. 14/11. **RdvPSchw:** 13/12. **Lehnin.** K: 3/5. 4/10. **Lenzen a. Elbe.** K: 18/10. **sehdvPSchw:** 2/5. 15/12. **Weihn** 18/12. **St:** 25/8. **RdvPSchw:** 17/10. **Liebenwalde.** K: 4/3. 3/6. 6/10. **Ludenwalde.** K: 2/2. 18/5. 29/6. 28/9. 2/11. **Weihn:** 14/12. **PSchw:** 22/2. 12/4. 25/5. 7/6. 26/7. 6/9. 25/10. 29/11. Die **Pferde- und Schweinemärkte** nur vormittags. **Lyden.** K: 14/3. 27/6. 14/11. **Neuenburg (Prignitz).** K: 18/4. 6/6. 27/12. Außerdem jeden Montag, mit Ausnahme des 14. April, 5/6. 25/12. **Ferter.** 16/8. 18/10. 29/11. **RdvPSchw:** 14/2. 28/3. 25/4. 16/5. 27/6. 25/7. 15/8. 12/9. 17/10. 28/11. 19/12. **Neuruppin.** **RdvPSchw:** 4/1. 8/2. 5/4. 3/5. 14/6. 6/7. 2/8. 27/9. 11/10. 8/11. 6/12. **RdvPSchwSaar:** 8/3. Märkte nur vormittags. **Neuhäbi a. Dosse.** K: 21/5. 15/10. **Riemel.** K: 6/3. 1/5. 29/5. 23/10. 11/12. **Schw:** 9/1. 23/1. 30/1. 20/2. 20/3. 3/4. 24/4. 15/5. 12/6. 26/6. 10/7. 24/7. 7/8. 21/8. 4/9. 18/9. 2/10. 6/11. 20/11. **Oderberg t. Markt.** K: 21/3. 20/6. 6/9. 7/11. **Oranienburg.** K: 28/3. 27/6. 26/9. 14/11. **Pereleburg.** **RdvPSchw:** 30/3. 18/5. 24/8. 19/10. 14/12. **Gerr:** 20/2. Außerdem am Sonnabend jeder Woche **Schweine- und Ferkelmart.** **Blaue a. Havel.** K: 11/5. 5/10. **Potsdam.** J: 30/3. 22/6. 31/8. 19/10. 23/11. **Preigerbe.** K: 10/5. 11/10. **Prigwitz.** **RdvPSchw:** 9/3. 27/4. 13/7. 31/8. 5/10. 9/11. Außerdem jeden Sonnabend **Ferkelmart.** **Putilig.** K: 7/10. **Schw:** 2/3. 6/4. 4/5. 1/6. 6/7. 3/8. 7/9. 6/10. 2/11. **Schweinemärkte** nur vormittags. Außerdem jeden Sonnabend **Ferkelmart.** **Rathenow.** K: 8/6. 5/10 (je 2). **RdvPSchwSt:** 7/6. 4/10. **Rheinsberg (Markt).** K: 16/3. 22/6. 2/11. **Rhinow.** **RdvPSchw:** 12/4. 13/9. 8/11. **Saarmund.** J: 2/3. 7/12. **Schwedt a. D.** **RdvPSchwSt:** 25/4. 11/7. 24/10. **RdvPSchwSt:** 21/2. 21/3. 21/11. **Storow.** K: 13/7. 14/12. **RdvPSchw:** 12/1. 9/2. 9/3. 5/4. 17/5. 14/6. 12/7. 10/8. 13/9. 12/10. 15/11. 13/12. Die **Viehmärkte** sind nur vormittags. **Templin.** K: 23/3. 9/11. **Teupitz.** **RdvPSchw:** 1/3. 2/5. 1/8. 5/12. **RdvPSchw:** 2/6. 8/10. **Trebbin (Teltow).** K: 16/1. 27/3. 19/6. 14/8. 23/10. 18/12. **PSchw:** 14/1. 11/2. 25/3. 22/4. 20/5. 17/6. 15/7. 12/8. 9/9. 21/10. 18/11. 16/12. **Treuenbriegen.** K: 8/3. 26/4. 23/8.

18/10. 20/12. **St:** 6/1. 20/1. 3/2. 17/2. 17/3. 7/4. 5/5. 19/5. 2/6. 16/6. 4/7. 21/7. 4/8. 18/8. 1/9. 15/9. 6/10. 3/11. 17/11. 1/12. 15/12. **Wendisch Buchholz.** **RdvPSchw:** 1/4. 23/5. 29/8. 28/10. 10/12. **RdvPSchw:** 1/7. **Wiejenburg.** K: 12/1. 26/1. 23/2. 9/3. 23/3. 6/4. 20/4. 4/5. 18/5. 1/6. 15/6. 6/7. 20/7. 3/8. 17/8. 14/9. 23/9. 12/10. 26/10. 16/11. 30/11. 14/12. **Wildsack.** **Schw:** 10/1. 21/2. 21/3. 11/4. 9/5. 6/6. 4/7. 8/8. 12/9. 10/10. 7/11. 5/12. **Schweinemärkte** nur vormittags. **Wittenberge.** **RdvPSchw:** 4/1. 18/1. 1/2. 15/2. 7/3. 15/3. 29/3. 12/4. 26/4. 10/5. 23/5. 1/6. 21/6. 6/7. 19/7. 2/8. 16/8. 30/8. 13/9. 27/9. 11/10. 25/10. 8/11. 21/11. 6/12. 20/12. **Wittflod.** **RdvPSchw:** 7/2. 7/3. 2/5. 6/9. 3/10. 28/11. Außerdem jeden Sonnabend **Schweine- und Ferkelmart.** K: 22/3. 5/7. 11/10. **Rechtlin.** Jeden Freitag **Ferkelmart.** Sofern der Freitag auf einen Feiertag fällt, findet der Markt am vorhergehenden Wochentag statt. **Rehden.** K: 1/3. 15/6. 5/10. 17/11. **Roßen.** K: 8/6. 9/11. 7/12. **RdvPSchw:** 8/2. 8/3. 5/4. 9/5. 7/6. 6/7. 2/8. 4/9. 4/10. 8/11. 6/12.

Pommern.

Regierungsbezirk Stettin.
Altdamm. K: 10/11. **Rdv:** 9/1 (2). 6/2 (2). 6/3 (2). 3/4 (2). 3/5 (2). 12/6. 3/7 (2). 7/8 (2). 4/9 (2). 8/10 (2). 30/10 (2). 4/12 (2). **St:** 11/1. 8/2. 8/3. 5/4. 10/5. 14/6. 5/7. 3/8. 6/9. 4/10. 1/11. 6/12. **SchwSt:** 27/1. 24/2. 24/3. 23/4. 26/5. 23/6. 28/7. 25/8. 22/9. 20/10. 24/11. 22/12. **RdvSt:** 19/6. **Anklam.** K: 6/9 (2). **St:** 7/3. 11/7. 12/9. **Rdv:** 14/10. 21/10. **St:** 6/6. **Bahn.** K: 24/5. 25/10. **Gammeln t. Pomm.** K: 4/10. 15/11. **RdvSt:** 29/3. 27/4. **PSchw:** 27/9. **PSchwSt:** 8/11. **Daber (str. Rangard).** K: 6/4. 23/6. 19/10. 7/12. **St:** 3. 10. 17. 24. u. 31/1. 7. 14. 21. u. 28/2. 7. 14. 21. u. 25/3. 4. 11. 18. u. 25/4. 2. 9. 16. 23. u. 30/5. 6. 13. 20. u. 27/6. 4. 11. 18. u. 25/7. 1. 8. 15. 22. u. 29/8. 5. 12. 19. u. 26/9. 3. 10. 17. 24. u. 31/10. 7. 14. 21. u. 28/11. 5. 12. u. 19/12. **Sämtliche Ferkelmärkte** finden vormittags statt. **Demmin.** K: 26/10. 27/10 (vorm.). **RdvSt:** 21/3. 13/6. 15/8. 24/10. **Freidichow.** K: 6/4. 26/10. 7/12. **Freienwalde t. Pomm.** K: 5/4. 13/10. **St:** 2. 9. 16. 23. u. 30/1. 6. 13. 20. u. 27/2. 6. 13. 20. u. 27/3. 3. 10. 18. u. 24/4. 1. 8. 15. 22. u. 29/5. 12. 19. u. 26/6. 3. 10. 17. 24. u. 31/7. 7. 14. 21. u. 28/8. 4. 11. 18. u. 25/9. 2. 9. 16. 23. u. 30/10. 6. 13. 20. u. 27/11. 4. 11. 18. u. 27/12. **Sämtliche Ferkelmärkte** finden vormittags statt. **Garz a. Dber.** K:



Der Landwirt
düngt mit

- { 40er Kalidüngesalz (2—4 dz/ha)
- { Kainit (6—12 ")
- { schw. Kalimagnesia (3—6 ")

Der Gärtner
verwendet

- { 50er Kalidüngesalz (2,5—5 dz/ha)
- { schw. Kalimagnesia (5—9 ")
- { schwefelsaures Kali (2,5—5 ")

Der Winzer
bevorzugt

- { 50er Kalidüngesalz (2,5—4 dz/ha)
- { schwefelsaures Kali (2,5—4 ")

Der Tabakbauer
schätzt

- { schwefelsaures Kali (3—5 dz/ha)

R. Sauerbrey

Büchsenmacherei u. Waffenhandlung

Prenzlau

Prinzenstraße 617



Vereidigt. Sachverständiger für die Gerichte des Landgerichtsbezirks Prenzlau für Waffen, Munition und Abnahme von Schießständen

G. KLEINSCHMIDT

Inhaber: Fritz Kleinschmidt

Prenzlau

Telephon 217

Gegründet 1865

Kolonialwaren / Feine Wurstwaren / Delikatessen / Südfrüchte Weine und Spirituosen Zigarren / Zigaretten

Holz und Kohlen

en gros — en detail



De Pommer het Nudel un Spickbost,
De Bayer sien Beer un sine Wittwost,
Westfalen den Schinken, de Wecken,
Den Schlesier de Klüten good schmecken.

Dat Rheinland is up
sinen Wien stolz,

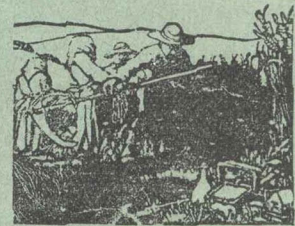


De Uckermark un
Blauband Wienholz!



Wienholz Blaubandmargarine
ist so fett wie frische Molkereibutter.
Sie besteht aus den besten landwirtschaftlichen Erzeugnissen einschließlich Sahne und spritzt beim Braten nicht aus der Pfanne.

A 283



Wilhelm Kalbersberg, Prenzlau

Königsstraße 150/51 * Inhaber: Walter Siebert * Fernsprecher Nr. 2 * Gegründet 1840

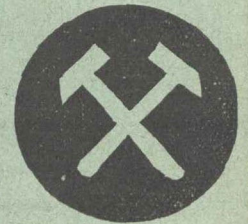
Kolonialwaren

engros — en detail

Spezialität: Frischgebrannte Kaffees in feinst. Qualit. / ff. Tees, Kakaos, Schokoladen

Kohlen-Großhandlung

Nur beste Marken-Briketts, Steinkohlen Grudekoks, Gaskoks, Hüttenkoks, Anthrazit

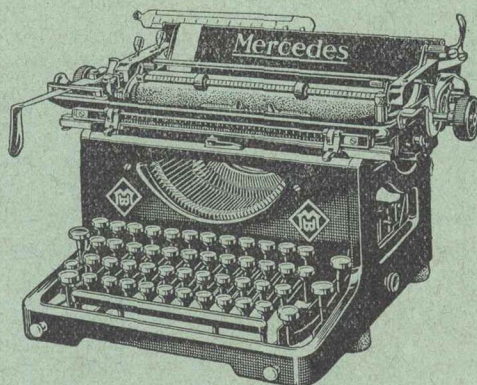


Großes Lager abgelagerter Weine und Zigarren * ff. Spirituosen

Düngemittel
Sämereien

Reparaturen an Schreibmaschinen werden durch meinen Schreibmaschinen-Techniker gewissenhaft ausgeführt / Ersatzteile / Reinigen und Überholen billigst

Allein-Verkauf der



Mercedes Elektra
Mercedes Express
Mercedes Favorit
Mercedes Klein
Schreibmaschinen
sehr leicht für die Reise

Triumph - Schreibmaschinen

Bequeme Teilzahlungen

W. HOFFMANN

PRENZLAU

Ascher Mayer

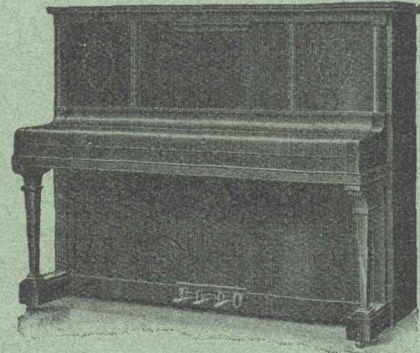
Fertige Wäsche in jeder Ausführung

Kleiderstoffe / Samt- und Seiden-Waren / Damen-, Mädchen-, Herren- u. Knaben-Konfektion / Blusen und Kleider / Leinen- und Baumwollwaren / Kurzwaren / Wollwaren / Gardinen / Teppiche / Läuferstoffe / Schnitter-Decken Erntepläne/Getreidesäcke

Prenzlau, Steinstr. 462/63

Gegründet 1828 • Fernsprecher Nr. 57

Pflegt Hausmusik



Ein gutes Klavier

von edlem Ton hat immer bleibenden Wert
Außerst günstige Zahlungsbedingungen ermöglichen auch Ihnen eine Anschaffung

Richard Filter

Musik-, Radio- und Instrumentenhandlung
Prenzlau, Friedrichstraße 249, Telefon 433

Blumenhalle

O. Hartmann

Prenzlau

Friedrichstraße 254

Fernruf 176

Blumen für Freud u. Leid



Große Auswahl in Blumentöpfen und langstieligen Blumen

Carl Schulenburg

Friedrichstraße 202 / Stettiner Str. 40
Telephon Nr. 395

Konditorei, Kaffee
Konfitüren-Handlung

Torten, Speiseeis
Bunte Schüsseln
Spezialität:
Baumkuchen

Wenn Sie in modernen und gepflegten Räumen behaglich Ihren Kaffee und Kuchen einnehmen wollen, dann besuchen Sie Konditorei und Kaffee Schulenburg in der Friedrichstraße und Stettiner Straße, Nähe Bahnhof

Hoch- und Tiefbau

Eisenbeton

Kanalisation

Kalk

Zement

Steine

Ausarbeitung von Projekten und Kostenanschlägen / Entwürfe

Walter Jahn

Inh. Dipl.-Ing. Kurt Wrede

Baugeschäft / Dampfsägewerk / Holzhandlung

Kietzstraße 38

Fernruf 111

Tischler-Hölzer

Balken

Bohlen

Kantholz

Bretter

Benzin

Oele

Ersatzteile

Reifen

Autofedern

Autolampen

Auto- und Motor-Reparaturen

Garagen-, Tank- und Werkstättenbetrieb

Kietzstraße 38

Fernruf 111

Dipl.-Ing. Kurt Wrede

Schweißen aller Metalle

Garantie



Ufermärkischer Kurier

Das Heimatblatt des
Ufermärkers, das in
keinem Hause fehlen
sollte! Anzeigen haben
den größten Erfolg

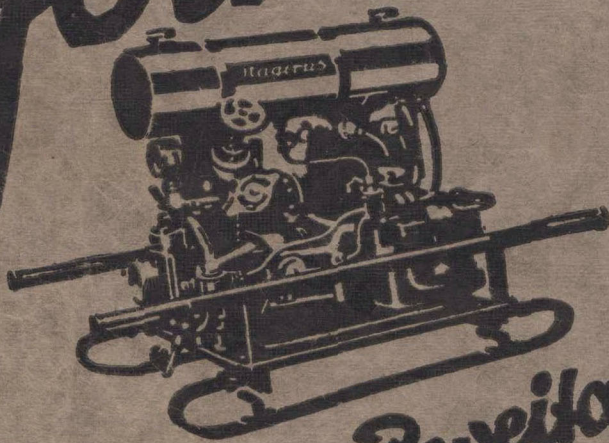
C. VINCENT
PRENZLAU

Drucksachen
jeder Art, von der
Visitenkarte bis zum
mehrfarbigen Plakat

Die neue leistungsfähige und preiswerte Magirus-
Kleinmotorspritze

NUR GOLIATH... NUR GOLIATH... NUR GOLIATH...

Goliath



mit
**Zweizylinder-Zweitakt
Motor**

Die stete Betriebsbereitschaft dieser vorzüglichen Magirus-Kleinmotorspritze „Goliath“ bietet die Möglichkeit, jeden Brand im Entstehen zu unterdrücken. Kleinere Gemeinden, Fabriken und entlegene größere Gehöfte, Klöster, Burgen tun darum gut, sich durch Anschaffung dieser billigen Spritze gegen Brandschäden zu schützen. Die „Goliath“ ist auch besonders zum Mitführen auf größeren Feuerwehr-Spezialfahrzeugen geeignet.

ÜBER 800 LITER

leistet sie und ist dazu wirklich verlässlich und sparsam im Betrieb. Nur „ein“ Mann zur Bedienung erforderlich.

NUR GOLIATH... NUR GOLIATH... NUR GOLIATH...

Anfragen erbittet und Auskunft erteilt:

C. D. Magirus A.-G., Berlin-Tempelhof
Bessemerstr. 16-22 * Telefon Südring G 5, 6556

Langjähriger Lieferant der Feuerversicherungsgesellschaft Brandenburg. / Umfangreiche Lieferungen in Motorspritzen aller Größen, in Patentleitern und anderen Feuerlöschgeräten. / Wir bitten um Einforderung von Drucksachen